



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 08169584 7



Give  
H&M  
Digitized by Google











# **Reise durch Süd-Brasilien.**

---

**Zweiter Theil.**

**Der Verfasser behält sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.**

# Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von

Dr. Robert Abe-Tallemant.

Zweiter Theil.



F. A. Brockhaus.

1859.

f



# Inhalt.

---

Seite

## Dritter Abschnitt.

### Die Provinz Santa-Catharina.

#### Erstes Kapitel.

Absfahrt von Rio-Grande. — Aufenthalt an der Barre. — Ueberfahrt nach Sta.-Catharina. — Aufenthalt in Desterro und Ansicht der Insel Sta.-Catharina. — Ueberfahrt nach S.-Jozé. — Ritt nach Rosario an der Enseada do Brito. — Paß vom Massambu. — Paß von Guarda. — Vende von Gamboa. — Campo de Una. — Mirim. — Ritt nach Laguna. — Fahrt nach Piedade. — Der Tubarão. — Reise nach Rapoza. — Warme Quellen bei Guarda. — Barro-Branco. — Passa-Dois. — Rossinha. — Passa-Vinte. — Nacht auf dem Feijo. — Marsch über die Serra do Tubarão. — Ankunft in Tejucas. 3

#### Zweites Kapitel.

Das Hochland der Provinz. — Reise von Tejucas nach Lages und Aufenthalt dasselbst. — Wasserfall des Rio-das-Caveiras. — Abreise von Lages. — Die Estancia dos Indios. — Aufbruch. — Matto-dos-Indios. — Rio-Bonito. — Das Leben eines Tropeiro. — Lager am Rio-das-Canoas, — am Rio-do-João-Paulo. — Uebergang über die Serra do Trombudo. — Die Colonia-militar von Sta.-Thereza am oberen Itajahy. — Campo da Boa-Vista. — Ankunft am Rio-dos-Bugres..... 62

## Drittes Kapitel.

Die Deutschen in Sta.-Catharina. — Sta.-Izabel. — Nossa Senhora das Dores. — Die Bargem-Grande am Cubatão. — Celdas. — Sto.-Amaro und der Salto do Cubatão. — Rückkehr nach S.-Joze und die Praha=Comprida. — Letzter Besuch von Desterro und Rückkehr nach dem Festland. — S.-Pedro de Alcantara. — Die Ansiedlungen am Maruim und Biguassu. — Besuch des Tejucashusses. — Ritt nach dem Itajahy. — Die Colonie Blumenau. — Reise nach S.-Francisco.....	140
---	-----

## Viertes Kapitel.

Besuch der deutschen Colonie von Donna-Francisca und Aufenthalt in derselben. — Rückblick auf die deutsche Colonisation im Norden der Provinz von Sta.-Catharina .....	219
--	-----

## Fünftes Kapitel.

Schlußwort über die Provinz von Sta.-Catharina. — Ihre Zukunft .....	260
--	-----

## Vierter Abschnitt.

## Die Provinz Paraná.

## Erstes Kapitel.

Abschied von Joinville. — Waldexpedition durch die Serra-Geral zwischen Sta.-Catharina und Paraná. — Ankunft auf dem ersten Campino der Provinz Paraná .....	275
--	-----

## Zweites Kapitel.

Wieder Menschen. — Der Antenjäger am Tejucumas. — Das Gehöft am Rio-do-Meio. — Mate und einige Beziehungen derselben. — Ruhe am Rio-Negro. — Beginnende Cultur. — Endliches Verlassen der zusammenhängenden Wälder und Ankunft auf dem Campo-do-Ambrosio .....	303
--	-----

## Drittes Kapitel.

Der Campo do Ambrosio. — Bivouak bei Chico de Oliveira. — Ein Franzose. — Gelbwuchselfchwierigkeiten. — Abschied von Wunderwald. — Fernere Fußtour durch die Campos und den
---

	Seite
Matto do Campo-Largo. — Hochzeitsleute. — Estancia von Donna Anna Teixeira. — Ritt über S.-Jozé nach Coritiba. — Wo liegt Europa?.....	321

---

### Fünfter Abschnitt.

#### Die Provinz S.-Paulo.

##### Erstes Kapitel.

Abfahrt von Antonina. — Der Paraense. — Joaquim Antonio de Morães Dutra, der Coroadenbändiger. — Anblick von Para- nagua. — Nossa Senhora dos Prazeres. — Cananea. — Iguape und unser kleines Dankfest. — Materielle Entwickelungen bei Iguape. — Abreise nach Santos aus der Barre von Cananea. — Santos .....	379
--	-----

##### Zweites Kapitel.

Ritt nach der Hauptstadt von S.-Paulo. — Nähe des Paraná- gebiets am Atlantischen Ocean beim Rio-Grande. — Der Campo de Ipiranga. — Die Stadt S.-Paulo. — Der öffent- liche Garten. — Thee von S.-Paulo. — Deutscher Landbau in der Provinz. — Einige Betrachtungen über das Parcerie- system. — Der Tieté und Antonio Mariano de Azevedo. — Der Beruf der Deutschen. — Rückreise über Santos nach Rio- de-Janeiro. — Schlußwort.....	413
--	-----

---



## Dritter Abschnitt.

### Die Provinz Santa-Catharina.



## Erstes Kapitel.

Absfahrt von Rio-Grande. — Aufenthalt an der Barre. — Uebersfahrt nach Sta.-Catharina. — Aufenthalt in Desterro und Ansicht der Insel Sta.-Catharina. — Uebersfahrt nach S.-Jozé. — Ritt nach Rosario an der Ensciada do Brito. — Paß vom Massambu. — Paß von Guarda. — Bende von Gamboa. — Campo de Una. — Mirim. — Ritt nach Laguna. — Fahrt nach Piedade. — Der Tubarão. — Reise nach Rapoza. — Warme Quellen bei Guarda. — Barro-Branco. — Passa-Dois. — Rossinha. — Passa-Binte. — Nacht auf dem Feijo. — Marsch über die Serra do Tubarão. — Ankunft in Tejucas.

---

Der Imperator, ein Packetboot der brasilianischen Dampfschiffahrtscompagnie, lag am 22. Mai vor S.-Jozé do Norte, der Stadt Rio-Grande do Sul gegenüber, vor Anker und harrte seiner Passagiere, da die geringe Tiefe des Wassers, wenn es auch eine Meile breit sein mag, es nicht zuläßt, daß das Schiff bis zur Stadt kommt. Wir waren zum kleinen Dampfer Continentista um 1 Uhr hinbeschieden und es fanden sich auch sehr viel Menschen ein, eine Menge, um von den Davonreisenden Abschied zu nehmen, eine andere große Schar, um die Fortreisenden bis zum Imperator zu begleiten und die bevorstehende Scheidestunde durch eine kleine Spazierfahrt zu versüßen.

Solche Abschiedsscene ist immer etwas tumultuarisch: am Bord vom Imperator dauerte sie eine halbe Stunde, bis die mit Flaggen hübsch geschmückte Continentista abstieß und mit den Nachbleibenden zur Stadt zurückkehrte.

Der Imperator rauschte dahin in seiner öden Fahrt, an fernem, todtten Sandufern vorbei und zwar unter unglücklicher Vorbedeutung. Ein frischer Nordostwind kam auf; einzelne Schiffe flogen wie fortgescheuchte Vögel von der Barre zur Stadt hinauf, auch ein Boot segelte des Wegs und ward vom Imperator hart angesegelt. Zwar schlug es nicht um, aber die vier Menschen im kleinen Fahrzeug flogen hinaus und suchten sich durch Schwimmen zu helfen. Drei Weiße schwammen ausgezeichnet und wurden nach wenig Minuten vom großen Lotsenboot des Capitão da Barra, Herrn Pinto gerettet, der vierte, ein Neger, that einige Züge und versank dann in das bewegte Element, mit ihm und in ihm zugleich das ganze Besitzthum einer Witwe, die von der Arbeit des Negers lebte. Die furchtbare Scene consternirte allgemein.

Kaum waren wir dem Leuchtthurm gegenüber, als mit dem frischen Winde dicker Nebel kam, in welchem der Imperator nimmer die so gefährliche Barre von Rio-Grande hätte passiren können. Der Anker fiel; wir hielten an unheimlicher, öder Stelle, wo schon manches Leben im Kampfe mit den Wellen den letzten Angstschrei ausgestoßen hat, einem nassen Kirchhof ohne Leichenstein, auf welchen manchmal der Mond und das Leuchtfeuer ihren matten Schimmer hindurchsandten. Doch lag der Imperator ruhig die ganze Nacht.

Um nächsten Morgen, noch ehe der Tag graute, kam der Lotsencommandant Pinto schon mit seinem großen Lotsenfutter angesegelt und sein hastiges „Vamos emborá!“ setzte Alles in Bewegung. Wie der alte Nereus steht der wackere Seemann aus, und gewiß hat schon manches Herz im Sturm und Drang der Barre von Rio-Grande im Gesicht des Alten,

wenn es am Bord erschien, Ruhe und Trost gefüllten. Ein wettergelbes Gesicht, lebhafte braune Augen, ein schneeweißer dicker Bart, der das ganze Untergesicht versteckt und dazu die saubere dunkelblaue mit Gold besetzte Uniform machten ihn auch im Frühmorgen zu einer ungemein angiehenden Erscheinung.

Zum zweiten mal gingen wir und zum zweiten mal schien Unheil hereinbrechen zu wollen. Der Bootenkutter ging im Schlepptau hinter dem Imperator. Der rasche Marsch des Dampfschiffs und die vom Räderschlag und scharfem Wind aufgewühlten Wellen verhinderten das Boot sich mit der nöthigen Schnelligkeit und Leichtigkeit zu heben; eine Welle nach der andern brach hinein in das Fahrzeug, dessen Besatzung um so heftiger schrie, als man von seiten des Imperator den Verbindungsstrick immermehr anzog und somit immermehr das sinkende Schifflein hinderte sich auf den Wellen zu erheben. Schon schienen die Bedrängten dem Meere geweiht, als man das Schlepptau fahren ließ; noch konnte das vom Wasser fast vollständig angefüllte Boot sich halten; der Imperator hemmte seinen Lauf, man schickte ein Hülfsboot mit Eimern und bald war die Gefahr vorüber, die auf uns alle den allerpeinlichsten Eindruck gemacht hatte.

Aber der alte Nereus Pinto brachte alles wieder zu Muth und Vertrauen. Um halb acht Uhr hatte er den Imperator glücklich durch böse Brandungen, zwischen Sandbänken und gespenstischen Schiffswracks hindurchgebracht und vor uns rauschte in gleichmäßigem Takt der Atlantische Ocean. Der Alte wünschte uns glückliche Reise, sprang mit der Sicherheit eines Jünglings in sein Bootenboot, warf sein Segel herum und nach wenig Minuten konnte ich den weißen Bart des alten Aegir kaum noch von den Brandungen unterscheiden, die sich zwischen ihm und uns aufwarfen.

Und sein Wunsch erfüllte sich. Zwar hatten wir Gegen-

wind, zwar zeigte der Imperator, den ich seit vierzehn Jahren kannte, daß er ein alter, schlechter Kasten geworden, zwar war am Bord nichts zu loben, wohl aber alles zu tadeln: wir erblickten dennoch am 25. Mai die hohen Serraketten von Santa-Catharina und ließen gleich nach 12 Uhr in die liebliche, breite Lagune von Desterro hinein. Da war denn alles vergessen. Wir alle weideten uns am reizenden Panorama; die Lagoa, die Gebirge, der Wald, die Anpflanzungen, alles war gleich schön, alles gleich entzückend, und in fröhlicher Stimmung löste sich der Menschenknäuel, der noch wenige Stunden vorher, an Seekrankheit und Schiffsunannehmlichkeiten leidend, verdrießlich dagelegen hatte, auf und eilte dem grünenden Ufer und dem heitern Desterro zu, in welchem das Pfingstfest mit Fähnen, Musik, Raketen und gepuschten Leuten gerade im vollsten Flor war und uns allgemein überraschte; denn im Leiden der Seekrankheit hatten wir nicht an das in der ganzen Welt gleich liebliche Fest gedacht. Auch ging unsere Reisegesellschaft beim Landen nicht gleich völlig auseinander. Mit dem Herrn Eggars, dem vortrefflichen Fabrikherrn aus Belotas, und dem Herrn Kranichfeld wohnte ich im selben Hotel; beide wollten von Rio-de-Janeiro aus die alte europäische Heimat einmal wieder aufforschen, und mit ihnen machte ich gleich am folgenden Morgen (26. Mai) einen höchst anziehenden Spazierritt durch die nächste Umgegend der Stadt als Einleitung zu einigen Excursionen, auf welchen ich die Insel kennen lernen wollte. Dann brachte ich meine Freunde ans Ufer und nach wenig Stunden war der Imperator aus der kleinen Inselwelt von Sta.-Catharina hinaus verschwunden. Vor mir lag die Aufgabe, eine kleine, aber von der Natur wundervoll ausgestattete Provinz zu durchforschen.

Und wirklich wundervoll ist die Provinz Sta.-Catharina von der Natur ausgestattet. Besonders erscheint sie so, wenn man vom Süden, aus der Stadt Rio-Grande kommt.

Raum hat man Abschied genommen von dem öden Strande, auf dem Sand auf Sand sich aufhäuft, Brandung an Brandung sich bricht und eine schmutzig-graue Meeresfarbe den Dahnsegelnden lange begleitet: so tauchen aus dem plötzlich klar seegrün oder tiefblau gewordenen Element in reinen, scharfen Umrissen prachtvolle Höhenketten heraus, schroff, hoch und gewaltig und dennoch bedeckt mit dem dichtesten Laubbach schattigen Urwaldes. Ein wirkliches Gebirge scheint aus dem Meer aufgestiegen zu sein, ohne ein flaches Vorland von einiger Ausdehnung zwischen sich und dem flüssigen Element gelassen zu haben, ein Gebirge, dessen einzelne Stränge in den dichtesten Verflechtungen ineinander gewebt sind oder nebeneinander verlaufen.

Werfen wir nun, um uns diese mannihsache Gebirgsfigur einigermaßen vorzustellen, einen Blick auf die Karte, so sehen wir, daß die Provinz Sta.-Catharina kaum etwas anderes ist als ein Küstenstreif, der sich in ziemlich gerader nord-südlicher Richtung vom 26. Breitengrad bis über den 29. Grad hinaus erstreckt, und bei dieser Ausdehnung sechs bis funfzehn geographische Meilen breit ist. So würde die Provinz denn eine sehr kleine zu nennen sein, wenn ihr nicht noch ein eigenthümliches Anhängsel gegeben wäre, wodurch ihre Definition als ein Küstenstreif bedeutend modifizirt wird. Während Sta.-Catharina in einem von Norden nach Süden, wenn auch nicht in gerader Linie verlaufenden Gebirgszug, dessen drei Sectionen man unter dem Namen der Serra de Coritiba, do Trombudo und Araringua ausgezeichnet findet, eine bestimmte natürliche Grenze nach Westen besessen hätte, ist ihr jenseits der Serra do Trombudo fast ganz genau zwischen dem 27. und 28. Breitengrade noch ein Stück Land in der Form eines Dreiecks mit gewölbten Seiten angehängt worden, dessen Durchmesser von der Spize bis zur Basis, der Serra do Trombudo, fast dreißig geographische Meilen lang

ist und an seiner Südgrenze die Quellen und den ersten Verlauf des Uruguay, in seiner Mitte aber einige bedeutende Zuflüsse desselben enthält. So hat denn das Festland dieser Provinz eine höchst ungeschickte Figur bekommen, die mich an das Bild der Gorgone mit drei Beinen erinnert.

Zum Festland kommen nun noch einige Inseln hinzu. Diese bilden zwei Gruppen. Die nördliche ist die von S.-Francisco, zwischen dem 26. und 27. Breitengrad, mit einer etwa fünf Meilen langen und zwei bis drei Meilen breiten Hauptinsel und etwa einem Dutzend kleinerer Nebeninseln; die südlische ist nun die vorzugsweise Ilha da Sta.-Catharina genannte Insel, etwa dreizehn Meilen lang und in ihren breitesten Durchmessern etwa vier Meilen breit, meistens aber viel schmäler. Nördlich, westlich und südlich von ihr liegt ein Archipel von Inseln, von denen eigentlich nur eine, die Ilha do Arvoredo, einige Ausdehnung hat und vielleicht eine halbe Quadratmeile groß sein mag.

Eben weil die ganze Provinz ein Gewirr von Gebirgen ist, zeigt auch ihre Küste ein Gewirr von Buchten und von Zacken und Borsprüngen, welche wie die Zähne einer Säge ins Meer hineinragen. Ganz dasselbe ist auch von der Insel Santa-Catharina zu sagen, welche zumal an der nach dem Festlande hinschauenden Seite so kraus ist wie das Festland selbst, und mit dem Festlandsufer eine Lagoa bildet, die fast eben solche Form wie die Insel hat.

Aber der Reisende braucht keine Geographie zu schreiben. Der Imperator war hinausgerauscht aufs Meer gegen Norden, und schon am nächsten Morgen machte ich eine Wanderung zur Höhe des Signalbergs, wie ich eine solche schon bei meinem Anlaufen der Insel auf meiner Reise nach Rio-Grande erwähnt habe. Es war viel weniger warm als damals! Viel weniger Insekten schwirrten, viel weniger Blumen blühten, und doch war die Scenerie herrlich, ja eben in ihrem

einfachern, dunkelgrünen Colorit womöglich noch herrlicher. Blauduftig lagen die Labyrinthe der Serren auf dem Festlande jenseits der lieblichen Lagune. In hundert kleine und große Küsteneinbuchtungen drängte sich das Meer murmelnd oder brausend hinein. Tief unten lag die kleine Stadt Desterro freundlich da, umgeben von anmuthigen Villen und Gärten; weiter nördlich hinauf lag an einer tiefen Bucht der kleine Kirchflecken S.-Antonio mit einigen ganz stattlichen Häusern. Nach Osten hin sieht man in eine ziemlich weite Ebene hinab, die am Meere selbst zwar mit einem Sumpfe beginnt, dann aber in Culturboden übergeht und von einem prachtvollen Amphitheater von Gebirgen umzogen ist, welche die abgeschlossene Uebersicht der Insel nach Osten und Süden verhindern. Dagegen erblickt man auf der Westseite der Insel noch das hübsche Kirchspiel Ribeirão, dem an tiefer Bucht des Festlandes halb versteckt liegenden Rosario gegenüber.

Es war Spätherbst und dennoch blühten noch einzelne Billbergien, viele kleine Rubiaceen, die allerwegs wachsende Asclepias Curaçavica, einige hübsche Lantanen, mehrere Arten Melastomen, Commelinzen, Convolvulus und Ipomöen. In herrlicher Pracht glühten in den Gärten unten in der Tiefe die Bougainvillien und Poinsettien, beide so ausgezeichnet wegen der lebhaft gefärbten Bracteen und eben deswegen scharf hervortretend aus dem dunkeln Colorit der mit reisenden Beeren überladenen Kaffeegebüsche und der düsternden Orangenbäume, welche Tausende ihrer Goldfrüchte boten.

Am 28. Mai machte ich eine weitere Excursion durch die Insel, wenn mir auch ein Theil des Tages dadurch genommen ward, daß das Dampfschiff Imperatriz von Rio ankam und einige Correspondenzen gemacht werden mußten.

Ich wandte mich nördlich von der Stadt. Die dortige Bucht heißt die Praia de Fora (die Außenbucht), eben weil sie der Stadt abgewandt ist. Anmuthige Landhäuser liegen

zerstreut in ihrer Nähe und aus dichtem Gebüsch ragt mancher gewichtige Granitblock heraus, dessen kahle Fläche und Verödung hübsch absticht von dem üppigen Vegetationsreichtum der Gärten. Man braucht wirklich nur einige Monate in vegetationsärmern Gegenden gewesen zu sein, um von neuem zu staunen über diese fastigen Pflanze, die ungeheuer Agaven der Abhänge, die dichten Kaffeepflanzungen und Orangenpartien, nebst den seltsamen Cactabäumen, die mir immer von allen Tropenformen am seltsamsten vorkommen.

Um die Höhe des Signalbergs herum führt der Weg und durchschnürt in schnurgerader Richtung die dortige Sumpf-ebene, in welcher das Manglegebüsch die volle Schlammgegend charakterisiert. Der Weg ist gut gehalten. Drei bis vier Brücken aus Holz, die eine über 90 Fuß lang, führen über einzelne Abschüsse der Niederung, in welcher der weiße Reiher gern sein Revier ausschlägt.

Am Fuße des Gebirgs jenseits der Niederung hebt sich nun die Fläche; man wandert zwischen kleinen Anpflanzungen, Obstgärten, Kaffeepflanzen hin auf einem schmalen Pfad, der öfters über einen kleinen rauschenden Bach setzt. Palmen ragen links und rechts hoch empor über den Orangenbäumen, unter denen lustige Kinder sich mit dem Vieh des Hofes umhertummeln und hübsche Dorfscenen bilden. Das scheint alles trivial, das kann man bei uns im Norden auch haben! Ja, und doch nicht so, doch nicht so ganz, und immerhin möchte ich jeden Nordländer einladen, mit mir die kleinen Bauernscenen zwischen den Bergen der Insel Sta.-Catharina zu durchwandern.

Höher hinauf steigt nun der Weg. Aus dem Walde der Höhen rauscht links hinüber ein aus mehreren Armen zusammenströmender Bach einige hundert Fuß sein Felsenbett hinab und zerschellt tausendsfach am schroffen Gestein. Eecropien und Palmen neigen sich über ihn hin und Myrten und Bigno-

nien bilden ein Waldbedict in seiner Nähe. Sein Rauchen begleitet uns hinauf auf den Kamm der Höhe.

Ein herrlicher Anblick! Das blaue Meer liegt in seiner vollen Majestät vor uns, hoch aufsteigend gegen den Horizont, wie das immer erscheint, wenn man von einer Erhöhung die weite Fläche überblickt. Aber gerade unter uns liegt ein blauer, zu einzelnen Buchten und Längsfortsetzungen ausgedehnter Landsee, um welchen herum ein gesegneter Landbau, freundliche Wohnungen oder schroffere Waldeshöhen sich lagern. Fast möchte man an einen Landsee der Schweiz erinnert werden. An einer Stelle treten die Ufer in zwei Spangen sich einander sehr nahe. Man hat sie durch eine Brücke verbunden. Etwa weiter nördlich von dieser Stelle liegt auf einem Hügel der Flecken Conceição da Lagoa, dessen Kirchweihfest eine Wallfahrt der Bewohner von Desterro bildet wegen der Lieblichkeit des Wegs dorthin und der Lage vom Orte selbst. Zuletzt verschwindet die herrliche Lagune zwischen Waldhöhen, breitere oder schmalere Wasserlädchen bildend. An ihrem nördlichen Ende liegt wieder ein kleines Kirchspiel Rio-Bermelho. Einige Raubvögel strichen über der lieblichen Fläche umher, welche von keinem Windeshauch bewegt ward und des reinen Himmels Bild rein zurückwarf, während weiterhin das Meer brausend ans Gestade schlug. Hinter mir rauschte im Dicticht der Waldbach und in den Kronen der Palmen wehte melodisch der Mittagswind.

Eine Ruine lag am Wege auf einer hervorragenden Spize. Halbsäulen an der Eingangspforte und die Festigkeit der Mauern ließen auf eine zu weitläufig angefangene Kirche oder ein beginnendes und dann wieder vergessenes Kloster schließen. Herrlichere Aussicht konnte nur selten ein heiliger Ort bieten.

Aber auch der Rückblick auf die durchwanderte breite Thalsfläche ist lieblich. Das ganze Thal ist ein Park von großen Dimensionen, in dessen schönen grünen Räumen das Nützliche

mit dem Schönen sinnig verwebt worden ist. An vielen Stellen glänzt der durch die ganze schräge Fläche eilende Waldbach schäumend hervor und nässt die ihn hier und da hemmenden Granite bis zum spiegelnden Glanze. In allen Pflanzungen erkennt man selbst von oben herab den Segen der Früchte, des Kaffees und der Orangen; neben kleinen Zuckerrohrpartien glänzt die hellgelbe Blüte des Baumwollenstrauchs. Hoch an den Bergen liegen einzelne Landhäuser zerstreut, romantische Wohnungen, solange die schmalen Wege nicht von anhaltendem Regen gestört werden. Wer dem Getümmel der Städte gern entsagt und in ländlicher Zurückgezogenheit der Natur und den Mäusen leben will, die gern mit ihm wandern und die blauen Höhen, das Revier der Freiheit, lieben, der mag an diesen Abhängen der Insel Sta.-Catharina das glücklichste Asyl finden.

Beim Rückweg, den ich am Westrande des Thales einschlug, traf ich noch die kleine Kirche Menino-Jesus, eine bescheidene Kapelle, leicht erhoben über der Umgegend und wunderhübsch gelegen. Ein naher Weg führt dann über die Höhe, dessen vorragendster Punkt die Signallspitze ist. Er wird von den Landleuten, die zur Stadt aus dem Innern der Insel gehen, immer als bedeutender Richtweg gewählt, und man begegnet vielerem jungen Volk, was nach gemachtem Verkauf und geschehenem Einkauf längs der Höhe wieder nach Hause zieht, auf der Schulter einen Stock tragend, an dem vorn die leeren Milchgefäß aus Blech hängen, hinten meistens ein großes Bündel von Seefischen, die in bedeutender Menge gefangen werden. Mühevoll zwar ist der Weg, aber den Heimkehrenden belohnt dafür ein voller Rückblick auf die Stadt, den Hafen, die lieblichen Seegestade, und andererseits schaut er hinein in das schöne breite Thal, aus welchem er gar leicht das bescheidene heimische Dach des väterlichen Hauses zwischen den Kaffeesträuchern und Orangen herausfindet.

Weniger cultivirt, aber nicht weniger anmuthig ist das nördliche Ende der Insel nach S.-Antonio hinwärts. Auch dorthin führt der Weg längs der Praya de Fora und längs des oben schon bezeichneten Brückendammes, an dessen Ende dann die Richtung nördlich geht. Man steigt bald bergan und genießt die herrlichste Aussicht über den nördlichen Theil des Binnensees zwischen Insel und Festland. Auch hier sind hübsche Anpflanzungen aller Art, auch hier ein fröhliches Landleben, aber es ist einfacher, bescheidener, abgelegener. Klare kleine Wasserrinnen in den Tiefen, aber unbedeutender als der Bach der andern Seite. Aus einem Hügel kommt ein Quell, der in seinem Laufe alles Kraut mit einem rothen Schleim überzieht und einen eigenthümlichen Bodensatz bildet; das Wasser schmeckt stark eisenhaltig, stark genug, um zu medicinischen Zwecken verwandt zu werden. Doch rinnt das Wasser nur sparsam.

Ueppig blühten auch viele Agaven. Solche Blütenschafte, wie oft man sie auch schon gesehen haben mag, imponiren immer von neuem wieder. In vier Wochen entwickelt sich solch ein Schaft zur Höhe von 30 Fuß, mit einer Menge von Nebenkästen, an denen dann die Blüten glockenartig herabhängen. Die Amaryllideenblüte der Agave ist ja bekannt genug. Drei äußere schmale, drei innere breite grünweissliche Deckblätter hüllen die Geschlechtsorgane ein. Sechs Staubfäden bilden in ihrer Mitte eine dicke fleischige Anschwellung, womit sie das dreigetheilte obere Ende des Fruchtknotens umfassen, sodass drei Staubfäden abwechselnd an der innern Fläche der fleischigen Anschwellung noch eine hervorspringende Leiste haben, welche sie in die Zwischenräume des Fruchtknotens hineinlegen. Die Blüten haben einen höchst angenehmen Weilchenduft. An den verblühten Exemplaren traf ich nicht eine einzige Samenkapsel, dagegen eine große Menge lebendiger Junge, die sich in den Schuppen des Stammes bilden und an den

Aesten des Blütenschafes an kleinen Stolonen hängen, was ganz hübsch aussieht. Bei den blühenden Exemplaren, ja selbst in den noch geschlossenen Knospen schien mir das Stigma meistens alterirt und verkommen zu sein, sodaß vielleicht gar keine Befruchtung stattfindet und die Pflanze durch lebendige Jungs für Fortpflanzung der Art zu sorgen hat.

Herrlich sahen auch die zahlreichen Girivapalmen aus, die voll reifender Früchte hingen und an einzelnen Stellen hübsche Palmeta bildeten. Drei Fruchttrauben hängen meistens unter der Menge gefiederter Blätter oben um den kräftigen, glatten Stamm herum. Jede Traube enthält 2—300 rothgelbe Früchte von der Größe kleiner Pflaumen, welche einen angenehmen Fruchtduft haben und ein süßschmeckendes, öliges, von vielen Längsfasern durchsetztes Fleisch. Der Kern ist eine vollkommene Kokosnuss von ungemeiner Härte, sodaß man sie nur mit einem tüchtigen Hammerschlag öffnen kann. Die reisenden Trauben sehen wirklich prächtig aus und glänzen weithin unter dem Laubbach des Baums. Gerade in der Nähe einiger Palmen rankte in voller Blütenpracht die Bignonia splendens über Büschchen und Bäumen hinweg; Palmenfrucht und Bignonienblüte passen vortrefflich zusammen in ihrem vollen Farbenschmuck. Ihnen gesellten sich noch einige blühende Canna-Arten und Lantanen nebst der Curaçavischen Asclepias hinzu.

Ein kleines Leiden hatte ich auszustehen. Um einen Blick zu thun in den Haushalt der Ameisen, die die Cecropien bewohnen, schnitt ich eine junge Cecropie ab. An jeder Stelle, wo eine Narbe die Stelle eines ehemaligen Blattes bezeichnet, hat die junge Pflanze, die sonst ganz hohl ist, eine Scheidewand wie die Gräser. Sowie die Ameisen in den Stamm eingedrungen sind, machen sie eine Communicationsöffnung in jede Scheidewand und haben so einen vegetabilischen Palast, der zwanzig bis dreißig Stockwerke enthält. Man trifft in

ihm die große Königin und eine Menge sehr kleiner Eierchen. Doch nahmen mir die Ameisen meine Untersuchung sehr übel, und ehe ich mich dessen versah, war ich von ihnen überfallen und wurde arg zerbissen, eine Plage, die wol eine Stunde dauerte. Wer also die wiederum in Ameisen zurückverwandten Myrmidonen in ihrer Cecropsburg belauschen will, sei etwas vorsichtig dabei!

Vor allen Pflanzenformen aber fiel mir eine ganz besonders auf, eine Philodendron, eine Aroidee, vielleicht die mächtigste von allen. An feuchten Stellen, in dichten Hecken, auf halbverwesten Baumstämmen steht der saftige Stamm, zwei bis drei Fuß hoch und noch höher, mit grauen Narbenflecken, ganz wie die Haut einer Schlange, bedeckt, den Spuren der abgefallenen Blätter. Zwölf bis sechzehn Blätter bilden die dichte, saftige Krone. Jedes Blatt hat einen saftigen Stiel von etwa zwei Fuß Länge, ebenso groß und noch größer ist das dicke, pfeilsförmige Blatt selbst. Aber es bildet keine Fläche, wie sonst die Aroideen, vielmehr ist es tief eingezackt und nur an seinen Rippen, deren es je neun bis zehn zu beiden Seiten alternirend an der Mittelrippe hat, mit Blattsubstanz versehen. So bildet es eine ebenso starke als elegante Blattform, deren Pracht schon von fern in die Augen springt. Am untern Ende der Blattstiele entspringen nun aus dem Stamme einzelne Warzen, die zu langen, dicken, fast rübenartigen Stolonen auswachsen und sich um benachbarte Büsche und Bäume anklammern und so den Stamm des eigenen Gewächses festhalten. Aus dieser parasittrenden Natur hat die Botanik die liebenswürdige Seite herausgesucht und die Pflanze Philodendron, „Baumlieb“ genannt. Wunderbar verstrickt ist manchmal das Philodendron mit seinen Nachbarn; oft kann man den Zusammenhang kaum herausfinden. Oft stirbt nun das Gewächs ab. Aber auf dem Sterbenden, auf der Leiche des Gestorbenen bildet sich aus dem Stolo ein neues Philoden-

dron, ein knollenartiges, wunderlich gestaltetes, welches seine Epigonennatur halb im Moder, halb in der Luft hängend fortsetzt. Alle Theile der Pflanze haben eine rübenartige Substanz. Durchschneidet man sie, so schwitzen sie einen Saft aus, der in der reinsten goldgelben Farbe zu einem Harze gerinnt, welches man zur Reinigung von schlaffen Wunden angewandt hat. So erschien mir denn die Aroidie als eine der bemerkenswertheften und prachtvollsten Pflanzen der Insel. Und noch mehr! Ich bin fest überzeugt, daß man, wenn man der Pflanze ihr scharfes Harz entzieht, aus ihr ein ganz vortreffliches Nahrungsmittel gewinnen kann.

Freilich hat man viel bessere Nahrungsmittel auf der Insel. Das glückliche Eiland erzeugt eigentlich alles, was zum Leben nothwendig ist: Fleisch und Gemüse aller Art, herrliche Früchte, sogar ausgezeichnete Weintrauben, Kaffee, Baumwolle, Tabac, Zuckerrohr u. s. w., obgleich bei der Kleinheit der Insel eigentlich kein Artikel als ein besonders wesentlicher Exportartikel hervorzuheben ist.

Dasselbe ist auch von der Hauptstadt Desterro selbst zu sagen. Unter den 6 — 7000 Einwohnern hat sich kein besonderer Zweig von Thätigkeit ausgebildet, wodurch der Stadt irgendeine Bedeutung zukäme. Man sieht alle Gewerke und den Handel in gleichmäßiger Entwicklung, ohne irgendeine glänzende Seite zu zeigen. Es fehlt nicht an großen Häusern, doch scheint es mir sehr an großen Läden und Waarenmazären zu fehlen; ja ich kann nicht umhin offen einzugesten, daß ich in fernliegenden, viel kleinern brasiliischen Städten, wie z. B. Itaqui und Uruguahana, in S.-Gabriel und Allegretti viel Besseres derart gesehen habe. Der Anstrich einer gewissen Eleganz, einer anscheinenden Wohlhabenheit fehlt hier gänzlich. Man sieht keine Hauptstraßen, sondern nur Nebenstraßen; ein altes Zuchthaus, ein alter Präsidentenpalast, ein altes Posthaus, ein neuer Fischmarkt, ein gräßlich altes Thea-

ter und einige leidliche Kirchen möchten die Hauptgebäude der Stadt sein. Sehr hübsch ist am entgegengesetzten Ende der Stadt die neue, halb ausgebauete Misericordia, in der die unermüdlichen Soeurs de charité sich mit kranken Leuten und kleinen Kindern außerordentlich viel Mühe geben, um durch alle nur möglichen guten Werke in den Himmel zu kommen. Die guten katholischen Schwestern! Ich freue mich immer, wenn ich die lieben freundlichen Gesichter unter den weißen Cornettes zu sehen bekomme! So manch Stück Arbeit habe ich mit ihnen vollführt in den Hospitalslern von Rio, so manche ernste Stunde verlebt in Gelbfieberzeiten, in der Misericordia, im Hospicio de Pedro II., im Nossa Senhora da Saude! Gerade die Superiorin vom Hospital von Desterro, Soeur Roza Bialla, erinnerte mich an so ernste, schwere Zeiten. Viele von den Schwestern in Rio waren am gelben Fieber erkrankt, so manche starben in ihren Reihen, freudig, getrost, todesmuthig. Auch Soeur Roza war damals sehr frank; während meiner Anwesenheit in Europa war sie Superiorin in Desterro geworden, und ich freute mich von Herzen, als ich die liebe Schwestern wiedersah.

Sonst habe ich in Desterro wenige Menschen kennen gelernt. Der Präsident der Provinz, Dr. Coutinho, nahm mich freundlich auf und verhieß mir seinen Beistand zur glücklichen Völführung meiner Reise, sowie ich auch einige sehr zuvorkommende Angestellte in seinen Bureaux kennen lernte. Eine freundliche und erquickliche Menschengruppe bildeten einige deutsche Gelehrte, Lehrer am Lyceum zu Desterro. Der Director ist ein Herr Becker; einer der Professoren ist ein Herr Burkart, welchen beiden sich ein Dr. Müller hinzugesellt, alle drei frische, offene deutsche Naturen von guten Kenntnissen, in deren Umgang ich mich wohl fühlte. Gerade in den Tagen meines Aufenthaltes in Desterro machte man ihnen seitens der Tagespresse das Leben etwas sauer. Die Herren

find nämlich Protestanten und das findet man gefährlich für die Jugend. Wenn man doch um Gottes willen still sein wollte mit dem widerlichen Gezänke! Erst wollen sie uns das Evangelium nicht lassen und hinterher noch unser Wissen nehmen! Doch können wir vollkommen ruhig sein, denn ich glaube ganz offen gestanden nicht, daß die drei Zeitungen von Desterro: „Argos“, „S.-Elmo“ und „Cruzeiro“ den Gang und die Entwicklung unsers Jahrhunderts zu hemmen im Stande sind, wie bedeutend sie auch sonst immer sein mögen.

Eine mir sehr angenehme und interessante Persönlichkeit in Desterro ist Herr Schüttel, ein Schweizer oder Norditalianer, eine freie, vielseitig ausgebildete Natur. Ursprünglich Chemiker und Techniker, hat er sich mannichfach mit physikalischen Wissenschaften befreundet und hat interessante Reisen gemacht, die ihn denn zuletzt nach Sta.-Catharina führten, wo er auf manche Colonieentwicklung unverkennbaren Einfluß gewonnen hat. Und noch mehr! Seine eigene gute Erziehung hat sich auch auf manche Kreise der Stadt wohlthuend ausgedehnt. Herr Schüttel ist auch ein tüchtiger Dilettant in der Musik, ein wackerer Violinspieler. Als nun vor einigen Jahren ein vortrefflicher Musiker aus Stettin, Herr Hauß, nach Desterro kam und sich dort seine Thätigkeit bildete, haben beide mit vereinten Kräften einer gebiegenen Musik die Bahn gebrochen und den Geschmack entschieden geläutert. Sie haben eine Art von Liebhaberconcerthen zu Stande gebracht, Orchester und Singstimmen, woran viele Einwohner der Stadt mit ihren Familien Freude zu finden scheinen und ebenso gern jetzt Mendelssohn'sche und Schubert'sche Sachen hören, wie den Cavatinenmarsch von Verdi und Bellini.

Aber auch den Europäer regen solche alte bekannte Töne mächtig an. Beim Herrn Hauß im Hause hörte ich, eben von den Guarani's am Uruguay zurückgekehrt, Beethoven'sche Sachen, wieder von Mendelssohn und Schubert und Schu-

mann'sche Klänge! Solche Töne schlagen mächtig ein in die innerste Seele, und das um so tiefer, je weniger man auf dieselben vorbereitet war! So geht denn heilige Orphische Kunst in stillem Wandel noch heute um den Erdball und mildert die Sitten und zähmt das Wilde und Ungebändigte am Rande der Urwälder selbst von Südamerika.

Bon der Volksmenge in Desterro kann ich wenig sagen. Der Reisende, zumal wenn er sich nicht allzu lange in einer brasilianischen Stadt aufhält, hat wenig Gelegenheit, das Volk in seiner Menge zu erleben, denn ein öffentliches Volksleben, ein Leben und Treiben auf Promenaden, Musikgärten und Brunnenplätzen gibt es nicht, am wenigsten im kleinen, etwas verrosteten Desterro. Doch war am 30. Mai das Kirchweihfest der Kapelle von Menino-Jesus (vom „Kleinen Jesus“) jenseits des Signalbergs. Da gingen denn am Morgen viele Menschen hinaus; ich traf Herren und Damen ganz elegant zu Pferde, noch viel mehr Leute gingen zu Fuß, und es sah ganz gut aus, wenn so einzelne Scharen gepudzter Menschen die Abhänge am Strande hinabschritten oder aus dunklen Kaffeebüschchen hervorkamen, um zur Kapelle zu ziehen. Doch kam mir der Menschenschlag nicht eben schön vor. Ja, er erinnerte mich ziemlich unangenehm an Madeira: dieselbe Indifferenz der Gesichter, dieselbe Reglosigkeit der Mielen, dieselbe Verwitterung der Gesichtsfarbe. Die Einförmigkeit eines Insellebens macht auch das innere Leben einsförmig und reglos, und das Antlitz wird der Träger des inneren Lebens, es wird, wie jenes, einsförmig und reglos.

Aber Sonntags sehen alle Menschen gut aus. Und so gefiel mir auch die Desterrenser ganz gut auf ihrer Wanderung zum Klein-Jesus-Fest. Nur schade, daß es bald zu regnen anfing und so der Fortgang des Festes gehindert ward. Vielleicht geht die schöne Welt der Stadt erst später nach Menino-Jesus hinaus, und wenn ich nachmittags hinaus-

spaziert wäre zum Kirchweihfest und kein Regen die Leute zurückgehalten hätte, würde ich ganz gewiß viele wunderhübsche Damen und elegante Herren gesehen haben. Somit möchte ich denn meinen Ausspruch, der Menschenschlag in Desterro wäre nicht eben schön, nur sehr bedingungsweise und mit bedeutender Vorsicht gethan haben.

Wie einsamer als auf dem Wege zum Kirchfest war es auf dem Kirchhof von Desterro, den ich denselben Nachmittag besuchte. Der Regen hatte sich verzogen, die Wolken hatten sich zu schneeweissen Ballen zusammengezogen und waren in die Thäler, ja fast bis zum Meeresufer hinabgesunken, sodaß die hohen Gipfel der Serren auf dem Festlande im reinsten, klarsten Grün gen Himmel hinaufragten. Der Kirchhof, nordwestlich von der Stadt gelegen, fast unmittelbar über dem Engpaß (estreito), der hier die Insel vom Festland trennt, lag im stillsten Frieden da, nach beiden Seiten, nördlich und südlich, großartige Fernsichten über die Lagune bietend, nach beiden Seiten hohe Gebirge, Buchten und glänzende Caps zeigend, ein Bild, das mich fast an die Meerenge von Messina erinnerte, und jenen Maitag, als unsere drei österreichischen Kriegsfahrzeuge durch dieselbe hindurchzogen; weniger classisch freilich die Meerenge von Sta.-Catharina, selbst bis auf die Schiffahrt, denn nur ein kleiner dänischer Schooner, Union, zog mit kaum gewölbten Segeln durch die Meerenge hindurch nach dem Norden. Unten am Strande liegt ein kleines Fort mit fünf bis sechs Kanonen, um die Einfahrt in den Hafen von Desterro zu überwachen; südlich von ihm ist das Ufer von Granitblöcken gebildet, an die sich Grauwacke in der allerninnigsten Verkittung angelegt hat, so fest, daß an einigen Stellen, wo die Cyclopenmauer zertrümmert ist, beide Gesteine zusammen losbrechen, ohne einander loszulassen.

Eine höchst unvollkommene Fährverbindung findet hier zwischen Insel und Festland statt. Es kamen gerade einige

Reiter, die mit ihren Pferden nach dem Continent hinüberwollten. Von einem kleinen, kümmerlichen Fährhause stieß ein ganz gewöhnliches Canot mit zwei Menschen ab; man band den Pferden Stricke um den Hals und trieb sie so nach manchen vergeblichen Mühen ins Wasser hinein. Unter heftigem Schnauben schwammen sie neben dem Canot her ans jenseitige Ufer. Bei stillem Wetter geht das, aber wenn nur einigermaßen der Wind weht, scheint mir die Procedur doch etwas riskant zu sein; die Breite des Estreite mag doch immer tausend Fuß und noch mehr betragen, und die Thiere müssen die ganze Strecke schwimmen.

Die Kümmerlichkeit der Fähre beweist auch einigermaßen die Unbedeutsamkeit des Verkehrs zwischen Festland und Insel. Nicht das kleinste Dampsboot verbindet die Provinzialhauptstadt mit dem gegenüberliegenden Ufer, von welchem morgens nur einige Colonisten zur Stadt kommen, um ihre Producte zu verkaufen. Für die Entwicklung beider, der Stadt und der Anlagen auf dem Festland ist die ganze Lage der Hauptstadt höchst beeinträchtigend. Man sollte sie unbedingt nach dem Festlande hinüberziehen. In kurzer Zeit schon würde sich der Vortheil dieser Veränderung herausstellen und sich eine schnelle Entwicklung der Colonien des Festlandes ergeben, unter welcher die neue Hauptstadt ebenfalls schnell heranwachsen würde und jenes kümmerliche, reglose Colorit verlieren, was Desterro, trotz seiner reizenden Natur und des lieblichen sie umlagernden Friedens dennoch auf die Länge etwas langweilig machen muß.

In S.-Miguel müßte eine Hauptstadt bald vortrefflich gedeihen, in S.-Miguel oder der nächsten Nähe dieses Orts; die Bucht bietet mehrfach vortreffliche Hafengelegenheiten. Schon Anson hat auf die maritimen Vorteile jener Gegenden hingedeutet, nach ihm ist das mehrfach von andern Seefahrern geschehen. Am Ende ist bei Kriegseventualitäten die Insellage

der Hauptstadt sehr unsicher; Stadt und Insel können leicht überrumpelt werden. Ich sah ein amerikanisches Dreimast-schiff nördlich von Desterro kreuzen; es können dort ganze Flotten einklaufen und sicher ihre Bewegungen machen. Vor-läufig mag das wenig zu bedeuten haben, aber es mag doch einmal eine Zeit kommen, wo Desterro, heranwachsend, ein verwundbarer Fleck sein möchte und das Gelüst einer mariti-men Macht anregen könnte. Schon deswegen ist die Insel-lage der Hauptstadt zu missbilligen.

Am letzten Mai bereitete ich meine Abreise von Desterro vor. Ein Major, Herr Alvim, hatte die Güte gehabt, in S.-Jozé auf dem Festland, Desterro gegenüber, für den Ankauf von Pferden für mich Aufträge zu geben. Der Herr Prä-sident Dr. J. J. Coutinho versah mich mit einer bedeutenden Reihe von Briefen an einflussreiche Personen der einzelnen Districte, durch welche ich kommen würde, und mit einer of-fenen Aufforderung an alle Civil- und Militärbehörden, mir all die Hülfe zu leisten, die ich zur Erreichung meiner Reise-zwecke nöthig haben möchte, sobald ich trotz der vorgerückten Jahreszeit einer glücklichen Reise, so weit solche von Menschen-macht abhing, entgegensehen könnte.

Zur Reise selbst hatte ich mir folgenden Plan gemacht. Auf meiner ersten Excursion wollte ich von S.-Jozé nach Enceada, Garupaba und über Mirim nach Laguna gehen, dort den Tubarão hinaufgehen zu den Steinkohlenlagern, und über die Serra an den Quellen des Uruguay vorbei nach Lages reiten, wenn die Witterung diese höchst beschwerliche Tour zulassen würde. Von Lages wollte ich dann über die sogenannte Militärcolonie und die Colonie von S.-Pedro de Aleantara nach S.-Jozé zurückkehren und auf einen oder zwei Tage wiederum in Desterro vorsprechen.

Eine zweite Excursion sollte mich dann von S.-Jozé über den Biquassu und S.-Miguel nach Tejucas führen und von

dort über Porto Bello nach dem Itajahy und dessen Colonien. Ueber Itapocoroi sollte mich dann mein Weg in das Gebiet des S.-Francisco führen, wo ich eine genaue Ansicht der dortigen Colonie gewinnen wollte. Falls es möglich wäre, wollte ich von S.-Francisco auf einer neuen Picade über S.-Joze nach Coritiba gehen oder, falls jene Picade nicht zu passiren sein würde, eine bessere Straße über Guarataba auffuchen, und so auf einem Umwege in die neue Provinz Parana hinaufgelangen.

Am 1. Juni morgens 8 Uhr war ich denn reisefertig. Ein leichtes Boot trug mich mit meinen Reise-Utensilien aus der Bucht von Desterro fort, und im schönsten Morgenglanze entwickelte die herrliche Lagune alle ihre Reize. Kaum ein Küstchen regte sich; in scharfen Umrissen ragten die grünen Gebirgsketten des Festlandes gen Himmel; man konnte tief in die einzelnen Thäler hineinblicken und an den Anhöhen jedes Häuschen erkennen. Auf den glatten Granitmassen, die aus dem ruhigen Meereselement herausragten, saßen Möven und puhten sich ihr weißes Federkleid; einzelne Stosstaucher flogen auf Jagd umher und stürzten dann urplötzlich hinein in die Lagune; eine Menge kleiner Canois lag zerstreut auf dem Wasser, besetzt mit angelnden Fischern, die alle Augenblicke einen silberglänzenden Fisch aus der grünen Tiefe herausholten. So bot alles ein ebenso liebliches wie großartiges Friedensbild dar, in welchem wir eine starke Meile machten.

S.-Joze ist ein kleines Städtchen, das freundlich, wie alles, was an der Lagune von Sta.-Catharina liegt, an einem Abhange sich ausdehnt und manche recht hübsche Häuser hat. Eine neue Kirche schien im Bau stecken geblieben zu sein; eine kleine, höher gelegene Kapelle schien sie selbst überflüssig zu machen. Und so mag sie denn etwas an Caçapava erinnern.

Ich fand zwar Pferde vor, doch erregten sie mir kein gro-

ses Zutrauen, obgleich sie wenigstens eine Tugend in hohem Grade an sich trugen, eine geduldige Ruhe und Gelassenheit.

Wir brachen auf. Der Weg ging meistens angesichts der Bucht, deren Ebbezustand das flache Ufer eben nicht schön macht. Schön waren nur die weißen Reiher, die dort umhergingen und oft in seltsamem Schnellauf einzelne Thiere auf dem Schlamme verfolgten.

Gleich zu Anfang passirten wir den Maruim; eine Steinbrücke von sechzehn sehr schmalen Bogen führt über den Fluß. In den Niederungen dieser Gegend liegen viele Ziegelbrennereien und manche ganz hübsche Anpflanzungen, wie ungesund auch die halb sumpfige Gegend aussehen mag. In einem sehr weiten Bogen hat man den Weg auf etwas festern Grund zu führen gesucht und dennoch ist er an manchen Stellen sehr schlecht; nach einigen Tagen Regen muß er gar nicht zu passiren sein. Zwei mal mußten wir absteigen und die Pferde führen, obwohl die Wege wegen der anhaltenden Trockenheit als ganz besonders gut dargestellt wurden. Aber was nennt man nicht einen ganz besonders guten Weg in der Provinz Sta.-Catharina!

Einige Leguas von S.-Jozé hebt sich die Gegend ganz bedeutend hoch und bildet auch eine kräftige Waldvegetation. Hier fließt unter einem Pil von 2500 Fuß Höhe der klare Cubatão durch, ein nicht ganz kleiner Fluß von schnellem Lauf, den wir indeß doch durchreiten konnten. An seinem rechten Ufer trafen wir bald wieder die Meeresbucht an, aber in noch ziemlich bekannten Gegend; im Norden konnten wir noch sehr deutlich Desterro erkennen, sodaß wir in vier Stunden Reitens bei den bedeutenden Biegungen des Wegs, um sumpfige Stellen zu vermeiden, nur drei Leguas gewonnen hatten. Bei einem Obersten Jozé Ignacio, bei dem ich einen Brief vom Präsidenten abzugeben hatte, verweilte ich einen Augenblick. Sein - neues Haus auf einer Anhöhe bietet eine

prachtvolle Aussicht über die Lagune hinweg und ist deswegen sehenswerth. Doch ritt ich noch eine Legua weiter. Die Sonne ging unter, ein kalter Abendwind wehte, und als wir in Rosario oder Enseada do Brito ankamen, war es ein unbehaglicher Abend geworden. Die Bucht rauschte weit hin und der kleine, halb öde Ort machte sich unfreundlich genug für die Ankommenden. Dicht am Wasser in einem großen etwas verkommenen Hause fand ich bei einem Herrn Militão die allerfreundlichste Aufnahme und ein bequemes Unterkommen für Männer und Rossen.

Wenn man vom goldenen Morgenrotth geweckt wird und der erste Blick des Erwachenden auf eine liebliche, wie ein Landsee eingeschlossene Bucht fällt, um welche schroffe und dennoch herrlich grünende Gebirge herum in die reine Luft eines kalten Herbstes hinausragen, so ist selbst ein kleiner, oder Dorfplatz unendlich freundlich und anziehend. Und so schien mir am Morgen des 2. Juni auch Rosario mit seinem Kirchlein an der Enseada do Brito ein ganz lieblicher Verbannungsort zu sein. In der ersten Morgenstille, in der sich an jenem einsam gelegenen Dertchen nicht einmal ein Vogel vernehmen ließ, nahm ich von meinem gutherzigen Herrn Militão und seinem Cril Abschied und ritt eine halbe Stunde längs der Bucht. Dann hob sich der Weg schroff am Gebirge in die Höhe; noch einmal hatte ich einen vollen Rückblick auf die ganze Insel Sta.-Catharina und folgte dann dem einsamen Bergweg, an dessen Bäumen und Felsblöcken zahlreiche Orchideen ihre vollen Blüten geöffnet hatten.

Im nächsten Thale kommt der Massambu aus einer weiten Gebirgsschlucht hervor, deren einzelne Höhenzüge und Vorsprünge anmuthige Verkettungen und schöne Perspective bilden. Der Fluss selbst ist nur eine Meile aufwärts schiffbar, aber ziemlich tief. Die Pferde schwammen durch; ein sehr kleines Canot trägt die Reisenden hinüber; aber so klein ist

es, daß es außer dem Rudernden nur zwei Menschen fäßt, welche sich platt auf den Boden niedersetzen müssen, damit der hohle Baumstamm nicht umschlägt.

Eine weite, sumpfige und sandige Niederung nahm uns auf. Oft ist der Sumpfboden nur mit einem langen Grase besetzt und erstreckt sich wie ein Krautsee bis ans Gebirge. Meistens aber ist der Boden etwas mehr gehoben und bietet auf seinen Sandhügeln eine ziemlich reichliche, ungemein anziehende Vegetation, in der blühende Bromeliaceen, Orchideen, Melastomen von großen Büschchen abwärts bis zu ganz kleinen Krautpflanzen die Hauptrolle spielen. Als eigentliche Charakterpflanze indeß tritt eine Vacciniacee in Menge auf, die hier ganz die Rolle unserer Heidelbeeren spielt, nur sind die Büsche viel höher und schlanker gebaut, mit schönrothen, aufgeblasenen, fünfflüppigen Blumenkronen, welche nach dem Verblühen eine Beere, ganz unsern Heidelbeeren ähnlich, bilden.

Am schönsten aber schmücken die verschiedenen reiherartigen Vögel die Fläche. Zwei weiße Arten, die eine bedeutend groß, wandeln überall umher, neben ihnen hellrothe Ibis und Lösfelreiher, in ganzen Scharen erheben sich oft die anmuthigen Thiere.

Und doch hat die ganze Gegend den Anstrich einer tiefen Einöde und Verlassenheit. Nirgends trifft man ein Haus, kaum hier und dort eine Spur von Ansiedlung; der Boden scheint ungemein hartnäckig jedem Fleiße seinen Lohn zu versagen. Selbst da, wo sich das Büsch zu einem wirklichen Walde zusammendrängt, ist dasselbe krüppelhaft und mit Parasitenpflanzen aller Gattungen dicht übersät. Einmal traf ich ein einsam gelegenes Haus, worin ich nach dem Wege fragte; sonderbarerweise wohnte dort ein Ehepaar aus Schweden, ein franker Mann mit seiner Frau; letztere schien ebenso verwundert einen Fremden zu treffen, wie ich es war, hier eine Schwedencolonie zu sehen.

Nach langem Herumirren zwischen Sandhügeln, Mordsten und kleinen Waldpartien gerieten wir nach der sogenannten Guarda, dem ersten Punkte der Seeufer außerhalb der Lagune von Sta.-Catharina, unter einem hohen Vorsprung der Küste liegend. Hier reitet man im Seewasser um einen Felsenvorsprung herum und folgt dann der Sanddüne, gegen welche der offene Ocean mit furchtbarer Gewalt andonnert. Bald aber befindet man sich wieder vor einem Binnenwasser, dem Ausfluß eines kleinen Landsees, der Lagoa de Embau, durch welche die Pferde hindurchschwimmen müssen, die Menschen aber mit einem Canot, ganz wie am Massambu, gefahren werden. Wirklich entsetzlich einsam ist die Stelle. In hohen, schneeweissen Wällen liegen die Dünen da; kein Halm sproßt auf ihnen, kein Leben regt sich auf dem Boden, unablässig peitscht der Ocean das einsame, heillose Gestade. Bald kommt man wieder zu einem vegetabilischen Leben, und eine Art von Wald beginnt. Aber mit solcher Gewalt hat Wind und Welle den Sand hier aufgetrieben, daß er bis zu 30 Fuß Höhe gegen den Wald und in denselben hineingedrungen ist. Wie eine Riesenmauer liegt er gegen den Wald an, nur mit ihren Kronen blicken hohe Bäume noch heraus aus dem verschüttenden Element, um nächstens ganz zu verschwinden und vielleicht nach Tausenden von Jahren als metamorphosirtes Holz zu erscheinen. Cactus dagegen und Bromelien erklettern ohne Mühe dieandrängenden Sandberge und dienen mit der Zeit dazu den wandelnden Boden zu festeln. Eine neue Vegetation bildet sich auf dem neuen Gebirge und ein lebendiger Urwald wuchert heraus aus den Gräbern der verschütteten Vorfahren.

Unser Weg hob sich und bot eine herrliche Abendscenerie. Links neben uns in der Tiefe weithin sich ausdehnend lag der Ocean, nach rechts hin glänzte am Ende einer dunkelgrünen Waldfläche der See Embau zu uns empor; duftende Hoch-

gebirge schlossen den Grund und in tausend zuckenden Strahlen schoß das Abendrot am Himmel auf.

Unsere Gäule waren todmüde und wir konnten Garopaba nicht mehr erreichen. So fand ich denn ein Unterkommen in der Bende eines alten Spaniers, welche in einem kleinen Nebenhause ein Fremdenquartier, eine Scheune mit einer breiteren Soldatenpritsche darbot, und ein Abendessen aus Maniocmehl und Eiern. Ein Hotel ist das freilich nicht, aber dem, der lange umherirrte, eine ebenso erquickliche, wie jene Orte im Orient, wo der schlaue Seruger seine Makamen reimte. Das Meer aber rauschte die ganze Nacht seine uralten Makamen.

Im Mondschein vor Tageanbruch ließ ich satteln und hielt schon auf der nächsten Höhe, als die Sonne aufging. Der Osten war vollkommen rein, kaum genug Dunst lag am Horizont, um einen rothen Schimmer zu bilden. Fast ganz gleiche Farbe hatten Himmel und Meer, zwischen beiden brach die Sonne wie ein gewaltiges Meteor hervor und glänzte wieder im Schaum der Brandungen unter mir in der Tiefe. Gamboa oder Armação, wie das kleine Nest heißt, wo ich Nachtquartier gefunden hatte, lag noch im Schlafe; die Sonne drang noch nicht bis in die Tiefe hinein, nur die Höhen glühten und schlanken Palmen schüttelten, halb träumend noch, die lustigen Häupter. Von dichten Gruppen prächtiger Strelizien tropste der Morgenthau hinunter; Bromelien und manche schöne Orchideen hingen blühend an den Zweigen halbverdorrter Myrten, deren Äste mit Usneen wie mit grauen Bärten geschmückt waren. Doch ist das immer das alte Morgenlied bei dem, der in Brasilien reist. Darum eine halbe Stunde weiter und — starr, still und vollkommen todt liegt das Dünenchaos da! Wir ritten in tiefem Sande, links das zwar ruhige, aber dennoch in langen Rollwellen ans Gestade tosende Meer, in seinem Tumulte ohne alle Lebensspur. Kein

Seestern, kein Echinus, nicht Muschel noch irgendein Seetang ward ausgeworfen, schneeweiss rollte die Schaumbrandung auf den schneeweissen Sand, beide bezeugend des alten Homer Wort vom „unfruchtbaren Meer“. Und dennoch drängt sich auf der dem Meere abgewandten Seite der Dünen die Vegetation und zwischen ihr Menschenfleiß bis zum Gipfel der Sandwellen, und hinter den Schanzen krähen Hähne, diese unverwüstlichen Apostel der Cultur, frech hinein in das Rollen der Brandung. Wieder bergauf ging es und wieder bergab. Aber bergauf und bergab glühte hier die Bignonia splendens ganz besonders herrlich und erinnerte mich daran, daß heute Himmelfahrtstag wäre; in der Morgenpracht hatte ich noch gar nicht daran gedacht. Dann wieder ein kleiner Ritt in rollender Brandung und nun durch eine unabsehbare Ebene!

Campo de Una heißt eine Ebene von Garopaba bis Mirim, wo die Lagoa von Laguna anfängt, eine Ebene, die auf mich einen eigenthümlichen Eindruck gemacht hat. Zu Anfang ist sie fast ein Sumpfsleck; eine Holzbrücke, Ponte de Linhares, führt hier über einen Fluss und zittert hin und her, wie der Boden dicht neben ihr. Hebt sich aber der Boden etwas, so bildet er eine Wüstenei eigener Art. Auf lockerm Sande wuchern Myrten, die schon erwähnte Vaccinee, Melastomen, Cactus und was sonst noch einen dünnen Boden liebt, oft und in ziemlich weiter Ausdehnung verjagt von Maniocfeldern, die bei ziemlich dürrem Ansehen dennoch große Fruchtbarkeit haben. Nur Eins ist bei aller Cultur unverwüstlich geblieben. Wenn man die Ausdehnung der Fläche bedenkt — sie mag immerhin sechs Quadratmeilen groß sein —, so darf man wol sagen, daß Millionen Palmen auf ihr wuchern. Das würde den wundervollsten Wald geben, wenn diese Palmen nicht die unglücklichsten Dinger von der Welt wären. Man nennt sie die „Eskgbutiapalme“. Alle liegen sie schief und krumm durcheinander, kaum eine einzige steht

gerade und erreicht dann die Höhe von etwa zehn Fuß; alle kriechen förmlich ein Ende auf der Erde hin und erheben dann die Häupter kaum einige Fuß hoch. Die untere Hälfte des Stammes ist dünn und ziemlich glatt, die obere Hälfte dagegen ist angeschwollen, runzlig und schwarz aussehend, mit geringem Blattbüschel, aber desto mehr Parasiten versehen, sodass man oft wirklich nicht weiß, ob der Stamm für Farrenkräuter, Bromelien, Orchideen oder Clusien gewachsen ist. Die männlichen und weiblichen Blütentrauben sind getrennt. Die kleinen, unreifen Früchte sind essigsauer und enthalten einen harten, schwarzen Kern. Stundenlang ritt ich zwischen diesen schiefbeinigen, dickköpfigen, von Pflanzenungeziefer wimmelnden Palmencretinen hindurch, und schon waren meine Thiere todmüde, als der Palmenwald ein Ende nahm und ich gegen Sonnenuntergang nach dem Dertchen Mirim kam, wo eine Kapelle steht. Sehr „mirim“, sehr klein ist alles, zumal das, was man einem Reisenden gönnst. Doch traf ich einen „Fremdenrancho“, ein halb offenes Häuschen an mit einer Pritsche aus dünnen Palmenstämmen; eine ganz alte Donna Marianna Fereira gab mir eine Art Mittags- und Abendessen in einem Volumen, Feijão und Farinha de Maniocca ohne Messer und Gabel, dazu getrocknete Schweinfüße, die mit den Händen gegeissen werden. Hinterher schläfst man auf dem Sattelzeug und träumt von den bizarren „Impressions de voyage“ und dem Campo da Una.

Mitten im Campo da Una liegt ein Landsee, der See von Garopaba, den man auf dem Ritt durch den wüsten Palmenwuchs östlich liegen lässt, sodass man fast einen Bogen in einiger Ferne um ihn herum beschreibt. Tief in dieselbe Palmenfläche drängt sich nun auch der Binnensee von Laguna hinauf, ja man kann mit Sicherheit annehmen, dass beide einst zusammengehängt haben. Nicht nur die Formation des Bodens spricht dafür, sondern auch das Vorkommen der Butia-

palme mit sauern Früchten; sie liebt recht eigentlich die Gegenden, in denen Salzwasser und Süßwasser sich mischen, und findet sich auch viel im nordöstlichen Ufertheil der Provinz Rio-Grande. Auffallend ist es dabei noch, daß für diese misgestaltete Palme und jene stammlose im westlichen Theil der eben genannten Provinz der Volksname derselbe ist: beide heißen Butiapalme.

Wir waren schon aus Mirim fortgeritten, als der Tag anbrach. Die große Lagune lag im Westen wie ein mächtiger Landsee unter uns, hinter ihr ragten die schönen Höhen der Provinz hervor und sonnten ihre obersten Spitzen im Morgenstrahl. Bald aber leitete uns der Weg auf den offenen Meeresstrand, von dessen Sandwüsten und Kirchhofseindrücken ich schon geredet habe. Ueber vier Stunden ritten wir auf dem feuchten Sande der Brandungen. So flach ist hier das Meer, daß die Wellen sich in sechs bis zehn Brandungen brechen und somit kein stoßweises Anschlagen ans Ufer, sondern vielmehr ein ununterbrochenes Rauschen und Brausen bilden. Das ist auf einige Minuten ganz hübsch. Aber einen ganzen Morgen sich in solchem Zischen und Rauschen befinden zu müssen, ist etwas entsetzlich Abspannendes: ja ich erinnere mich kaum eines Vorfalls, von dem mein Sensorium so heftig angegriffen worden wäre, als von jenem Ritt auf dem Sande des Meeres nördlich von Laguna. Nur durch Eins gewinnt er einen seltsamen Reiz, durch eine Menge von Wasservögeln, die sich am Strande umhertreiben und bis weit in die Wellen einzelner Uferflächen hineinlaufen. So sah ich einige große Reiher, viele Möven und eine Menge von Kahn schnäbeln, einen sonderbaren Wadvogel, dem die Natur einen so ungeheuern Schnabel gegeben hat, daß das Thier ihn kaum vor sich herschleppen kann. Dieser rothe Anhang erregte wirklich mein innigstes Mitleid für das arme Geschöpf.

Endlich schien denn unser Ritt ein Ende zu nehmen. Ein

Bergrücken nöthigte uns, das Meeresufer zu verlassen und noch eine halbe Stunde durch tiefen Sand zu reiten. Dann lag Laguna an seiner breiten Bucht plötzlich vor uns und nach wenig Minuten ward ich vom Doctor Vieira, der ersten Magistratsperson des Städtchens, aufs allerfreundlichste aufgenommen.

Wenn man zu Lande nach Laguna kommt, so begreift man nicht, wie eine Stadt so am Ende einer Sandwüste aufgebaut werden konnte. Ist man aber einmal im Orte und findet sich nun zwischen dem grünen Bergrücken und der weiten Lagoa mit der herrlichen Aussicht auf nahe und ferne Gebirge, da erkennt man den Ort gar nicht wieder und glaubt in einer äußerst fruchtbaren Landschaft zu sein.

Architektonische Größen hat Laguna nicht aufzuweisen. An einem großen grünen Platz liegt eine hübsche, saubere Kirche, die einen freundlichen Eindruck macht. Dicht daneben liegt ein unfertiges Theater, auf einem Vorsprung in einem andern Ende des Städtchens ragt eine halbgebaute Kirche gen Himmel; das sind wieder die Denkmale unentschlossener Baukunst, worüber sich jeder verständige Mensch ärgern muß. Die Straßen sind schmal, ungepflastert; Equipagen gibt es nicht auf dem Ende dieser langen Landzunge, da es offenbar kein Terrain zum Fahren gibt und auch keine Nachbarschaft. Rund herum liegt die See und die Lagune, an der letzten Seite ist der Bergrücken, an den sich das Dünensee innig anschließt, sodass man nur mit Mühe den Eingang in die Stadt findet und bewundert wird, dass man zu Lande nach Laguna gekommen ist. Die Rua da Praia (die Straße am Strand) macht noch den besten Eindruck; wenn auch hier eben kein besonderes Leben ist, so steht man doch einige Bewegung. Es liegen einige kleinere Fahrzeuge vor Anker; ein hübscher, großer Schooner ward gebaut und zeigte ausgesucht schöne Proportionen.

Handel und Fischerei ist das Element von Laguna, wozu seine Lage im seltensten Grade geeignet wäre, wenn nicht auch hier ein ähnliches Schicksal wie in Rio-Grande sich mit einem bedingenden Beto ins Mittel legte. Die Barre südlich von der Stadt hat bei geringer Breite der Einfahrt nur acht Fuß sichere Fahrttiefe, sodass eben nur Schiffe von geringem Tiefgang einlaufen können. Doch ist die Barre weniger veränderlich als in Rio-Grande, schon deswegen, weil der Wasserausfluss der Laguna und der in sie mündenden kleineren Flüsse schmäler und concentrirter ist als bei Rio-Grande. Und soweit ein flüchtiger Blick zeigt, könnte allerdings aus Laguna ein sehr hübscher Hafenplatz gemacht werden, von dem man bestimmt einmal eine gute Straße, theils zu Lande, theils längs der Binnenlagunen von Torres an, nach Porto Alegre führen könnte und dadurch eine schöne Communication herstellen mit Vermeidung der Barre von Rio-Grande. Es ist besonders dabei zu bedenken, dass bei schlechtem Wetter die in See sich befindenden Schiffe, selbst wenn sie nicht in Laguna einlaufen können, sich so leicht in die Buchten von Sta.-Catharina flüchten würden, um dort eine sichere Gelegenheit zum Einlaufen in Laguna abzuwarten, was an der Barre von Rio-Grande so äußerst weitläufig ist, denn in der Nähe ist kein Zufluchtswinkel. Ein gutes Lootsenwesen, ein Schleppdampfsboot und feste Bezeichnung des Fahrwassers würden ungemein viel nützen. Vor allen Dingen aber müsste eine Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Laguna und Deserto eingerichtet werden. In acht bis zehn Stunden wäre die Fahrt gemacht und würde Laguna somit in regelmässigen, menschlichen Verkehr bringen. Würde dann die Straße am Tubaraö über die Serra hinüber nach Lages gemacht, so würden herrliche Länderstrecken in den Bereich der Cultur gezogen werden.

Schon die jenseitigen Ufer der Bucht bieten den schönsten

Avt=Vallermant, Reise. II.

3

Anblick dar und versorgen nicht nur die Stadt Laguna, sondern in Menge auch Rio-de-Janeiro mit vegetabilischen Lebensmitteln. Maniocmehl, Bohnen verschiedener Arten und Mais werden in bedeutenden Mengen von Laguna ausgeführt und in Rio zu guten Preisen verkauft. Und so würde Laguna, weit entfernt, ein zum Verkommen bestimmter Ort zu sein, eine bedeutende Zukunft vor sich haben, wenn der Geist rüstiger Unternehmung einmal hier hineindringt und all die vielen Elemente benutzt, welche die Natur in nicht geringem Maße hergegeben hat.

Der Höhenzug hinter Laguna oder vielmehr über Laguna besteht aus rothem Granit von sehr grobem Gefüge und rotem Sand und Thon. An vielen Stellen findet sich Eisenstein in plattenartiger Bildung. Doch möchte es gerathen sein nicht an den Bergen zu wühlen: sie sind die Barrière gegen die wandelnden Dünen der Küste, welche sogar vom Winde weiter getragen werden und ohne jenes Gebirge in wenig Wochen die Stadt begraben könnten. Auch bietet die grünende Höhe manche hübsche Schlucht, manchen freundlichen Abhang zur Anlegung von Landhäusern und Gärten und ist besonders der Punkt, in welchem sich das Trinkwasser der Stadt bildet.

Was wäre sonst vom kleinen Laguna zu sagen? Abends war Novena in der dem heiligen Antonius geweihten Kirche. Sehr viele Menschen konnten nicht dort sein, weil Laguna nicht viele hat. Die aber gekommen waren, betrugen sich still und anständig. Die hübsche Kirche war gut erleuchtet, nur kam mir die Musik herzlich schlecht vor, ja manchmal unter aller Kritik schlecht. Doch lag das offenbar an mir; meine Ohren waren von den Brandungen des Meeres ganz zerrauscht worden und oft kam es mir vor, als ob statt der Clarinette eine Möve in der Kirche kreischte. Raketen flogen reichlich auf dem Platz vor der Kirche auf: kurz Laguna

zeigte in jeder Hinsicht, wie hoch es seinen heiligen Antonius zu schätzen wußte.

Unser guter Dr. Binira machte mir das Leben so freudlich wie möglich in Laguna, aber dennoch beschloß ich, schon am folgenden Morgen nach Tubaрад oder Piedade zu gehen, wozu das Wetter, obwol es den Abend ziemlich stark regnete, am Morgen des 5. Juni ganz bedeutend freundlich einlud.

Die Pferde wurden auf einen Landweg um einen Theil der Laguna geführt. Mein Spahi und ich bekamen ein Fahrzeug, aber nur ein sehr kleines, ein einfaches Canot mit zwei Ruderern. Damit fuhren wir ganz rüstig auf die Laguna hinaus, mußten aber bald ans Land gehen, weil ich vom Gepäck etwas vergessen hatte. Unterdeß kam ein starker Südwind auf. Nichtsdestoweniger ließ ich unser Canot zum zweiten mal abstoßen, obgleich es eben kein Fahrzeug für Sturm war. Einige male machte ich mir wirklich einigen Vorwurf über meinen Eigensinn, durchaus vorwärts kommen zu wollen, wo ein Abwarten ganz zweckmäßig gewesen wäre; doch ging alles sehr gut ab und wir bekamen bald ein ruhiges Fahrwasser.

Die Laguna, nach der die Stadt Laguna ihren Namen hat, ist meistens ungemein flach; weite Strecken hindurch konnte unser Canot mit den Rudern fortgestoßen werden. Doch findet sich meistens ein sogenannter Kanal in diesen flachen Gegenden, eine Vertiefung, in welcher die Schiffahrt ohne Schwierigkeit vor sich gehen kann und bis in ferne Winkel und Buchten der Laguna fortgesetzt wird, welche von der Einfahrt zum Theil fünf bis sechs Leguas fern abliegen. So flach sind viele Gegenden der Laguna, daß ganze Schilfpartien dort aufwuchern und grüne Inseln bilden, an deren Rand unzählige Wasservögel sich aufhalten. Da hatten wir denn den herrlichen Anblick, als wir mit unserm Canot sol-

her Schilfinsel nahe kamen, daß in einem Nu wol tausend Reiher, wilde Gänse, hellrothe Löffelreiher, Enten, Möven und andere Vögel sich erhoben und im buntesten Gewirr wie ein Mückenschwarm durcheinander flogen, ohne sich vom Ort zu entfernen. Ich erinnere mich mancher Bilder derart, die mir bis dahin etwas übertrieben erschienen. Doch möchte ich sie fortan kaum reichlich genug ausgestattet finden. Der Anblick war wirklich seltsam und überraschend; kaum traute man seinen Augen.

Durch eine Menge von Biegungen, Ausbreitungen und Verengungen der Binnensee kamen wir einige Meilen südwestlich von Laguna. Es ward einsamer und öder zwischen den Schilfpartien; eine Menge von Ernum blühte dort; zuweilen streckte ein großer Reiher das Haupt aus dem Grünen heraus und erhob sich auf leichtem Fittich hoch in die Luft hinaus. Einmal zeigte uns ein herrliches Thier der Art den vollen, schlanken Wuchs, und ich konnte der Versuchung zu einem Schuß nicht widerstehen. Meine Flinte krachte und lautlos brach das edle Thier zusammen. Wir holten es aus dem Schilf; es lebte noch. Mir that mein Schuß leid, denn ich konnte den schlanken Vogel doch nicht aufbewahren.

Wir erreichten die Mündung des Lubarað, dessen Ufer anfangs sumpfig sind, bald aber festern Boden bilden, und namentlich auf der rechten Seite des Flusses mit hübschen Anpflanzungen besetzt sind, wenn auch die Wohnhäuser meistens kümmerlich sein mögen. Ganz besonders reichlich findet man hier die Orangencultur betrieben; kaum erinnere ich mich so viele Orangenbäume gesehen zu haben, wie am Lubarað. Namentlich bilden die dicht aneinander gepflanzten Bäume die Grenzen zwischen den einzelnen Ansiedelungen und gewähren, mit Früchten dicht übersät, einen hübschen Anblick.

Weiter aufwärts macht der Tubaõ viele Krümmungen, und da an seinem Rand eine kleine Landstraße verläuft, welche viele dieser Krümmungen abschneidet, so stieg ich ans Land und machte eine starke Meile zu Fuß längs der einsachen und doch so höchst anziehenden Anpflanzungen, welche nur hier und dort von einigem Waldgebüscht unterbrochen werden. Unten auf dem Fluss fuhren einzelne Jachten den Strom hinab mit leicht geblähten Segeln. Hinter dem Gebirge ging die Sonne unter; die Welt bot mir das Bild des tiefsten Friedens und einer idyllisch schönen Natur dar. So ging ich, als die Dämmerung sich herabsenkte, gegen die kleine Kirche vom Dertchen Piedade aufwärts und erfuhr vom Kapitän Collaffo freundliche Aufnahme mittels eines Schreibens vom Präsidenten.

Ich hatte mir schon in Laguna vorgenommen, in Piedade einen Rasttag zu halten. Schon in Porto Alegre hatte man mir von dem Reiz der Landschaft bei Piedade erzählt, ja der Tubaõ war mit ein Grund gewesen, warum ich gern auf dem Landwege nach Sta.-Catharina hatte reisen wollen, bevor ich mit der Amelia von Porto Alegre ging.

Und wirklich fand ich meine Erwartungen von der Lieblichkeit der Gegend weit übertrffen. In der ersten Morgenfrühe des folgenden Tages (6. Juni) ging ich auf eine kleine Höhe hinter der Kirche. Die Ebene lag wie ein weißes Schaummeer im dichten Nebel unter mir; kaum konnte man ein getreueres Bild einer in diesem Schnee begrabenen nordischen Winterlandschaft haben. Freilich bildeten einzelne höher gelegene Bananengebüsche einen seltsamen Contrast zu diesem wallenden Schnee; auch glänzten tausend Goldorangen durch den Nebelduft und die schöne Belaubung der höheren, mit reifenden Beeren reichlich besäten Kaffeegebüsche. Hügel, hohe Palmenschäfte und die herrlichen Gebirgsketten in der Nähe und Ferne aber ragten in den schärfsten Umrissen aus

den weißen Massen der Ebene heraus und vollendeten so das  
seltsame Bild vom Süden auf nordischem Schneeboden. Ein  
leichter Wind rollte die Dünste vor sich auf und ein voller  
Sommertag oder vielmehr Herbstmorgen lag auf der herr-  
lichen Landschaft.

Wir gingen in einen nahen Wald. Vor ihm waren An-  
pflanzungen von Mais, an dessen vertrockneten Stauden noch  
die eingeknickten Ähren hängend waren. Man bricht näm-  
lich, wenn die Maiskolben anfangen zu reifen, das obere  
Ende der Pflanze um, damit der schwere Kopf mit der gan-  
zen Pflanze vom Wind nicht zu Boden geworfen wird und  
dort verfault. Halb geknickt kann der Kolben noch vollkom-  
men ausreifen und der Wind kann ihn nicht umlegen. Aber  
auch die Papageien können sich nicht so leicht, wenn sie auf  
ihren Morgenexcursionen die Felder plündern, an den hän-  
genden Ähren anklammern. Und diese Rücksicht auf die ge-  
flügelten Räuber der Waldungen ist sehr nothwendig. Ganze  
Scharen von ihnen schrien und zankten am Waldrand; zu  
hunderten zogen sie kreischend durch die Luft und zeigten  
schwirrend ihre schönen Farben. Doch flogen alle ungemein  
hoch und schienen schon gewizigt gegen Feuergewehr und  
Menschenlist. Wir konnten keinen einzigen zum Schuß be-  
kommen.

Liefer im Walde war es still. Nur einzelne Spechte häm-  
merten an den hohen Stämmen, leicht außindbar und ver-  
rathen durch den blutrothen Kopf und die stattliche Haube.  
Einer von ihnen fiel auf einen Schuß, aber es ist unmöglich  
einen Vogel aus dem Gewirr des Waldes herauszufinden  
zwischen Farrenkräutern, schlanken Palmen mit jungem Nach-  
wuchs und dicht aneinander gedrängten Heliconien, der Menge  
von Cipos, Schlingpflanzen, gar nicht zu gedenken, in denen  
man selbst hängen bleibt und sich oft wirklich freuen muß,  
wenn man aus ihren Neßen sich loswickeln kann und den

Weg zum Wald hinaus findet: Auf einem trockenen Ast eines hohen Baumes saß ein schöner Falke, der sich sonnte. Ich schoß ihn. An einer Kralle blieb er mit offenen Flügeln fast fünf Minuten hängen, dann flatterte er zum nächsten Baume, von dem er dann herabtaumelte. Ich kann die Species nicht bestimmen. Er ist unten weiß, oben schiefegrau, von der Größe einer Taube. Von den zehn weißen Schwanzfedern sind die beiden mittlern hellgrau.

Schon im Walde hatten wir ein sehr fernes, aber gewaltiges Rauschen gehört, wie eines mächtigen Wässerfalls. Als ich mich danach erkundigte, sagte man mir, das Geräusch wäre die Meeresbrandung südlich von Laguna. In gerader Linie ist jene Küste drei Leguas, also über zwei geographische Meilen von Piedade entfernt. Kein Wunder daher, wenn mich das Rauschen jener Brandungen, als ich am Tage nach Himmelfahrt stundenlang hart neben ihnen hinreiten mußte, förmlich vernichtet hatte und ich Gott dankte, nach Laguna hinter den Berggräben zu kommen.

Mein gastfreundlicher Kapitän Collasso lud mich zu einem kleinen Spazierritt ein. Wir ritten eine halbe Stunde den Tubaraö aufwärts, längs hübscher Anpflanzungen, von denen einige sogar mit sauberen Häusern geschmückt sind. Allüberall glänzen Tausende von Orangen, sodass man die edle Frucht zum Futter für die Schweine benutzt. Ueberall sieht man Maniocpflanzungen und Maisfelder. Und dennoch, welche Menge von Boden und Waldung bleibt noch unbaut! Welch ein Naturzustand zeigt sich noch überall!

Wo der Fluß sich dem Gebirge mit nördlicher Wendung nähert, oder vielmehr aus der breiten Schlucht herauskommt, ritten wir zur Höhe hinauf und konnten einen vollen Blick über die Gegend hinwerfen. Gebirge und Ebenen, stiller Wald und belebte Anpflanzungen bilden die wundervolle Landschaft, durch welche der Tubaraö, an 200 Fuß breit

und vollkommen schiffbar, wie eine Ader fröhlichen Lebens und Gedeihens in zierlichen Biegungen hinschlängt. Ganz in der letzten Ferne ragt über den Schluchten der näheren Bergrücken die hellblaue Serra do Tubaraö, an deren Westseite der Uruguay entspringt, in deutlichen Umrissen hervor. Durch eine große, theils mit Gebüsch, theils mit Graswuchs bedeckte Ebene am Fuß der nahen Gebirge jenseits des Tubaraö fließt der Capivari, ein schiffbarer Nebenfluß des Uruguay. Das dortige Land ist noch disponibel; es würde einen herrlichen Boden zu einer Colonie abgeben, die auf dem Flusse zugleich eine treffliche Ausfuhrstraße besäße.

Welch einen Anblick wird diese herrliche Gegend am Tubaraö nach hundert, oder zweihundert Jahren gewähren, wenn die Cultur hier ihr großes Reformationswerk vollbracht hat und in jenen herrlichen Ebenen, an den malerischen Höhenzügen bis in die letzten Schluchten hinein Menschenfleiß ein Monument an das andere gefügt hat in Dörfern, Villen, Gütern und Fabriken! Gerade letztere hätte ich zuerst nennen sollen. Denn für Fabrikunternehmungen hat die Natur außer dem Flusse selbst noch das mächtigste Agens, was den Kunstfleiß des Menschen befördert, an den Tubaraö hinverlegt — Steinkohlen!

Eine große Menge bedeutender Steinkohlenlager sind am Tubaraö, wo er aus dem Gebirge hervorkommt, entdeckt worden. Man zählt bis heute schon zweiundzwanzig Lager, einige von 12 — 14 Fuß Mächtigkeit und alle ungemein leicht zu bearbeiten. Ich sah beim Kapitän Collasso einige aus ihnen entnommene Proben, in denen eine ganz vorzügliche Kohle unverkennbar ist. Der Kohlemineur von São-Jeronimo, Mr. Johnson, war gerade in den Tagen vor meiner Ankunft in Piedade dort gewesen und hatte nach Rio-de Janeiro einige Tonnen Steinkohlen geschickt, die er ebenfalls für ganz vorzügliche Kohlen hält. Man kann sie wirklich

ohne Uebertreibung mit guten englischen Kohlen vergleichen und ihre große Bedeutung unmöglich verkennen.

Schon vor einigen Jahren hatte man in der Gegend am oberen Tubaraõ Kohlen gefunden. Ein Herr Ferreira hatte den Franzosen Carré, ein Amphibium von Priester und Ingenieur, nach Piedade geschickt zu einer genauern Untersuchung der Gegend. Doch bekam der Franzose, der eben keinen guten Ruf hinterlassen hat, Streit in Piedade, und ward, als er abends aus der Kapelle von einem Kirchenfest heimkehrte, mitten im Volkshausen auf Anstiften, wie man sagt, des damals in Piedade fungirenden Priesters, mit einem Knittel geschlagen. Entweder war Carré's Kopf keine tête carrée, oder der Schlag etwas energischer, als er von jenem Priester bestellt war: Carré stürzte zusammen und blieb auf dem Fleck todt, und die Steinkohlenunternehmung blieb liegen mit dem Erschlagenen, dessen Leiche nach Laguna geschafft ward.

Später nahm der Belgier van Lede, der eine belgische Colonie am Itahasi anlegte, auch die Kohlengegend am Tubaraõ in Augenschein, jedoch, wie es scheint, ohne einen praktischen Erfolg, bis denn vor wenig Jahren der Kohlereichthum sich fast von selbst verrieth. Da gerade die Hauptmasse der Kohlen auf dem Wege nach Lages liegt, so fand ich auch darin einen besondern Grund den Weg jene schroffe Serra hinauf einzuschlagen.

So hat denn die ganze Gegend am Tubaraõ und Cipari unbedingt eine schöne Zukunft vor sich. Für den Augenblick freilich bleibt noch, außer der herrlichen Natur, ziemlich alles zu wünschen übrig. Die Frequesie, das Kirchspiel, enthält an siebentausend Seelen; die Menschen wohnen aber so zerstreut auf viele Meilen, daß ihnen eine Menge Recurse, welche die menschliche Gesellschaft nun einmal nöthig hat zu ihrem Gedeihen, ganz abgehen.

In der ganzen Frequesie ist z. B. kein Arzt, ja nicht ein-

mal in Laguna ist ein solcher. Dort behilft man sich mit einem Chirurgen und einem vagirenden Homöopathen. In Piedade hat man leider nicht einmal einen ersten und Gott sei Dank auch keinen letzten. Jeder hilft sich wie er kann und gut findet. In Laguna herrschten Blattern; sie waren bereits nach Piedade verschleppt. Keine Vaccination ist dort eingeführt, keine Hülfe vorbereitet! Das sind Nebelstände von Bedeutung, an deren Abschaffung ernstlich gedacht werden muß: viel ernster, als man an Bau von Theatern u. s. w. denkt, um sie im Bau wieder liegen zu lassen. Dem reisenden Arzt kommt bei solchen Erlebnissen, die fast nur von ihm zur Sprache gebracht werden können, mancher Entschluß und Plan, durch passende Vorschläge so manichfachem Uebel abzuhelfen. So mag es auch mit dem Schulunterricht sehr weitläufig ausssehen, von einer geistlichen Seelsorge gar nicht zu reden, an die mancher Geistliche in seiner fernliegenden Freiesie wol gar nicht gedacht hat. Für einen Familienvater, der, wie mein freundlicher Herr Collafo, viele Kinder hat, entsteht aus diesen eben aus der Urnatur sich herausentwickelnden Zuständen gar manche Sorge. Er hat außer der Aufsicht über seine Landbesitzung auch noch Arbeiten am Weg in der Serra zu leiten, muß sich, denn Noth bricht Eisen, mit populärer Medicin beschäftigen und seine Kinder erziehen, soweit das gehen will. Dazu ist er der Chef der Nationalgarde im Kirchspiel, was ebenfalls Zeit fortnimmt: kurz, er hat gewiß manche ernste Sorge zu tragen. Um so mehr wußte ich ihm Dank für sein zuvorkommendes, aufopferndes Betragen gegen mich.

Für meine Tour nach Lages mußte manche besondere Vorbereitung getroffen werden wegen des bösen Weges. Zwar waren meine Rosinanten angekommen, aber sach- und wegekundige Leute behaupteten, ich bekäme die Thiere nicht bis Lages. Da gab sich denn mein guter Kapitän alle

nur mögliche Mühe, mir durch Wegweiser, Briefe und Thiere den übelberüchtigten Weg möglich und selbst leicht zu machen.

Ich konnte unterwegs die Quelle von Caldas, die Stein-kohlenlager sehen, und hatte demnach keinen weitern Grund, mich in Piedade zu verweisen, wie lieblich auch die Ufer des Tubaraö daselbst sein mochten.

Trotzdem daß man mir von dem bösen Weg durch manche Wildnis über die Serra von allen Seiten viel erzählt hatte, ritt ich dennoch am Montag (7. Juni) mit meinem Spahi und einem Wegweiser, der mich bis über die übelberufene Serra do Tubaraö bringen sollte, unverdrossen fort, in der festen Ueberzeugung, daß meine Füße, die mich schon so manches mal über Berg und Thal getragen hatten, mich auch noch über die verrufene Serra tragen würden, falls meine Pferde den Weg nicht aushalten sollten.

Noch lieblicher als in Piedade selbst ward das Thal des Tubaraö höher hinauf. Wir ritten am linken Ufer aufwärts, gerade dem Ufer, wo eine Anpflanzung sich an die andere drängt, alle aber an die Ufer des Flusses sich anlehnen, der in malerischen Biegungen sich in bald breiterer, bald engerer Fläche zwischen den Bergen hinschlängelt, aber auch reißendere Strömung annimmt, und durch die in seinem Bett schon hier und dort auftauchenden Felsenblöcke verräth, daß es mit seiner Schiffbarkeit bald vorbei sein wird. Fast erinnerte mich die Scenerie an das Neckarthal über Heidelberg hinaus.

Nach einem Ritt von zwei Stunden kamen wir zu einem Punkt, „Guarda“ genannt, wo ein Major eine große Anpflanzung hat. Auf seinem Grund und Boden entspringt die heiße Quelle.

Unmittelbar unter einem schroffen Waldabhang bricht unter einem Granitblock eine nicht eben in großem Flusse sprudelnde Quelle hervor von 26° R. Temperatur und der vollkommensten Klarheit. Kaum die eine oder andere Gas-

blase steigt aus dem Boden des uneingesäfsten Beckens, das die Quelle bildet, empor, kaum hat das Wasser einigen leicht alkalinischen Geschmack. Und dennoch fordert sie zu einer genaueren chemischen Analyse auf. Denn es ist ja ganz bekannt, daß selbst indifferente, heiße Quellen dennoch große Wirkungen zeigen. Zwar hat diese Quelle noch keine Geschichte und namentlich noch keinen Trompeter ihrer Heilwirkungen erlebt: doch erzählte mir der Major, daß schon sehr viele Leute mit chronischen Rheumatismen sich in der Quelle gebadet hätten und vollkommen geheilt worden wären.

Dicht neben ihr bricht eine andere, ebenfalls etwas sparsame Quelle aus dem Kraut in einer kleinen Vertiefung hervor, kaum etwas lauwarm und von entschieden salinischem Geschmack. Diese Quelle hat purgirende Wirkungen und kann, bis man eine genaue Analyse von ihr hat, als ein abführendes Bitterwasser benutzt werden. Natürlich konnte ich, nur zu einem höchst schwierigen Gebirgsritt vorbereitet, mich mit weiter keiner genauern Betrachtung und Untersuchung der Quellen einlassen, ersuchte aber den Major, mir später eine Portion davon nach Rio zu besorgen, wo ich dann eine Analyse besorgen würde. Ob nicht ein schönes neues Haus, was der Major auf seinem Grundstück bauen läßt, mit Heilzwecken zusammenhängt, kann ich nicht bestimmt sagen.

Gleich hinter dem Hause des Majors verläßt der Weg den Túbaraö. Wir begannen einen Gebirgsritt im Hochwald, der manche schöne Scenerie bot und uns oft an den schon stürmischen Fluß und einzelne Anpflanzungen zurückführte, um uns bald wieder in diese Waldesinsamkeit hineinzulenden. Schon war die Sonne gesunken, als wir zu den letzten Ansiedlungen am Túbaraö kamen, welche unter dem Namen Rapoza zusammengesäßt werden.

Ganz am Ende dieser zu beiden Seiten des Flusses ver-

einzel liegenden Ansiedelungen wohnt ein Mann, Senhor Vieira, wo wir ein Nachtkuartier fanden.

Diese kleine Ansiedelung ist die letzte in der cultivirten Welt auf der Ostseite der Serra. Und als solche erscheint sie auf den ersten Blick. Ein großer Weideplatz mit einigen hohen Palmen und einige Maniocpflanzungen sind in den Wald hineingeschoben, aus denen der Enbaraõ wild herausgebraust kommt zwischen wüstem Steingeröll. Ein kleines Wohnhaus und eine Scheune mit einem Apparat zur Fabrikation von Maniocmehl waren die einzigen Gebäude, die am Walde zwischen Kaffeebäumen und einigen Felsblöcken standen. Letztere ward uns zum Quartier angeboten. Als wir aber unsere Sattelzeuge ausbreiteten, um darauf zu schlafen, kamen noch drei Reiter mit einigen Maulthieren, denen ebenfalls die Scheune angewiesen ward. Sie kamen vom Gebirge und meinten, mit meinen Pferden wäre es gar nicht möglich auf die Serra hinaufzukommen, eine Meinung, die auch die wenigen Bewohner der Pflanzung theilten.

Da war denn guter Rath theuer, aber noch theurer eine Aushülfe. Vielleicht hätte ich am besten gethan, umzukehren und die Tour nach Lages ganz aufzugeben. Aber eben die Schwierigkeit lockte mich. Ein starkes Maulthier bekam ich vom Vieira zur Miethe; mein Wegweiser hatte ein starkes Pferd; so hatte ich immer drei Thiere, welche die Serra erklettern konnten, obgleich die eben angekommenen Reisenden meinten, kein Pferd könnte die Serra hinaufsteigen und auch das meines Wegweisers würde stecken bleiben. Auf alle Fälle hatten wir unsere Beine, und der Entschluß stand fest: ich wollte die Serra hinauf, obgleich von Vieira in Rapoza bis zur ersten Estancia hinter der Serra weiter kein Mensch wohnte und wir zwei Nächte unterwegs bleiben mußten.

Wir verproviantirten uns mit Carne secca und Farinha de Manioca auf vier Tage, falls wir Regen bekämen und einen

Tag länger unterwegs wären. Dazu hatte einer der eben angekommenen Reisenden, Lieutenant Medeiros genannt, der in Piedade wohnte und also in einem halben Tage nach Hause kommen konnte, die unendliche Güte, uns mit einem sehr hübschen Vorrath von Lebensmitteln, die ihm von seiner Rückreise aus Lages übrig geblieben waren, höchst freundlich auszustatten und mir noch obendrein ein hübsches Trinkhorn zu schenken: eine Zuwendung, die ich ihm in keiner Weise verbieten durfte.

Nun ward mitten in unserer Scheune ein Feuer angemacht auf dem Boden und nach dem Abendessen Reisetatsachen erzählt, aus denen ich mir allerdings kein erfreuliches Bild von einem Ritt über die Serra do Tabaraö machen durfte. Tigergeschichten kamen darin vor, in denen zwar kein Mensch, aber doch die Maulesel und Kinder gewürgt waren, indem die Unzen den Thieren an den Nacken springen, mit der einen Faize die Schulter, mit der andern die Schnauze packen und ihnen so seitlich den Hals brechen. Wenn mir das mitten auf dem Marsch passirte, so wäre das allerdings eine höchst unangenehme Thatsache gewesen. Von den Bugres, den Wilden, war schon viel weniger zu fürchten, obwol sie vor nicht gar langer Zeit bis nach Rapoza hingestreift waren und dort Kinder geraubt hatten. Doch fallen sie nie einzelne Reisende an; das ist eine ganz ausgemachte Thatsache. Nur ganz fern abliegende Ansiedlungen überfallen sie, obgleich auch dieser Fall lange nicht vorgekommen war und unser Wirth Vieira davor keine Furcht zeigte. Ein drittes Unglück, was sich in der Serra ereignen könnte, wäre das Herabstürzen eines Thieres in den Abgrund. Man erzählte uns, wir würden gleich am folgenden Tage eine Heerde Kinder treffen, von denen elf in der Serra hinabgestürzt und nicht wieder zum Vorschein gekommen wären. Doch schien mir auch das etwas weitläufig zu sein, wenn

man sein Maulthier vorsichtig am Zaum hinter sich führt oder voraufstreift. Und als ich mich nun noch genau erkundigte, ob schon einmal ein Mensch von ihren Bekannten in der Serra an Tigern, Bugres oder Hinabstürzen umgekommen wäre, sagten die Anwesenden einstimmig nein.

So ließ ich denn am frühen Morgen (8. Juni) zum Ritt nach der verrufenen Serra aufbrechen. Wir zogen die Anpflanzung aufwärts und blickten noch einmal in das wunderschöne Thal des brausenden Tubaõ und der letzten Cultur dort hinab. Dann nahm der dichte Wald uns auf und das tiefste Schweigen umgab uns bald nach allen Seiten.

Feucht war es und kühl. Die Orchideen dufteten wundervoll an manchen Stellen. Auf den Riesenstämmen alter Myrten blühten die Bromelien; einzelne Copaivabäume rochen stark nach ihrem eigenthümlichen Balsam; von schlanken Palmen fielen die Thautropfen rauschend. Manchmal hörten wir das Brausen eines fernen Wasserfalls, oder wir befanden uns über dem wilden Tubaõ, ohne ihn zu sehen, obwohl dann seine Tiefe eine wundervolle Waldschlucht darbot. In einer solchen Waldschlucht, wo ein kleiner freier Platz war und ein Strohdach stand, hielten wir eine Stunde Rast, um Menschen und Thiere zu stärken, denn der Weg war unter aller Kritik. Roda das Palmeiras heißt jene Stelle.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Maulthiere, daß sie immer in dieselben Hufenspuren eintreten, die sie schon getreten finden. So tritt sich denn der Weg nach und nach so aus, daß er aus lauter kleinen Lehmbänken, Carancos, besteht, zwischen denen sich dann Vertiefungen von ein bis zwei Fuß Tiefe finden, in welchen meistens schmutziges Wasser sich angehäuft findet. In diese tritt nun das Thier hinein, so daß es von einem Schmutzloch ins andere hineinstürzt, ohne jedoch auszugleiten, wenn es auch alle Augenblicke scheint, als müßte das feuchende Thier festsitzen bleiben. So geht

der Marsch auf und ab, während der Reiter noch die Annehmlichkeit hat sich fortwährend mit Zweigen und Schlingpflanzen herumzukämpfen, die ihn vom Thier reißen wollen.

Nicht viel besser, ja vielmehr noch gefährlicher ist der Weg auf nackten, feuchten Steinen. Hier gleiten die Thiere fortwährend hin und her, stürzen aber nur selten, wenn man ihnen die Zügel ganz frei lässt, was man auch nicht immer mit gutem Muthe zu thun wagt, zumal dann nicht, wenn das Thier auf den Steinen eines schroffen Abhangs, wie auf einer Treppe hinabsteigen muß, und bei der Gelegenheit mit den beiden Vorderfüßen zu gleicher Zeit hinunterspringt, sodass man sehr leicht vorüberstürzt. Dann ist das Reiten eine Marter für Reiter und Thier.

Viell besser hat es ein Fußgänger. Ohne Schwierigkeit steigt er von Caranco zu Caranco, von Stein zu Stein, von Wurzel zu Wurzel, und kann sich frei umsehen selbst an Stellen, wo der Reiter mit Aengstlichkeit auf sein Reithier Acht geben muß.

So kam es denn, daß ich einen großen Theil des Tags zu Fuß ging und mich mit der Jagd unterhielt, wenn auch mein Jagdergebniss nur klein war und nicht über einen Papagei und einen prachtvollen Graio, einen blauen Holzheher mit schwarzem Kopf und eben solchen Flügeln, den ich sehr hoch aus einer Araucarie herabschoß, hinausging.

Wir erreichten gegen Abend einen freien Platz, der nach allen Seiten von schroffem Hochwald umgeben war und eine leichte Schräglage hatte: Barro-Branco genannt, weil der dicke Lehm, durch den man dort reiten muß, weiß aussieht.

Hier stand ein Rancho, ein von Stangen getragenes Palmblätterdach, unter welchem der Kohlenmineur Johnson mit seinen Leuten campirt hatte, als sie das dort sich befin-

dende Steinkohlenlager untersuchten und eine Probe davon abstachen. Während meine beiden Begleiter die Thiere absattelten, besah ich mir das, was vom Kohlenlager zu Tage lag.

Das Kohlenlager bildet eine wie es scheint ganz horizontale Fläche, welche in einem kleinen Bache ganz bloß liegt und einerseits von dem hohen Waldgebirge, andererseits von der Wiese bedeckt wird. Von dort scheint es südöstlich zu streichen und soll bis zum Roda das Palmeiras, wo wir Mittagsrast gehalten hatten, fortgehen. Wie weit es sich nordwestlich erstreckt, ist nicht auszumachen. Doch scheint wirklich die ganze Gegend kohlenhaltig zu sein.

Vor der Hand aber sind diese Kohlenreichthümer nicht zu benutzen. Wenn auch ihre Zutagesförderung sehr leicht sein mag, so ist doch ihr Transport, wie die Wege heutzutage sind, ganz unmöglich. Ob einmal eine Eisenbahn das Thal des Túbaraõ hinauslaufen wird, um sich einer guten Serrastraße anzuschließen, die den oberen Theil der Provinz von Sta.-Catharina mit den Districten unterhalb der Serra zu verbinden hätte, muß der Zukunft überlassen bleiben. Aber nur in diesem Falle könnten die reichen Kohlenlager am Túbaraõ ausgebeutet werden.

Unterdessen brach die Nacht herein. Wir hatten unserm Thieren junges Taquara, oder Cara, grünes Bambusrohr, und Mais, das wir mitgebracht hatten, gegeben. Für uns selbst loderte ein helles Feuer hart neben dem Rancho; Carne secca ward auf einem Holzspieß geröstet und Kaffee gekocht. Ersteres ward aus freier Hand mit trockener Farinha gegessen, letzterer aus dem Trinkhorn getrunken. Dann legte jeder sein Sattelzeug zurecht; die Thiere wurden, um Unzen fern zu halten, dichter an den Rancho herangeholt, und neben uns legten wir geladene Pistolen, Flinten und Messer hin. Gewiß, hätten sich Unzen und Bugres an uns gewagt, es

wäre ihnen schlecht gegangen. Deswegen hielten sie sich auch möglichst fern von uns; unser Feuer ward wach gehalten, während wir nach der Reihe vortrefflich schliefen. Und als nun der Morgen des 9. Juni anbrach, war die ganze Reisegesellschaft, Pferde und Maulthiere einbegriffen, vollkommen munter. Aus den Resten des Abendessens ward Frühstück gemacht und wir gingen weiter.

Aber auch der schauderhafte Weg ging weiter. Während ich mit der Flinte unter dem Arm ziemlich ruhig am Walde langstrich, sah ich meine beiden Reiter oft im tiefsten Roth stecken bleiben, oder die Thiere im Schlamm zwischen hohen Garancos auf und ab springen, an steilen Abhängen zurückgleiten, um von neuem sich wieder hinaufzuwerfen von einer schroffen Stelle zur andern. Am Rio-Bonito begann eine neue Picade, die aber so schroff bergauf führt, daß sie einen halben rechten Winkel bildet. Ebenso anmuthig, wie der rauschende Waldbach dort ist, ebenso böse ist der Weg; man macht sich keinen Begriff davon. Oben auf der nächsten Höhe hat man eine prächtige Aussicht über die Waldungen und blickt in den tiefen Schlund hinein, in dessen Tiefe man den Rio-Bonito brausen hört. Morro da Alegria haben die Leute den Berg genannt, welche die Picade geschlagen haben, und den Namen soll er auch behalten — Berg der Fröhlichkeit —, obwol man beim Hinaufklimmen eben keine Alegria spürt.

Aber damit ist auch der schlechteste Weg einigermaßen beendet. Man kommt an eine neue Waldschlucht, in die der Túbaraö hinrauscht zwischen einer ungeheuern Menge von Geröllsteinen, größtentheils aus Grauwacke bestehend, und so wenig Wasser führt, daß man von Stein zu Stein schreitend über sein Bett hinschreiten kann. Man überschreitet ihn zweimal, weil an seinen Ufern nicht Platz genug ist für den schmalen Reitweg, weswegen jene Stelle auch Bassa-Dois —

Zweipaß — genannt wird. Auf dem linken Ufer liegt eine hübsche Wiese mit einem verfallenen Rancho und einigen verwilderten Orangenbäumen. Hier wohnte einige Zeit jener Franzose Carré, der sich von hier aus um die Auffindung und genauere Bestimmung des Steinkohlenlagers bemühte: eine tief einsame Stelle, die dennoch für die mit Maulthieren und Kindern von der Serra herabkommenden Treiber von Werth ist, weil die Stelle nur zwei Zugänge hat und nachts mit einem kleinen Verhick leicht geschlossen werden kann, so daß sich eine mäßig zahlreiche Viehherde für die Nacht mit Sicherheit darin unbewacht halten läßt.

Noch einmal verläßt die Picade den engen Flusspafz und dehnt sich breit aus in einem flachen Wald. Selten findet man Taquara, Bambusrohr, in so ungeheuerer Menge und von so großem Kaliber als dort. Die einzelnen Stämme sind durch das Laubbach der höchsten Waldbäume hindurchgewachsen und hängen mit der obren Spize in einem eleganten Bogen wieder halb zur Erde herab. Die einzelnen Internodien messen 3—4 Fuß; man gebraucht ein Internodium zu einem Wassergefäß; wir fanden noch einige dieser Wassergefäße, deren sich die Arbeiter der Picade bedient hatten, am Wege stehen. Von vielen Taquarastämmen hatte man nur das untere Ende abgehauen; sodaß die Bambuse im Baum, durch dessen Krone sie hindurchgewachsen war, festhing. Behufs einer genauen Messung versuchte ich es, eine dieser großen Bambuse aus dem Baume herauszureißen; aber vergebens hing ich mit meinem Spahi an dem Riesengras: die Seitenäste der Bambuse trugen außer dem in der Luft schwebenden Rohrstamm noch ein Gewicht von fast 300 Pfund, ohne auch nur einen Zoll nachzugeben. Ja, als mein Wegweiser, der vor mir auftritt, unbedachterweise eine freihängende Bambuse mit sich fortzog, um sie schwanken zu

lassen, traf sie mich beim Zurückfliegen mit solcher Hestigkeit, daß sie mich fast vom Reithier warf.

Dicht unter dem schroffen Kamm der Serra ist noch eine letzte einigermaßen ausgedehnte Abflachung, in der schon einmal eine Anpflanzung versucht und wieder aufgegeben ist. Ein Haus steht noch dort mit den Utensilien zur Bereitung von Maniocmehl, denn der Boden ist sehr fruchtbar. Aber bei der trostlosen Einsamkeit und der so nahe liegenden Gefahr, von den Wilden erschlagen zu werden, ist die Anpflanzung wieder aufgegeben worden und das Haus ist großentheils schon wieder eingefallen. Diese Stelle heißt die Rosinha und könnte, wenn sie wieder aufgenommen würde, einen ebenso romantischen wie für einen fleißigen Besitzer gewinnreichen Punkt bilden. Was würde man nicht darum geben, wenn man hier beim Bereisen der Serra einen gastlichen Punkt trafe! Vielleicht sollte hier von Seiten der Regierung ein Häuschen unterhalten werden mit einer kleinen Besatzung von zwei bis drei Mann zu Schutz und Trutz und Hülfe der Durchziehenden, da nun doch einmal keine andere Straße zwischen Lages und Laguna zur Herabshaffung des Viehes sich findet. Zwischen Porto Alegre und Torres ist schon eine Reihe solcher kleiner Posten hergestellt. Mittels derselben wird unbedingt die Cultur weiter vorgeschoben; so bildet man oft die ersten Punkte einer Colonie: fast dürfte man an die Lager einzelner römischer Detachements denken, aus denen sich später Städte entwickelten.

Nach einiger Mittagsrast, während welcher ich mich an dem anmutigen und so tief einsamen Thal ergözte, über welchem höchstens einmal ein schreiender Papagei hinschweift, stiegen wir zu dem ganz kleinen Tubaçó hinab, der uns jetzt in die letzte Schlucht führte, aus der wir dann die schroffe Gebirgswand, die eigentliche Serra, erklimmen sollten.

Diese letzte Schlucht ist wirklich mehr ein langer Riß des

Gebirges als ein Thal. Zu beiden Seiten thürmen sich in grotesken Massen die Sandsteinwände in Vorsprüngen aufeinander über 1000 Fuß Höhe, oft lotrecht ansteigend und ganz kahl, oder schräglausende Grade bildend, die man niemals erklimmen möchte. Kaum kann der kleine Fluß sich zwischendurch winden. Er stürzt über Grauwackenblöcke und kleinere Sandsteingerölle fort; alles ist Chaos, Brausen, Aufruhr in dieser Tiefe, während oben um die höchsten Gipfel, die immer 3000 Fuß hoch sein mögen, die lieblichste Stille und goldener Sonnenstrahl spielen. Im feuchten Schatten der Tiefe wuchert eine ganze Welt von Moosen, Flechten, Pilzen und Farrenkräutern: aber auch wunderhübsche Begonien blühen und purpurfarbene Fuchsienblüten hängen herab von hohen, meistens blattlosen Gebüschen. Hin und her irrt das suchende Maulthier im Flüßbett nach einem Pfad; zwanzig mal passirt man den brausenden Bach, weswegen diese Stelle, die nach einem Regen gar nicht zu passiren ist wegen des steigenden und dann höchst reißenden Wassers, von den Leuten Bassa-Binte genannt worden ist. Aber auch beim schönsten Wetter ist das Durchklettern der Steingerölle, sei man zu Fuß, sei man zu Maulthier, eine halsbrechende Passage, und der Pass von Bassa-Binte ist wirklich classisch in seiner Art. Fast zwei Stunden brauchten wir, um uns ohne Schaden hindurchzutransportiren.

Jetzt standen wir am Ende. Ringsher lotrechte Wände von Wald und Sandsteinmassen und nirgends ein Ausgang. Auf einem Steingeröll klimmen die Thiere aufwärts; man klimmt ihnen nach, bis seitlich ein kleiner Pfad sich findet, der zu einem Vorsprung führt. Feiro, Schlüß, heißt diese Stelle. Fast möchte man ein kleines Rütli hier erkennen. Mitten auf einem freien Plätzchen liegt ein Sandsteinblock, vierseitig wie ein Tisch; in der Nähe sproßt einiges Kraut; mehrere Waldbäume ragen hinaus in die Luft. Gerade

unten braust der Tubaiaö durch die hohle Gasse von Bassa-Binte, die Hinterwand bildet die steile Waldwand, welche in schrofsem Sandsteingebirg endet. So bildet Feiro einen wundervollen Bivouakplatz. Mittels eines kleinen Verhacks schlossen wir den Eingang, ließen die Thiere frei, schlugten unser Zelt auf, falls es in der Nacht regnen würde, und nach einer halben Stunde loderte auf dem Feiro ein Feuer von gewaltigen Dimensionen, an welchem wir unser Fleisch rösteten und unsern Abendkaffee kochten. Herrlich und gewaltig ragten die Wände über uns hinaus. So sank der Abend herab. Wir lagerten uns bewaffnet um unser Feuer außerhalb des Zeltes, um leichter bei jeglicher Eventualität zu erwachen.

Solch ein Bivouak — ich möchte es jedem einmal gönnen! Die völlige Einsamkeit und Verlassenheit von aller Welt, die tiefe, nur vom brausenden Bach gestörte Nachtruhe, die dunkeln Waldabhänge um uns, in welche nur ein kleines Stück Himmel gerade mit dem Südkreuz und dem glänzenden Sternenpaar des Centauren hineinblicken konnte, das lodernde Feuer, welches bis in den Hochwald hinauf leuchtete, das Herumwandeln unserer Thiere dicht um uns auf dem hohen Vorsprung, und dabei immer die nicht ganz abzuweisende Sorge, von unserm Feuer verrathen und von Bugres oder Unzen überschlagen zu werden: das alles gab unserm Bivouak einen völlig romantischen Charakter, der dadurch noch gehoben ward, daß wir nur drei Menschen, also wahrhaftig keine Übermacht bildeten. Wer sich in die Situation hineinversetzen kann, wird sie allerdings anziehend genug finden. Sie war ein Soldatenbivouak im Felde.

Nichts störte uns die ganze Nacht. Am Morgen ward unser Train besonders angeordnet; beim Anordnen schoß der Wegweiser einen schönen Jacottinga, einen Vogel so groß wie ein kleines welsches Huhn, schwarzglänzend, mit weißgespenkelter Brust und eben solchem Schopf, der Schnabel

graublau, ein rother Kehlsack unter demselben. Der Vogel ist das schönste Wild des Hochwaldes.

Wir gingen alle drei zu Fuß die Serra hinauf, denn ein Reiten ist bei solchem steilen Weg viel zu gefährlich. Einmal gerieth das Pferd des Wegweisers in Gefahr hinabzustürzen. Wir trafen auch die Stelle, wo die elf Kinder kurz vorher hinabgestürzt waren: der Weg macht dort eine Biegung und eine ganze Heerde könnte dort, wenn man sie übereilt, verunglücken. Wir stiegen etwa 2500 Fuß. Es ward kälter, etwas öder und die Fernsicht über die untern Gebirge immer herrlicher. Man konnte das ganze schroffe Thal von Passa-Vinte übersehen. Wie auf mächtigen Strebe-pfeilern ruht das Gebirge auf seinen scharfen Graten und Sandsteinmassen und vergebens sucht das Auge den Grund des tiefen Schlundes zu erreichen.

Unmittelbar unter dem letzten Rand der Serra ist ein fahler Abhang. Man nennt ihn den Esfriados, den Ab-fühler, weil man dort die kletternden Thiere ausruhen lassen muß, damit sie nicht zu plötzlich vom kalten Winde der Höhe getroffen werden. Es ist schon vorgekommen, daß aus Un-vorsichtigkeit der Führer ganze Maulthiertropas, die man am Esfriados sich nicht abführen ließ, an den Folgen der jähren Erkältung gestorben sind.

Nichts aber ist überraschender als der Anblick, wenn man nun oben hinauf kommt. Man befindet sich nicht mehr auf dem Rand einer schroffen Serra, sondern auf einer Hügel-ebene, einem Weideland vom vollkommensten rio-grandenser Charakter; ein Euchillo reiht sich an den andern; manche sind schroff genug, um ein kleines Gebirge zu bilden. Einige kleine Quellen rinnen hier zu einem Bächlein zusammen, welches nach einer halben Stunde Weges schon ganz hübsch zu rauschen anfängt. Weiter nach Westen treten noch mehrere Bäche zusammen: so entsteht der Uruguay, und ich

freute mich hier auf der Hochebene einen alten Reisegefährten zu treffen.

Nach einem Marsch von zwei Stunden lag zwischen den Cuchillos ein einsames Gehöft vor uns: wir hatten den Sertão, die Dede der Serra do Túbarão hinter uns; eine Horde bellender Hunde kam herausgestürzt; ich stieg vom Thier und begrüßte wieder Menschenwohnungen und beschiedene, freundliche Leute. Das war der verfluchte Marsch über die Serra zu den Quellen des Uruguay, den, wenn ich nicht irre, noch kein europäischer Reisender eingeschlagen oder beschrieben hat, ein Marsch von vier Tagen, der mich ganz außerordentlich angezogen hat, wie abmattend und selbst gefährlich er auch gewesen sein mag.

Die Gegend, in der wir uns befanden, wird Tejuca genannt. Das einsame Gehöft, bestehend aus vier Gebäuden und einer Menge Verzänderungen, gehörte einem Herrn Joaquim Belho, genannt Juca Belho, welcher gerade nach Lages gereist war. Seine Tochter nahm einen Brief, den ich vom Kapitän Collaffo mitgebracht hatte, entgegen und ging bereitwillig auf meine Bitte ein, mir drei Pferde bis Lages zu leihen, welches noch einundzwanzig Leguas von Tejuca entfernt lag. Bei der ungeheuerlichen Ausdehnung der Besitzung aber war es für den Tag nicht mehr möglich die Pferde einzufangen zu lassen, und so nahm ich denn das Anerbieten, mich vorläufig einzuarbeiten, gern an, selbst auf die Gefahr hin, einen vollen Tag warten zu müssen. Um so weniger hatte ich Eile, als eine erwachsene Nichte des Hauses heftige Mandelbräune hatte und man sich bei der Entfernung ärztlicher Hülfe und der Abwesenheit des Besitzers sehr viel Sorge machte. Ja nach einigen Stunden Anwesenheit ward ich gebeten noch den ganzen nächsten Tag zu bleiben, und ich versprach nicht eher abreisen zu wollen, als bis das Mädchen entschieden besser wäre. Da schien man denn voll-

kommen zufriedengestellt zu sein, und ich hatte Muße, mir Tejucá oder „as Tejucas“ genauer anzusehen.

Ich befand mich in der einsamsten Grascuchillogegend, die man sich nur denken kann, oder vielmehr die ein europäischer Leser sich nimmer denken kann in ihrer endlosen Einöde. Ein Grashügel reicht sich an den andern an, eine Vertiefung mündet in die andere, eine kahle Sandsteinpartie schaut nach einer andern hinüber, wie die vereinzelten Denksteine eines Kirchhofs, auf dem alles Leben begraben erscheint. Und im Juni blüht dort keine Blume mehr, das Gras erstarrt unter dem Reif der Nacht und die Morgensonne trifft einen hartgefrorenen Boden. So war es am Morgen nach der ersten Nacht, die ich in den Tejucas zubrachte. Theils ganz vereinzelt, theils zu kleinen Partien und selbst zu dichten Waldungen zusammengedrängt stehen mächtige Araucarien überall umher; ja wohin man nur blicken mag, sieht man eine Araucarie sich an die andere anreihen, ganz als ob sie unsere Fichten wären. Und doch ist der Baum so viel mächtiger, als der Baum des Nordens, jene Fichte. Immer schnurgerade und vollkommen walzenrund sind die Stämme der Araucarie, über 4 Fuß im Durchmesser, astlos oft bis 70 Fuß hinauf, und dann mit Nesten dicht besetzt noch 40 bis 50 Fuß hinaus. Tief dunkelgrün ist das Colorit der Kronen; eine melancholische Färbung und Form hat der Baum bei der vollsten Majestät an sich; kaum wußte ich einen andern Baum, in dessen ganzem Habitus ein so tiefer Ernst läge, eine solche Schwermuth. Und nun einen Wald davon, in dem der herbstliche Abendwind saust! Auf einsamem Hochland an den Quellen des Uruguay!

Ein Araucarienwald ist dicht bei der Estancia von José Joaquim Belho. Er steigt schroff von einem hohen Cuchillo hinab. Unten fließt ein rauschender Waldbach. Das Dickicht des Unterholzes besteht aus baumartigen Farrenkräutern,

die einen Wald unter dem Araucarienwald bilden. Ihre Dicke ist bedeutend und erinnert an die Formen der Urwelt. Die dicksten Stämme, die oben in zwei bis drei Meter ausgehen, hatten genau gemessen 8 Fuß im Umkreis und über 12 Fuß Höhe; die einzelnen Wedel waren oft so mächtig wie Palmenkronen. In der unheimlichen Tiefe dieses Doppelwaldes trafen wir im Letten des Baches ganz frische Spuren von den Tieren der Unzen, die in der Nacht fortwährend um die Estancia streifen und nach Gefallen dem weidenden Vieh den Hals brechen.

Aber auch Bugres, wilde Indianer, streifen fortwährend bis in die Nähe der Estancia, die in jenem Hochlande ebenso den letzten Vorposten bildet, wie unten in der Tiefe Vieira's Haus in Rapoza am Tubaraö. Die Tochter des Besitzers erzählte mir mancherlei davon und meinte, sie lebte immer in Lodesangst, wenn die Männer der Besitzung, die sehr groß ist und an 20000 Stück Vieh enthält, alle abwesend sind. Vor den Augen der Leute haben sie Thiere auf dem Felde weggesangen und getötet, ja einmal einem nahen Besitzer aus Rache in einer einzigen Nacht dreihundert Stück geschlachtet. Bei einem andern überfielen sie am Tage die Besitzung, als nur ein einziger Neger dort Wache hielt, jagten ihn fort, plünderten das Haus und zogen davon. So findet man immer Spuren von ihnen und lebt in steter Sorge vor dem wilden Volk. Eine ganze Horde von Doggen bewacht nachts die Estancia, in der es an Waffen aller Art nicht fehlt. Dicke Palissaden bilden den Eingang; der Garten ist von einer Barrikade eigener Art umgeben. Man kann nämlich die dicken Farrenkrautbäume ohne Umstände über der Wurzel absägen und in die Erde pflanzen; sie wachsen ruhig weiter. Solch ein Zaun lebendiger Farrenbäume, so dicht, daß man nicht die Hand durchstecken kann, steht um den Garten herum; auf der kolossalen Einschaffung wehen

die Wedel im Winde. Nicht ganz leicht mag es sein, diese lebendige Verschanzung zu nehmen.

Und was hat nun solch ein Mädchen von diesem Leben hinter Verschanzungen gegen Unzen und Wilde, die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes? Seit zwölf Jahren wohnt der alte Vater auf der Estancia. Oft gehen Monate hin, ohne daß jemand zum Besuch kommt; Jahre gehen hin, ohne daß die Tochter nach Lages geht! Noch nie ist sie die Serra hinab ins Unterland mit seinem Leben gekommen. Vom Leben selbst kommt keine Spur hinauf in dieses Hochland. Keine Zeitung dringt in diesen Winkel hinein, keine Kunde eines Weltereignisses kommt bis hierher. Die Thaten der Menschen sind für die reiche Bewohnerin von Tejucas nicht vorgefallen; eine Weltgeschichte hat hier noch nicht ihren Vorhang aufgezogen, noch keine Rhapsode gesungen. Wann wird sie es? Vielleicht nie! Denn es kann gar wohl einmal sich ereignen, daß die Wilden nachts die Estancia stürmen und alles ermorden, was sich vorfindet. Und der Morgen würde nur einen dampfenden Schutthayfen und einige geröstete Menschenknochen finden. Bis hierher ist das noch nicht geschehen, obwohl selbst im Unterland solche Unthaten vorgekommen sind. Bei Herrn Schüttel in Desterro sah ich Pfeile und Bogen und die Keule eines wilden Kaziken, aber auch seinen Schädel. Am 4. Februar 1847 hatten die Bugres in einer eben angelegten Colonie am Tejucasfluß — Tejucas genannt, wie die Estancia im Oberland von Lages —, einen Ueberfall gemacht und neun Colonisten erschossen. Aus den Leibern der Ermordeten waren jene Pfeile gezogen worden. Den Kaziken traf eine Kugel, er ließ als Spolia opima seine Waffen und seinen Kopf. Der Schädel ist ein vollendet Mongolenschädel mit orthognathischer Bildung und starker Hinterkopfentwicklung. Die Keule ist ein langes, schweres, schief vierseitig zugeschnittenes Holz mit einem Griff,

kaum mit einer Hand zu führen. Dazu hatte er ein Zeichen seiner Würde auf dem Felde gelassen, ein aus einem länglichen, vierseitigen Holz gemachtes Schnitzwerk von so künstlicher Arbeit, daß es einem chinesischen Fabrikanten alle Ehre gemacht hätte. Nimmer hätte ich den Chinesen des Westens, den südamerikanischen Wilden, so vielen Kunstfleiß zugetraut!

Dicht neben diesen Beutestücken im Cabinet des Herrn Schüttel hing ein vollendetes Bild aus Correggio's Schule: eine Nymphe, die ihre lieblichen Reize enthüllt hat, das treueste Ebenbild der Leda von Correggio im berliner Museum. Wie viele Jahrhunderte liegen doch zwischen den geschnitzten Waffen eines brasiliensischen Kaziken und jenem Bilde! Zwischen Italiens uralter, classischer Schöne und den Cuchillos von Tejucas mit melancholischen Araurarien. Zwei wundervolle Pinaceen sind bei beiden Extremen die lebendigen Denksteine. Dort ist es die Pinie, die über den Gräbern einer großen Geschichte weint, hier die Araucarie, die vergebens nach dem Aufkeimen eines großen Geschlechts sich umschaut: die Bedeutung der einen so wehmüthig wie die der andern.

Ich streifte fleißig zwischen den Hügeln und Araucarienpartien von Tejucas umher. Im Felde finden sich hübsche Quarzkristalle, in großer Menge, in ganzen Nestern zusammengelagert. Sandstein ragt überall heraus aus den schroffen Abhängen des trefflichen Weidelandes, welches wegen seiner Güte berühmt ist, aber auch berüchtigt wegen seiner Einsamkeit. In botanischer Hinsicht ist nichts zu sagen; alles ist im Winter abgestorben. In den weiten Feldern sieht man, wie in Rio-Grande, vereinzelte Rinderherden weiden. Von Rehen und Straußen sah ich keine Spur. Auch wenig Vögel zeigten sich. Am meisten fielen mir die Urubus ins Auge, die schwarzen Geier, wenn sie an reinem Himmel ihre Kreise zogen oder einsam auf der hohen Spitze eines von

Flechten überzogenen Sandsteinblockes sassen: häufig in der Nähe des brasiliischen Circaetus.

So habe ich mich denn auf meiner ganzen Reise bis dahin nirgends so vereinsamt, so weit getrennt von der cultivirten Welt gefühlt, als im Hochlande von Tejucas, wo der Uruguay in seinen ersten Anfängen zusammenrinnt, und es ist mir ein ernster Gedanke, wenn ich an seine Bewohner zurückdenke.

---

## S zweites Kapitel.

Das Hochland der Provinz. — Reise von Tejucas nach Lages und Aufenthalt dasselbst. — Wasserfall des Rio-das-Caveiras. — Abreise von Lages. — Die Estancia dos Indios. — Aufbruch. — Matto-dos-Indios. — Rio-Bonito. — Das Leben eines Tropeiro. — Lager am Rio-das-Canoas, — am Rio-do- João-Paulo. — Uebergang über die Serra do Trombudo. — Die Colonia-militar von Santa-Thereza am oberen Itajahy. — Campo da Boa-Vista. — Ankunft am Rio-dos-Bugres.

---

Der Capataz, Verwalter, der Estancia von Juca Velho, unsers abwesenden Hauswirths, war am Morgen früh fortgeritten, um uns die zur Weiterreise nöthigen Thiere zu besorgen. Sämtliche Reithiere befanden sich in der sogenannten Invernada, einer Winterhürde, oder buschigen Gegend der Estancia, wo sie im Gebüsch, geschützt vor kalten Winden, die kalten Monate zubringen. Am Abend spät erst kam er wieder, und als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß jene Invernada der Estancia so weit entlegen wäre, sagte er mir lachend, daß er, wenn er an das letzte Ende der Besitzung gelangen wollte, volle drei Tage reiten

müste. Er meinte, es möchten wol 30000 Stück Vieh auf den zwanzig Quadratmeilen der Familie Velho weiden. Jährlich werden 1500—2000 Sterken gemarkt, und ebenso viel Stück könnten geschlachtet werden, wenn man alles übersehen wollte. Aber eine Menge Vieh stirbt vor Altersschwäche; vieles wird von den Bugres geraubt. Eine besondere Branche auf der Besitzung ist die Maulthierzucht. Doch geschieht sie auf einer besondern Estancia. Sie ist die lucrativste von allen.

Und wenn man nun das Haus des Millionärs Juca Velho ansieht, so begreift man nicht, wie soviel Einfachheit und Nüchternheit, ja förmlich Spartanische Lebensweise in demselben herrschen kann. Nur die Ueberzeugung, daß bis zu den letzten Quellen des Uruguay europäische Lebensweise noch nicht habe dringen können, wirft einiges Licht auf die dortigen Zustände. So gern hätte ich den Alten selbst kennen gelernt. Jeden Tag wurde er erwartet; aber er blieb länger aus, als man glaubte. Doch meinte die Tochter, wir würden ihn gewiß unterwegs treffen. Und so ließ ich denn satteln und wir brachen auf.

Mein gelber Wegweiser aus Piedade war ein so guter Kerl, so unermüdlich und dienstfertig, daß ich auf seinen Wunsch, mich bis nach Lages, dem Hauptpunkt des Oberlandes von Sta.-Catharina, zu begleiten, gern einging, obgleich er in dieser Gegend eigentlich nicht vagueano, wegekundig, war. Das war auch nicht nöthig. Man kommt schon durch. Die Thiere finden überall Weide, etwas Essen hat man bei sich, dazu sein Zelt, ein Feuer ist auch bald angemacht, Bugres und Unzen genieren auch nicht: wir ritten also zu dreien unverdrossen von der Estancia von Tejucas fort, ich nicht ohne den herzlichsten Dank den einfachen Bewohnern gesagt zu haben.

Raum ist man nach einer halben Stunde Reitens aus

dem nächsten Bezirk des einsam gelegenen Gehöftes herausgekommen, so gelangt man in eine entschiedene Gebirgsgegend von der tiefsten Einsamkeit und höchst eignethümlichen Reizen. Ein Hügel reiht sich an den andern an, eine Graswand überragt die andere, ein Höhenzug nimmt den andern auf: alles ein seltsam verworrenes Weideland, aus dessen schroffern Abhängen unzählige mit Flechten überzogene Sandsteinmassen herausragen. Oder alles ist bedeckt mit dichtem Araucarienwald. Zu Millionen ragen in diesem Oberlande diese mächtigen Pflanzensäulen aus den tiefsten Schluchten heraus und klimmen an den steilsten Abhängen empor bis zu den Gipfeln der schroffen Cuchillos, einen dunkeln, schweigenden, ernsten Wald bildend, den ich recht eigentlich einen Schwarzwald nennen möchte. Nur unten in den geheimnisvollen Schluchten rauscht es heraus. Da sprudelt eine Quelle nach der andern hervor aus dem dichten Tannenwald, ein Bach braust dem andern zu, ein Fluss schäumt im Sandsteingerölle einem andern nach: so entsteht der Pelotas, der wirkliche Uruguay, weiter unten schon Uruguay-Mirim genannt. Allerdings ist der Strom, der bei Uruguahana mir so mächtig erschien, hier im Oberland noch sehr mürm. Wir waren einige Stunden auf- und abgeritten, bei einem kleinen Gehöft, Capivari, vorbei, und über einige kleine Bäche mit klarem, kostlichem Wasser, als der schmale Steig, Estrada-Geral euphemistisch genannt, den wir verfolgten, uns tiefer als bisher hinabführte. Eine hübsche brausende Wasserfläche lag vor uns, wohl 80—100 Fuß breit und zwei bis drei Fuß tief, der Rio-Pelotas, dicht umdüstert vom Araucarienwald und mächtig rauschend im schwarzen Sandsteinbett. Vorsichtig und ängstlich suchten die Thiere die Furt im brausenden Wasser, mit den Husen sorgsam tappend nach einem festen Punkt im Steingeröll unter dem vielfach bewegten Element. So gelangten wir ans jenseitige Ufer und befanden uns,

wenn wir einer strengen geographischen Eintheilung folgen wollten, erst jetzt im Municipium von Lages, d. h. im Oberland von Sta.-Catharina: denn der Pelotas, Uruguay, wird als Grenze zwischen Rio-Grande und Sta.-Catharina angegeben; Tejucas liegt entschieden südlich oder südwestlich vom Flusse, der, als wir ihn durchritten, uns von rechts nach links ließ. Demnach würde genau genommen Juca Belho auf rio-grandenser Boden wohnen. Doch macht nicht sowol der Fluss als vielmehr das Flussgebiet die Grenze, oder bestimmter gesagt: die letzte rio-grandenser Serra, von welcher der Pelotas nördlich fließt, ist die Scheide zwischen Rio-Grande und dem Oberland von Sta.-Catharina.

Einen besondern Reiz aber hat eben der Wasserreichthum der einsamen Gebirgsgegend. Jenseits der verwirrten Höhenzüge und Araucarienschluchten, zwischen denen der Pelotas in nie versiegender Fülle hinbraust, trifft man nach wenigen Stunden noch einen Fluss, der eine Menge Bäche aufnimmt und mit ihnen später dem Uruguay-Mirim zufließt, den Lavatudo, d. h. Alles waschenden Fluss, weil er eben die ganze Gegend bespült und mit Wasser versorgt, oder vielmehr davon befreit. Freilich nehmen nur wenig Menschen an seiner Wasserversorgungtheil; kaum trifft man ein einzelnes Gehöft, kaum sieht man hier und dort am Pelotas und Lavatudo den Rauch eines gaslichen Herdes aufsteigen. Den ganzen Tag des 12. Juni ritten wir im Gebirge dahin, ohne auch nur einen einzigen Menschen im Felde oder auf unserm Wege zu treffen. Um 1 Uhr trafen wir auf einem kleinen Weideplateau eine Hütte, wo Schafe weideten. Einige Minuten darauf kamen wir zu einem kleinen Gehöft, wo wir uns etwas aushielten, weil jemand frank war. Dann stießen wir erst im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends wieder auf ein Gehöft. In allen Stücken bekundet sich die Einsamkeit der Gegend. Während z. B. in Rio-Grande die wiederklärenden

Rinder, die auf den Feldern gelagert sind, sich von den kommenden Reisenden fast überreiten lassen, ehe sie aufstehen, und der troxige Stier brummend kaum einen Schritt aus dem Wege geht, ist am oberen Uruguay die vollste Scheuheit das Attribut der in sehr kleinen Trupps weidenden Thiere. Sowie man von einem Hügel geritten kommt und von den im Grunde der Schlucht oder am Abhang ruhig grasenden Rindern erblickt wird, rennt alles im vollsten Laufe fort. Erhebt man gar einen Schrei, so stürzen sich die scheuen Heerden im wildesten Galop dahin und ins Dickicht des Araucarienwaldes hinein, und noch lange vernimmt man das Knistern der aufgestörten Thiere im tiefen Walde. So ist ihnen die Erscheinung eines einzelnen Reiters oder eines kleinen Reisezugs eine ganz unerhörte Thatssache. Aber eben diese scheue Flüchtigkeit der sonst so friedlich weidenden Rinder gibt der Gegend das Colorit von Wildheit und Verlassenheit. Man möchte die davonstürzenden Thiere im eigentlichsten Sinne des Wortes für das Hochwild der Araucarienwaldungen halten und sich im vollkommensten Urzustand der Natur zu befinden glauben.

Kommt man aber nun zu einem kleinen Gehöft, so beurkundet sich an den Menschen und ihrer Lebenslage diese Vereinsamung noch viel mehr. Ich bemerkte oben, daß ich, nachdem ich im Gehöft von Capivari schon eine franke Frau gesehen hatte, ich gleich nach Mittag auf einem andern kleinen Gehöft einen franken Arbeiter traf. Ich verordnete ihm Schröpfköpfe in die Kreuzgegend. Aber die kannte man nicht und hätte auch erst funfzehn Leguas weit her welche bekommen können. Ich wollte den verlassenen Leuten zeigen, wie sie sich schröpfen könnten mit dem obersten Ende von Ochsenhörnern. Nun waren zwar Hörner genug da, sie hingen an den Wänden umher, angefüllt mit kostlicher Milch: aber man hatte die Säge, die ich zum Absägen des oberen Endes verlangte, an einen Nachbar einige Leguas weit versiehen. So mußte

denn ein großes Messer genommen werden und ich bekam so wirklich eine Spize, in deren blindes Ende ich mit einem verrosteten Bohrer ein Loch mache. Diese Spize wird auf die zu schröpfende Stelle gesetzt und die Luft mit dem Munde ausgesogen. Mit einer Lancette wird dann eine Scarification gemacht und die Hornspize wieder aufgesetzt. Wenn man ein Stückchen Wachs in den Mund nimmt und dasselbe, nachdem man die Spize möglichst luftleer gesogen hat, mit einigem Geschick mittels der Zunge auf die Saugöffnung schiebt, so hat man den Schröpfproceß zu seiner Vollendung gebracht. Die guten Leute waren mir herzlich dankbar für den Unterricht, der mich freilich eine volle Stunde aufhielt.

Die Frau vom Hause hatte unterdess Maismehl mit Butter geröstet, was man Cuscus — eine afrikanische Benennung — nennt, und goß Milch darüber, das mussten wir erst noch essen, ehe wir weiter reiten durften. Solche improvisirte Mittagscene ist für die cultivirte Europawelt ebenso sonderbar, wie die Schröpferei mit Hornspizen für die medicinische Welt seltsam ist. Inmitten der Scheune ist ein Feuer auf der Erde gemacht. Daneben steht eine Bank aus Araucarienholz, auf ihr das Gefäß mit Cuscus und Milch. Um die Bank hockt das speisende Personal: ich, mein Spahi und mein gelber Wegweiser, jeder mit einem eisernen Löffel, und wir essen aus einem Napf. Mantheilt Mühe, Entbehrung und Gefahr: so theilt man auch das frugale und doch so köstliche Mittagessen aus einem und demselben Napfe. Wem das nicht gefällt, darf auch keine brasiliianischen Gebirge hin-ausklettern. Auch dieser Communismus hat seine Eigenthümlichkeit, sein Interesse.

Wirklich rührend ist oft die herzliche Einfalt und Güte der Leute im Oberlande von Sta.-Catharina! Ich wollte am 12. Juni gern bis zur Estancia des Obersten Souza reiten, an den ich einen Brief vom Präsidenten hatte. Doch waren

wir vom Mittagsgrauen und einigen Irrwegen, in die mich mein der Gegend nicht kundiger Wegweiser geführt hatte, aufgehalten worden. Es ward spät, halbdunkel schon und ein leichter Regen fing an sich zu ergießen, wodurch das Reiten auf den steilen Wegen nicht nur erschwert, sondern selbst gefährlich ward. Die Position war unangenehm. Da glaubte mein Führer im Thal ein Haus zu erkennen. Eine Viertelmeile noch trabten wir weiter. Es kam eine ganze Meute von Doggen auf uns losgestürzt; eine Thür öffnete sich und ein Mann redete uns an. Wir fragten nach dem Hause des Obersten Souza. Noch eine halbe Meile hatten wir bis dahin zu reiten. Aber der Mann vor uns bot mir so freundlich sein Haus an, daß ich wenigstens in dasselbe hineintreten mußte. Da ich nun auf den ersten Blick sah, daß ich nicht im geringsten zur Last fiel, so blieb ich mehr als gern: einmal, weil man im Dunkel und kalten Regen auf dem Oberlande von Sta.-Catharina selbst noch während der letzten halben Meile Unangenehmes erleben kann, und dann auch, weil der Mann mir ganz besonders gefiel.

So ward denn abgesattelt, und bald war ich im lebhaftesten Gespräch mit meinem grundbiedern Birth Antuner. Und es ist wirklich eine Freude, mit solchem guten, einfachen Volke zusammenzukommen. Der Mann, der sich offenbar in guten Glücksverhältnissen befindet, hatte sechzehn Kinder, von denen schon sechs Söhne und Töchter verheirathet sind. Dazu schien es mir, als ob seine ziemlich junge Frau in zweiter Ehe, der eben so viel Herzengüte wie Lebensmuth aus dem gesunden Gesicht glänzte, ihn für die nächsten Jahre noch alljährlich mit einem Kindlein beschenken würde, was dem siebenundfünfzigjährigen, wirklich seltsam rüstigen Manne unbedingt sehr lieb war, denn er redete mit ganz besonderer Freude von seinem Kindersegen und den zahlreichen Enkeln, die er schon hatte. Selbst über manches kleine Ungemach, was solch

Kindervolk mit sich bringt, konnte er sehr heiter reden. Es wohnen diese Leute aber auch gar zu einsam in ihren Bergen! Die nächste Kirche ist die von Lages, etwa funfzehn Leguas weit. Kein Wagenrad hat je diese steilen Abhänge und Schluchten durchrollt; kaum kann man ordentlich auf einem Maulthier oder einem guten Pferde reiten. Und nun soll gar ein Kind getauft werden! Vermeiden läßt sich das nun einmal nicht, aber man weiß sich zu helfen. Man wartet häufig, bis man drei bis vier Kinder hat und nun mit einer ganzen Familiengruppe zur Taufe reisen kann. Häufig laufen die kleinen Täuflinge vor den Bathen vorauf zur Kirche und schlagen mit Händen und Füßen um sich, wenn man ihnen das geweihte Salz in den Mund thut und Wasser über den Kopf gießt. Manchmal kommt es bei solchen Tausen denn auch vor, daß sich die Eltern bei derselben Gelegenheit erst trauen lassen. Die Einsamkeit des Wohnorts, die Unwegsamkeit des Gebirgs und die derbe Natur der Menschen selbst muß da vieles entschuldigen.

Und nun gar noch der Schulunterricht! So unendlich weit liegt der den Leuten aus dem Wege. Oder ärztliche Hülfe, wie selten man derselben auch benötigt sein mag! Je mehr man an all diese Schwierigkeiten des Lebens denkt, desto mehr geht einem das Herz auf für diese guten, biedären, Hochländer, in deren einfachen Häusern man so wohl, so sicher, so treu bewacht auftritt.

So gern wäre ich am nächsten Morgen schon vor Tagesanbruch fortgeritten, aber man kommt gar nicht los von solch gutem Volk. Erst soll man Kaffee trinken und das darf man nicht ausschlagen. Mir scheint der Kaffee im Oberland von Sta.-Catharina dieselbe Bedeutung zu haben, wie die Mate in Rio-Grande. Beim Kommen wird man mittels einer Tasse Kaffee in Haus und Gastfreundschaft eingeweiht, mit Kaffee wieder daraus entlassen. Würde man die Empfangs-

tasse ausschlagen, so würde man für hochmüthig gelten: würde man beim Fortreiten nicht erst den Morgenkaffee nehmen mit seinem Wirthe, so hieße das sich unzufrieden erklären mit der Bewirthung. Daher muß man erst Kaffee trinken, sonst zerstört man den Frieden. Der Kaffee ist demnach nicht sowol ein Genuß, sondern vielmehr ein Symbol, das Sacrament der Gastfreundschaft, eine Art Dominus tecum.

Wir waren kaum eine gute halbe Stunde geritten, als wir vor der Estancia des Obersten Souza hielten. Der Hausherr war abwesend. Ein Sohn desselben nahm meinen Brief vom Präsidenten entgegen und stellte mir freundlich alles zu Gebote, was ich möglicherweise nur gebrauchen konnte. Ich bat um drei frische Pferde. Augenblicklich wurde danach geschickt, währenddessen trat ich ins Haus.

Hier fand ich denn den vollendetsten Ausdruck des Oberlandes von Sta.-Catharina. Echt nationell war das ganze Haus inwendig von Araucarienholz ausgebaut. Fußboden, Thüren, Wände, Decken, Tische, Bänke und Fensterluken, alles sauber und reinlich und mannichfach verziert, aus Pinheirobretern und Pinheirobalken zusammengefügt. Das Holz ist fester und dunkelgelber als die nordische Fichte und macht, einfach geglättet, einen ungemein guten Eindruck, zumal wenn es vor seiner Verarbeitung recht lange gelegen hat und wohl ausgetrocknet ist.

Deswegen erschien mir das Haus des Obersten recht wie ein Idealhaus in einem Araucariengebirge, fest, einfach und sauber, mit dem Ausdruck einer gewissen Wohlhabenheit, welcher durch das Fehlen von Glassfenstern nicht im geringsten gestört wird.

Herrliche Erscheinungen waren nun die anwesenden Söhne und ein Neffe des alten Souza. Anwesend waren ihrer drei, jeglicher einige Zoll länger als gewöhnliche Menschen, kräftig gebaut, mit frischen, rothwangigen Mannsgesichtern und schwar-

zen Bärten, hinter denen beim Lachen der fröhlichen jungen Leute die schönsten Zähne herausblitzen. Mir fielen beim Anblick der prächtigen Menschen die Hochländer hinter dem Felsen von Gibraltar ein, wenn ihr Typus auch etwas verschieden sein möchte. Trefflich stand ihnen der blaue Poncho und die saubere Reitertracht. Von den acht Kindern des Alten sind bereits fünf verheirathet und angestiedelt auf den weiten Besitzungen des Vaters. Ein prächtiger Botokuden-Reitknecht machte sich gut neben den jungen Männern.

Und als Schlussstein eines hübschen Charakterbildes traf ich im selben Hause noch den vielbesprochenen Juca Belho, den reichen, steinreichen Besitzer von Tejucas. Der einfachste deutsche Landmann kann nicht einfacher auftreten als jener. Dem vielgesuchten Gesicht des alten, ungemein heitern Mannes stand der weiße Bart vortrefflich. Er war eine wirklich classische Erscheinung.

Dem Alten war es schlecht gegangen. Sogar er, der im Gebirge geboren und groß geworden ist und bei seinen häufigen Reisen nach Lages jeden Winkel der Gegend kennen sollte, hatte sich, als er, vom Regen und Dunkel überrascht, einen Richtweg zur Estancia des Obersten einschlug, verirrt und hatte die kalte Regennacht im Freien unter einem Araucarienbaum zubringen müssen. Doch hatte ihn das nicht im geringsten afficirt, er war in der allerbesten Laune.

Die Pferde waren gesattelt. Aber erst sollte gefrühstückt werden. In einem Hinterzimmer, ebensfalls einem originellen Araucariengemach, war ein kleiner, vierseitiger Platz mit Steinen statt des Tannenholzes ausgelegt. Eine Negerin brachte von der Küche glühende Kohlen, die auf die Steine gelegt wurden. Ueber dieses seltsame Kamin stellte sie den Tisch mit reichlichem Frühstück, und bald saßen wir alle: Juca Belho, Neffe und Söhne des Obersten Souza, ich und mein Spahi in der fröhesten Laune und mit dem besten Appetit um unser

Frühstück; dessen submenschliches Kohlenfeuer unendlich erquickender für mich war, als der eleganteste pariser Kamin. Denn der Morgen war recht frisch und die Kohlenglut immer heftig genug, um mir meine Reiterstiefeln auf einige Stunden zu durchwärmen.

Dann schüttelten wir uns die Hände. Juca Belho, der jugendliche Graubart, ritt südöstlich, ich selbst nordwestlich. Ein Peão vom Obersten begleitete mich, um mir den Weg zu zeigen. Und lustig ritt meine kleine Karavane, vier Mann zu Ross und dazu mein Gepäckthier, in die Berge hinein, deren schöne Waldungen, reißende Bäche und sonderbare Grasplateau mich manchfach erfreuten.

Leider ward mir meine Freude recht empfindlich gestört. Ich kam, als wir einige Stunden geritten waren, meinem Packmaulthiere so nahe, daß ich es mit einem Schlage zum schnellern Trabe aufmuntern konnte. Plötzlich schlug es hinten aus und traf mein rechtes Knie mit solcher Heftigkeit, daß ich vor Schmerz fast die Besinnung verlor. Wie sehr ich den Unfall auch von der leichten Seite anzusehen mich bemühte, hatte ich dennoch eine sehr starke Kniecontusion, mit der ich mich immerhin eine halbe Stunde im Grase umherwälzen mußte. Freilich konnten wir langsam weiter reiten, aber mein Schmerz ward vom Reiten nicht besser. So ritten wir um 2 Uhr einen Berg hinunter zu einem hübschen, freundlich von der Sonne beschienenen Gehöft. Es war noch früh am Tage und ich wollte noch einige Meilen Wegs machen, obwohl meine Begleiter meinten, es wäre besser zu bleiben. Im selben Augenblick aber, als ich auf dem glatten Boden der Fläche hinkrachte, glitt mein von mir schlecht geführter Gaul aus und schlug total auf die Seite, sodaß mein kaum verletztes Knie den vollen Druck und Stoß des Pferdes bekam.

Jetzt hatte ich vollkommen genug vom 13. Juni, — sub mala ave hatte er angefangen, und ich fürchtete den Hals zu

brechen, wenn ich die Weiterreise erzwingen wollte. Zudem kamen zwei Männer aus der Estancia, von denen der ältere mich so freundlich unter den Arm fasste und mich in sein Haus führte, daß ich es doch für besser hielt zu bleiben.

Ich befand mich beim alten Herrn Manoel Joaquim. Freundlicher konnte ich nicht aufgenommen werden als in seinem hübschen, freundlichen Araucarienhause, in welchem der Lebenslurus sich schon bis zu braunen Mobilien und seinem Hausrath erhoben hatte. Im bestem Zimmer der netten Wohnung stand schon das saubere Fremdenbett für mich in Ordnung, und ich dankte Gott, daß ich bei meinem kleinen Unfall, dem ersten, der mir seit dem Beginn meiner Reise begegnet war, gerade in der Nähe eines so biedern alten Mannes, wie Herr Manoel Joaquim war, von demselben betroffen ward.

Meine äußerst heftigen Schmerzen verloren sich etwas, und mein Alter bemühte sich in freundlicher Weise sich mit mir zu unterhalten, bei welcher Gelegenheit ich erfuhr, daß der Tag meines Unfalls ein Sonntag wäre. Ich hatte den Tag noch nicht an den Sonntag gedacht, und wäre ohne den Schlag meines Maulthiers vielleicht nicht darauf gekommen, daß es Sonntag sei. Mein Maulthier kam mir jetzt vor wie Bileam's Esel. Und ich trug meine Schmerzen mit der größten Gelassenheit: möchte aber jedermann, der sich am Sonntag auf steilen Bergwegen reisend befindet, rathe, bei Zeiten sich an den Tag des Herrn zu erinnern. Und die im Unterland wohnen, sollen ebenfalls an den Tag denken.

Herzliche Freude machte es mir, beim alten Manoel Joaquim auf seinem Tische ein portugiesisches Neues Testament liegen zu sehen, welches ihm eine gewissenhafte Lectüre zu sein schien, — das erste mal, daß ich in einem Hause auf meiner Reise ein Neues Testament traf.

Dazu besaß er auch einige Rechtsbücher und bekam regel-

mäßig seine Zeitungen aus Desterro. In jeder Hinsicht zeigte er sich als einen unterrichteten, genauen Mann, der in gar vielen Fällen von seinen Nachbarn um Rath gefragt ward. So waren mir im Verlauf unsers Gesprächs besonders seine kleinen Notizen, die Dertlichkeit der Gegend betreffend, sehr bemerkenswerth. Er besaß die große Karte der Provinz von Sta.-Catharina, die der tüchtige belgische Ingenieur van Lede angefertigt hat, die aber dennoch, was eben das Oberland von Sta.-Catharina betrifft, manches Ungenaue enthält. Na-mentlich ist mir die Lage von Tejucas, wo Juca Velho wohnt, aus jener Karte nicht deutlich genug geworden. Nicht der Belotas, sondern ein südlicher Nebenfluss desselben, der Rio-das-Contas, macht auf jener Karte dort die Grenze. Vielleicht hätte eben deswegen auch das dortige Gebirge anders verzeichnet werden müssen. Auch wohnt Souza südlich vom Lavatudo; ich hatte den Fluss schon passirt, als ich meinen Schlag bekam. Aber dennoch hat die Karte ein hohes Verdienst, wenigstens viel mehr als die kleinere vom Vicomte de l'Ile Adam fabricirte, die ich bei mir trug und die mir, als ich sie mit der Lede'schen verglich, weiter nichts als eine schlechte Nachahmung zu sein schien: eine Nachahmung, indem kleine, sehr minutlose Dertlichkeiten angegeben werden, die van Lede zuerst angegeben hat, — eine schlechte, indem diese einzelnen Localitäten falsch ausgebeutet sind. So ist z. B. bei van Lede der Verlauf des oberen Itajahy ziemlich richtig: der Fluss drängt sich weit westlich und südlich in die Serra do Trombudo herein, sodaß man ihn, wenn man von Lages nach Desterro reist, ganz oben passirt. Der Vicomte aber hat ihn nachlässig abgezeichnet und auf halbem Wege liegen lassen.

Doch lassen wir das! Nach allem aber, was wir aus den existirenden Karten ersehen, geht hervor, daß eine recht genaue, in bestimmter Weise ausgesetzte Karte der Provinz Sta.-Catharina ein sehr großes Desideratum ist, für dessen Erfüllung

die Landesregierung schleunigst sorgen sollte. Selbst die Grenzbestimmungen gegen die Provinz Parana hinwärts scheinen noch gänzlich im argen zu liegen, sodaß absolut keine Größe von Sta.-Catharina angegeben werden kann.

Beim Manoel Joaquim im Hause traf ich denn wieder einmal einen Deutschen an, einen Hamburger, der sehr jung mit einem amerikanischen Schiffe nach Rio-Grande gekommen und von dort nach dem Oberlande von Sta.-Catharina gerathen war. Hier hatte er sich durch fleißiges und mühsames Arbeiten ein Stück Feld erworben, besaß eine Heerde von Kühen und Maulthieren, hatte sich dann mit einer Brasilienerin verheirathet und war jetzt vollkommen heimisch geworden im fremden Lande, von dessen Einwohnern er mir nur Gutes zu sagen wußte. Wie mir Herr Manoel Joaquim sagte, hatte man den stillen, fleißigen Mann in der ganzen Gegend gern.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich im Stande meinen Gaul zu besteigen und so weit zu reiten, als das eben gehen würde. Aber erst nach dem symbolischen Kaffee und den damit verbundenen kleinen Gebäcken aus Weizenmehl, was im Oberlande selbst gebaut wird, konnte ich von dem guten Alten und seiner Estancia loskommen, — an beide werde ich immer mit herzlicher Dankbarkeit und einiger Schmerzenserinnerung zurückdenken.

Ich bekam einen neuen Baqueano mit, auch der Deutsche begleitete mich eine gute Strecke und die Reise ging recht leidlich. Da aber der Weg ziemlich hoch auf dem Rücken einzelner Berge hinführte und einiger Staubregen mit Wind uns entgegenkam: so litt ich etwas unangenehm von der Kälte, und nach einem Ritt von fünf Leguas hatte ich die heftigsten Schmerzen im Knie. Meine ganze Sehnsucht und Hoffnung auf Ruhe ging nach Lages hin, dem Hauptorte des Oberlandes, wo ich bei einem Deutschen, Herrn Trüter, durch mehrere Briefe Eingang, und bei dem allgemein guten Rufe,

den der Mann in wirklich seltener Weise in der ganzen Provinz besitzt, freundliche Aufnahme und Obdach zu finden hoffte. Aber noch vier Leguas fehlten bis dorthin, und schon war es nach 2 Uhr. Ich ließ Gepäck und die beiden Wegweiser hinter mir, und im schmerzwollsten Galop, den ich in meinem Leben gemacht habe, jagte ich mit meinem Spahi davon, um die Zeit abzukürzen. Wir fegten durch den schönen, rauschenden Rio-das-Caveiras, kamen an prächtigen Sandsteinvorsprüngen vorbei, zu deren schroffer Höhe die dunkeln Araucarien aus der Tiefe vergebens emporzustreben suchten; eine Legua nach der andern ward so zurückgelegt auf einem recht guten Wege, aber immer wütender wurde mein Schmerz. Endlich sahen wir von einem Hügel herab Lages vor uns liegen.

„Mais c'est un trou, Monsieur!“ rief mein Spahi lebhaft aus, als wir den Ort erblickten. Und wirklich trug ich Bedenken, den vor uns liegenden Flecken für die Villa de Lages anzuerkennen.

Wir kamen an. Wie froh war ich, im kleinen Nest zu sein, wo ich vom biedersten Deutschen, den man sich nur denken kann, aufgenommen ward. Meine Briefe hatte ich beim Gepäck zurückgelassen. Aber auch ohne diese Briefe ward ich herzlich empfangen. Nach einigen Minuten freundlichen Gesprächs sagte ich meinen Namen. Der biedere Herr Trüter hatte die große Güte, sich desselben aus einigen Zeitungen zu erinnern, und nun war ich erst recht gut aufgenommen und aufgehoben. Ich fühlte den hohen Werth der Gastlichkeit bei meinem schmerzhaften Zustande im vollsten Maße und freute mich der Ruhe, bei welcher meine Contusion ständig besser ward.

Mein Spahi aber schien recht gesehen zu haben. Lages ist ein recht kleines Nest und in hohem Grade unfreundlich. Freilich war Wetter und Jahreszeit ungünstig genug, um die Villa im schlechten Licht erscheinen zu lassen. Den ersten Tag

gof es in Strömen vom Himmel. Dann segte ein kalter Südwest über die nackte Hügelgegend, und das beim Eintritt des Winters. Denn allerdings muß man das Wort Winter von Lages gebrauchen. Es kommt bis zum Gefrieren von Eis, und man hat es schon erlebt, daß Schnee drei volle Tage liegen geblieben ist.

Gegen solche Unbilde der Witterung aber ist man auf 28 Grad südlicher Breite nicht eingerichtet. Mit wahrer Sehnsucht dachte ich oft an einen geheizten Ofen oder an das originelle Kaminfeuer auf dem Fußboden im Hause des Obersten Souza. Wenn man mit einem geschwollenen Knie der Ruhe pflegen muß, kann man sich nicht warm gehen. Mit stiller Resignation trug ich die Kälte auf der Schattenseite der Rua-Direita, in welcher Herr Trüter wohnte, sehnte mich aber oft nach einem warmen Sonneneckchen. Solche frostige Situationen kann man mitten in Brasilien erleben.

Die Rua-Direita von Lages! Allerdings muß man es der Villa zugestehen, daß sie Straßen hat, ihrer zwei oder drei, die selbst recht breit und regelmäßig sind. Nur fehlt ihnen großenteils eine hübsche Häusereinfassung. Fast alles, was man an Wohnungen sieht, ist casa terre (Erdgeschoß), meistentheils ohne Glassfenster, was ungemein wüst aussieht. Ich glaube nicht, daß 500 Menschen im Neste wohnen, in derselben Villa, deren Municipalterritorium Hunderte von Quadratleguas ausmacht und 8—9000 Menschen enthält.

Und was könnte dieses Land nicht produciren! Zu welchen Reichthümern könnten nicht fleißige Anbauer in demselben gelangen!

Mir ist nirgends so wie in Lages die Indolenz, oder auf gut Deutsch die Faulheit der Landleute entgegentreten. Ist es nicht z. B. höchst merkwürdig, daß in der Centralstadt eines Municipiums, in welchem so viele Hunderttausende von Rindern weiden, man nicht einmal ein Pfund Butter zu Kauf

bekommen kann? Man lässt die Thiere auf den Feldern sich groß fressen, dann schlachtet man sie, verkauft Felle und Hörner, macht Carne secca und exportirt es, aber kleinere Mühen und Vortheile will man sich nicht gefallen lassen. Käse kommt zur Stadt, Butter nicht. Und es würde mich gar nicht wundern, wenn einmal ein Speculant englische Butter nach Lages bringt, um sie dort zu verkaufen. Herrlich gedeiht Weizen im Oberland. Aber man baut nur für den Hausgebrauch, für den bellenden Magen. Hat man den einmal zum Schwei gen gebracht, so schweigt auch alle weitere Thätigkeit. Bei Lages sind einige Mühlen. Statt aber einen wohl eingefassten Wasserstrahl aus den immerfließenden Bächen an die Räder zu leiten, lässt man lieber die Mühle bei niedrigem Wasserstande still stehen, Monate still stehen und wartet hohes Wasser ab. Wenn den indolenten Menschen einmal einige Tausende von deutschen Feldarbeitern als Concurrenten ins Land geschickt würden, es könnte eine förmliche Umwälzung vor sich gehen, mit der die größern Estancieros freilich nicht zufrieden sein würden und die kleinen Anbauer noch viel weniger.

Aber im Municipium von Lages liegt alles noch im weiten Felde. Was ist denn z. B. für den Wegbau geschehen? Wirklich skandalös ist das, was man eine Estrada-geral zu nennen beliebt, wirklich skandalös das, was man „Passo“, Furt in einzelnen Flüssen nennt. Man kann die Naivität wahrhaftig nicht weiter treiben, als mit solchen Ausdrücken. An den Flüssen findet man ein Loch im Gebüsch, das durchreitet man. Jenseits sieht man dann wieder solch Loch, auf das reitet man mutig los. Von einer Brücke ist nicht die Rede; aber ebenso wenig als für einen Steg über dem Wasser gesorgt ist, hat man für den Boden des Flusses gesorgt. Alles ist Stein gerölle, unsicherer Grund, schlechte Passage. Schwollt der Fluß einen bis zwei Fuß an, so hört alles auf und man befindet sich im angenehmsten Belagerungszustand.

Noch anmuthiger wird die Geschichte, wenn der Fluß von Natur schon etwas tiefer ist. Nicht weit von Lages befindet sich solch ein Fluß, der mitten durch eine Estrada geral läuft. Hier kann man nicht ohne Gefahr durchreiten. Da hat man denn ungemein vorsorglich ein Canot gemacht, was auf der rechten Seite des Flusses angebunden liegt, hat aber nicht daran gedacht, einen Fährmann zu etablieren. Wer von der linken Seite kommt, muß einen Mann durch den reißenden Fluß schwimmen lassen, um das Canot zu holen und den Passagier überzufahren, während die Thiere durchschwimmen. Wer von der rechten Seite kommt, findet das Canot zwar schon bereit, aber das Canot muß wieder zurückgebracht werden ans rechte Ufer und die Schwimmpartie ist immer unerlässlich. Bei hohem Wasser wird das Canot ganz fortgerissen, und oft erscheint erst nach Wochen ein anderes. Wenn dann ein Reisender kommt, so muß er sich entweder selbst aufs Schwimmen legen oder wieder umkehren, bis einmal bessere Reisegelegenheit kommt.

Mit allen Angriffswaffen des Spottes und Hohns sollte man auf solche Zustände, die nur an der göttlichen Indolenz der Menschheit liegen, losgeiseln und immer wieder losgeiseln, bis Menschheit und Land sich bessert. Wo man unbefangen und offen das Gute anerkennt, was an dem einzelnen ist: da darf man auch offen und unbefangen den Tadel aussprechen, und den einmal ausgesprochenen Tadel wiederholen, bis er entweder vernommen wird und zum Guten führt, oder zurückgewiesen wird.

Sowie mein Knie es mir gestattete, machte ich einen kleinen Spaziergang um die Villa herum und auf eine benachbarte Höhe, wo ein sehr loser Sandstein sich findet. Wie man auch immer die Villa ansehen mag, es ist nichts, auch nicht das allergeringste an ihr zu sehen. Eine neue Kirche wird gebaut, denn eine alte, ungemein kleine ist so baufällig ge-

worden, daß sie dem Einsturz droht und mit einem Dutzend Stühlen an den Seiten versehen ist, welche man im Orte scherzend die Zwölf Apostel nennt.

Die nächste Umgebung der Stadt trug das Colorit des Spätherbstes an sich und sah eben deswegen öde und verweht aus. In einiger Ferne ragen Hügel, Berge und Wälder heraus, aber Häuser entdeckt man nicht, auch keine Gegend, die das Colorit eines Ackerfeldes an sich trüge. Was nicht Wald ist, ist Weideland; den Vorwurf eines Anbaus kann man selbst der nächsten Umgegend der Villa nicht machen. Hinter den Häusern findet sich meistens ein von unordentlichen Pfählen eingepfosterter Platz als Hofplatz oder kleiner Kohlgarten, wodurch das Haus vom freien Weidefelde getrennt ist. Dadurch vollends gewinnt das Städtchen den Ausdruck der größten Vernachlässigung und Indifferenz seiner Bewohner gegen alle Nettigkeit und Sauberkeit. Nur fünf bis sechs Tagereisen liegt Lages vom Meere entfernt. Wenn man nun bedenkt, wie nett und freundlich rio-grandenser Dörfer aussehen, wie S.-Gabriel, Cachoeira, Allegretti und das so fern am Uruguay gelegene Uruguahana: so kann man wirklich nicht umhin einzugestehen, daß Lages, die Hauptvilla eines großen Municipiums, außerordentlich weit hinter Ortschaften von geringerer Bedeutung in Rio-Grande zurückgeblieben ist.

Unter der geringen Einwohnerzahl des Orts befinden sich denn nun auch einige Deutsche. Obenan steht mein biederer, wohlzogener Herr Trüter, ein allgemein geachteter Hannoveraner aus Clausthal, der noch in der Schlacht von Waterloo mitgesiechten hat und später mit deutschen Truppen nach Brasilien kam, wo er unter dem Marschall Barbacena, wie er sich selbst auszudrücken pflegt, „die Schlacht von Rosario verlieren half“. In dieser fatalen Schlacht verlor Brasilien den Staat von Montevideo, mit ihm eine kostliche Perle aus dem Diadem seiner Provinzen. Ein anderer Deutscher war mein

nächster Landsmann, ein Herr Kelling, welcher, nachdem ihm im Landesleben in Mecklenburg und Pommern das Glück manichfachen Wechsel gezeigt hatte, mit Ernst, Fleiß und Ausdauer sich im einsam gelegenen Lages eine neue, gute Existenz erzwungen hat, und unter der Achtung der um ihn herumwohnenden Brasilianer dieselbe zu behaupten weiß.

Zu diesen kommen noch einige deutsche Handwerker. Einige Sattler sind von S.-Leopoldo gekommen und haben sich ihr Geschäft und ihre Familien im Dertchen gegründet. Aber die wenigen sind nicht im Stande, der kleinen Villa irgendwelchen Thätigkeitsimpuls zu geben. Ein solcher muß planmäßig eingeleitet und mit Energie durchgesetzt werden. Ein einziger guter Weg von der Küste nach Lages könnte schon etwas Bedeutendes ausrichten; die Anlegung eines Normalgestüts zur Verbesserung der Pferderasse oder Hervorbringung von tüchtigen Maulthieren auf Kosten der Regierung würde vielleicht ein Zweites sein, wodurch der Villa und der ganzen Landschaft mehr Leben und Bedeutung gegeben werden möchte. Am meisten aber müssen die guten Leute in Lages selbst sich zu helfen wissen. Hülfssquellen liegen ihnen nahe genug.

Eigenthümlich und höchst merkwürdig erschienen mir im Gespräch mit verschiedenen Personen des Orts manches Gerede und selbst bestimmte Erzählungen über das Vorkommen von Wilden und allerlei Gefahren, die daraus einzelnen Anwohnern waldiger Gegenden entstehen und für Reisende keineswegs leicht zu nehmen sind.

Allerdings scheinen hier die so Gott will letzten Neuerungen einer untergehenden Brutalität den ersten Pflanzungen einer aufsteimenden Cultur sehr nahe zu treten. Zwei großentheils versprengte Stämme von Wilden scheinen noch heutigen Tages im Hochgebirge von Sta.-Catharina und an seinen Ausgängen Verderben und Vernichtung zu drohen, wenn das

lezte wachende Auge sich schließt und den Angreifern keine Gefahr irgendwelcher männlichen Gegenwehr droht.

Im Norden, gegen die Grenze der Provinz Parana hinwärts, bilden die Corvados-Indianer noch heutigen Tages einzelne herumstreifende Banditenscharen. Kaum ist es ein Jahr her, daß sie das Grenzzollhaus, in welchem ein kleiner Tribut bezahlt wird für die von einer Provinz in die andere hinaufziehenden Lastthiere, in einem Augenblicke überfielen, wo sie die Abwesenheit der Männer wohl auskundschaftet hatten. Eine Frau ward das Opfer ihrer Brutalität. Das Haus ward leer geplündert.

In den Waldwinkeln der Serren und Wälder, die das Oberland von Lages vom untern Theil der Provinz Sta.-Catharina trennen, leben noch Botokuden. Auch sie werden oft sehr gefährliche Räuber. Vor etwa vier Jahren überfielen sie ein Gehöft am Rio-Bonito, sieben Leguas von Lages entfernt an der Straße, die nach Sta.-Catharina führt. Es scheint, als ob dieser Überfall wochenlang mit Geduld und List einer guten Gelegenheit abgelaugt ward. Es war mittags 12 Uhr. Die Männer der Besitzung waren abwesend. Der letzte war zur Jagd in den Wald gegangen, als die Botokuden hervorbrachen und Frauen und Kinder, neun an der Zahl, sowie sämmtliche Thiere, Schweine, Hühner u. s. w. schlachteten und in die Glüten des angezündeten Gehöfts warfen, nachdem sie dasselbe leer geplündert hatten. Als der Jäger aus dem Walde zurückkam, lief die Horde davon.

Der Vorfall war zu gräßlich, als daß man ihn nicht hätte rächen sollen. Gerade kurz darauf kam der bekannte Kazike Doble, der im nördlichen Rio-Grande sein Wesen treibt, mit seinen indianischen Zigeunern, Männern, Weibern und Kindern, über hundert an der Zahl, auf einem Streifzuge nach Lages, wo seine nackten, kümmerlichen Genossen durch Bettelien und unzählige heimliche Diebstähle sehr lästig fielen.

Man benutzte die Horde zu einem Angriff auf die Botokuden von Rio-Bonito. Doble schlug sie tiefer in die Wälder hinein und man brachte acht bis zehn Weiber und Kinder von ihnen gefangen nach Lages, nebst einigen Waffen, die im Orte deponirt sind.

Doble wollte zwei hübsche Indianerinnen für sich behalten. Als man ihm das verweigerte, zog er ärgerlich nach seiner Heimat zurück. Die Gefangenen wurden in einzelne Familien gethan, sind aber alle, bis auf einen einzigen Knaben, gestorben.

Kleinere Ueberfälle kommen noch genug vor, am meisten aber Viehdiebereien. Namentlich suchen diese wilden Waldbewohner gern Pferde zu stehlen, deren Fleisch ihnen eine Lieblingsspeise bildet. Selbst Doble's Horde bettelte in Lages vorzugsweise Pferdefleisch, andere Fleischarten waren ihnen fast gleichgültig.

Noch hier und da zeigen sich einzelne Bugres in der nächsten Nähe von Lages. Man zeigte mir verschiedene Stellen auf einzelnen Höhen, wo man sie bemerkte hatte, namentlich auf einigen Wiesen eines nahen Bergs „Do Tributo“, welche vom Walde eingeschlossen sind und so am Abhange liegen, daß man in sie hineinsehen kann. Dort sollen sie noch manchmal zu treffen sein und in die Umgegend hinablaufen.

In der nächsten Umgebung von Lages scheinen diese Botokudenhorde früher besondere Zusammenkünfte gehalten zu haben. Man findet im Felde, namentlich an höhern Stellen, runde Hügel mit einer ringsherum cirkelrund laufenden Arena, die wieder von einer niedrigen kreisrunden Erdeinfassung umgeben ist, höchst regelmäßig eingeschlossen, sodaß man aus dem ganzen Platz nach der Mitte des Hügels hinaufblicken konnte. Religiöse Zusammenkünfte können dort kaum gewesen sein, denn zu einem Gottesdienste haben sich diese vollkommen thierischen Menschen nie erhoben, ebenso wenig wie sie bei Zusammenkünften von solchem

Hügel herab irgendwelche Eloquenz geltend gemacht haben, denn sie können kaum untereinander sich verständlich machen. Mir scheinen diese Erhöhungen die Vorter gewesen zu sein, wo diese Wilden ihre Kriegsgefangenen schlachteten und aufzraßen, eine Gewohnheit, die bei ihnen, ehe man ihnen warmblütige Schlachthiere ins Land brachte, ganz allgemein gewesen zu sein scheint. Noch heute gibt es Stellen in Brasilien, wo Menschen gefressen werden. Notorisch ist es, daß z. B. am Amazonenstrom, gar nicht weit von der Provinzialhauptstadt am Rio-Negro, noch im Jahre 1857 die Arara-Indianer einige benachbarte Indianer überfielen, fingen und aufzraßen.

Das sind Zustände, vor denen man nicht zurückfahren, vielmehr auf dieselben mit großem Ernst, großem Nachdruck losfahren und dieselben ausrotten muß. Wie weit das Evangelium da tragen mag, ist schwer zu sagen. Dem Herrn des Evangeliums ist alles möglich, und es wäre eine Sünde, daran zu zweifeln, daß seine Macht nicht auch einmal bei allen Wilden Brasiliens durchschlage. Wenn aber der forschende Arzt hineinzublicken versucht in solche Zustände der Wildnis und in die nach menschlicher Einsicht möglichen oder unmöglichen Entwickelungen einzelner Menschenrassen: da bleibt er oft achselzuckend stehen und glaubt nicht, daß hier oder dort eine gewisse Schranke überschritten werden könne. An allen Enden und Ecken versucht man die Indianer heranzuziehen an den Herd einer nach europäischer Gesittung strebenden Cultur. Mit einzelnen, einigen kleinen Gruppen scheint das manchmal gelingen zu wollen. Wo aber die Aufklärung des Christenthums, seine Freundlichkeit, sein Ernst, sein Zwang, seine Anforderung zur Arbeit und sein Bestrafen der Faulheit sich versuchsweise zurückzieht, um noch zu lauschen, ob der Indianer nun ein Mensch freien Willens, guten Willens, ernsten Willens geworden ist: da fällt das mühsam errichtete Gebäude schnell wieder zusammen, der Wilde zieht mit der Kleidung

auch die ihm angeflogene Cultur wieder aus undwickelt sich wieder Gras um Hüften und Knöchel. Und solche der Civilisation entronnene Indianer sind dann besonders heimtückisch gegen die, in deren Gehöft sie gewesen waren; sie werden deren Spione und Angreifer und Mörder ihrer Erzieher und Wohlthäter.

Wer mitten in Europas Gauen lebt, wo das milde Licht des Glaubens alle Herzen erwärmt, oder doch so leicht wärmeindringen kann, wo dieses milde Licht zugleich ein aufklärendes wird: der hat schwerlich einen Begriff davon, wie das Leben sich dort gestaltet, wo noch schwere Gewitterstürme vor jenem leuchtenden Himmelsglanze vorbeiziehen. Noch lange, lange nicht ist der uralte Zwist ausgeglichen, den die Menschenrassen gegeneinander führen, wie gern und in wie edler Gesinnung auch einzelne sich über denselben stellen möchten. Wann werden Neger, Mongolen und Kaukasier zu einer Menschengleichheit zusammentreten? Oder wann wird das große Ausrottungshandwerk, vielleicht ihr Beruf, der letztern gegen die erstern beiden vollführt sein?

Wir brauchen übrigens nicht bis zu den letzten Wilden, den Botokuden an der Serra von Trombudo zu gehen, um mit Wehmuth den Kopf zu schütteln; wir finden die Ursache zu bittern Reflexionen oft viel näher. So traf mich auch in Lages ein Vorfall, der mich lachen machte und zu gleicher Zeit zu bitterm Unwillen anregte. Ein Doppelvorfall war es. Ich will nur einen erzählen.

In Piedade am Tuberão hatte ich, wie ich schon erzählt habe, einen jungen Pardo zum Wegweiser bekommen, einen starken, selbständigen Menschen von zwanzig Jahren, dessen ruhige Sicherheit und Bescheidenheit mir gerade beim Bereisen der Serra von Tuberão sehr zusagte. Wir hatten unter freiem Himmel campirt, bei einem Wachtfeuer gelegen, aus einem Geschirr gegessen und getrunken. Als wir nach Lages kamen,

gab ich ihm seinen reichlichen Lohn und noch ein hübsches Geldgeschenk. Am folgenden Abend kam er etwas bedrückt wieder und bat mich um ein Darlehen aus einem Grunde, den ich bei hundert andern Menschen für eine Lüge gehalten hätte. Ich gab ihm das Geld; der Bursche bedankte sich und versprach mir, er wollte mich dafür nach Desterro hinunterbegleiten, was mir recht war, da er sich bei allen schwierigen Gelegenheiten zwischen Felsen, Flüssen und Wäldern ungemein praktisch bewiesen hatte. So hatte er von mir 58 Mrs., ungefähr 46 Thlr. preuß. bekommen.

Schon am nächsten Morgen erzählte man mir, der Bursche hätte alles verspielt und, nachdem er die drei mir vom Gesöft des Obersten Souza geliehenen Pferde hatte laufen lassen, statt sie nach einer nahen Pferdehürde zu bringen, sogar noch den Maulesel von Juca Belho aus Tejucas, den ich zum Packthier bis Lages genommen hatte, dazu auf die Karten gesetzt und verloren. Für so leichtfertig hatte ich den Burschen doch nicht gehalten.

Ich hatte den Major Saturnino, den Bruder der beiden in der brasiliianischen Politik so rühmlich bekannten Staatsmänner Aureliano und Saturnino de Souza e Oliveira Boutinho, kennen gelernt, und mich vielfach gefreut ihn in Lages zu wissen. Wir besprachen den Vorfall und der Major traf Maßregeln, das Maulthier, worauf der Gewinner desselben schon aus Lages fortgetragen war, wieder zu bekommen, was auch gelang.

Am Abend spät kam mein lieberlicher Pardo zu mir, legte sich aufs Bett meines Spahi und meldete sich frank. Herr Trüter, der ewig Gute und Unermüdliche, gab ihm ein Quartier und Speise. Am nächsten Tage vor Tagesanbruch war er schon verschwunden; doch kam er um Mittag noch einmal zu mir. Ich hielt ihm seine Sünden vor und sagte, daß ich nichts weiter von ihm wissen wollte. Er ging niedergeschlagen fort.

Keine Stunde verging, so kam der Major Saturnino in großer Bewegung zu uns. Er hatte meinen Taugenichts vor den Delegaten des Orts gebracht und dort hatte dieser all seine Sünden eingestanden. Als nun der Delegat ihn weiter fragte, warum er aus seiner Geburtsgegend (Nord-Riogrande in der Gegend der Vaccaria) fort und über die Serra gekommen wäre, gestand er, von all seinem Spielunglück gebeugt, ein, er hätte einen Mann ermordet. Er ward in die Cadea des Orts gebracht und fest geschlossen.

So hatte mich denn ein Mörder durch die Wildnisse des Tubarão gebracht. Ganz arglos hatte ich mich schlafen gelegt neben ihm an unserm Waldfeuer; nur an einen möglichen Ueberfall von Bugres oder einen Besuch von Unzen hatte ich gedacht, nimmermehr daran, daß ein Mörder neben mir lagerte, dem ich selbst eine geladene Flinten für den Fall eines nächtlichen Tumults gegeben hatte, ehe ich einschließ.

Meine lieben, theilnehmenden Freunde in Lages, Herr Trüter, Kelling, Major Saturnino meinten, ich wäre einer sehr ernsten Lebenslage entronnen. Ich mußte wirklich lachen, daß ich, eine Art Salvator Rosa, mit solchem Banditen in der Wildnis campirt hätte. Aber bald darauf machte mich der Vorfall tief erbittert, um so mehr, da ich am selben Tage einen ernsten Grund hatte, meinem französischen Begleiter den Kauf aufzukündigen und ihn, wenn wir nach Desterro gekommen sein würden, fortzuschicken.

Am Nachmittag besuchten wir den Delegaten. Er erzählte mir das Bekenntniß des Mörders, der ganz freiwillig den Mord eingestanden, da der Ermordete ja, wie der Mörder selbst begütigend meinte, „vor dem Sterben ihm den Mord verziehen hätte“. Der Kerl wird nach S.-Antonio da Patrulha geschickt werden, wo er den Mord begin, und in sieben Monaten vor der dortigen Jury sein Urtheil empfangen. „Ich selbst reise nie von hier bis Desterro, ohne meinen

Camarada genau zu kennen", sagte mir der Delegat. Und er mag sehr recht haben. Was konnte ich aber in vorliegendem Falle thun? Man hatte mir den Wegweiser mitgegeben. Wer weiß, warum er mich noch durch die Serra de Trombudo nach Desterro zurückbegleiten wollte? Mir fiel meine Tour längs des Uruguay und auf demselben ein, und meine Rückkehr vom alten Bonpland, wo ich ganz allein, ohne Weg und Steg, nur vom Kompaß geleitet, vier Leguas durch die menschenleeren Campos galopirte, in einem Lande, wo man einen einzelnen Reiter, geschweige gar einen Ausländer wegen eines guten Ponchos, eines Sattelzeugs vom Gaul herunterschlägt und nach der Plünderung den Urubus überlässt.

Eine kleine Modification brachte die Arrestation meines Wegweisers und der Umstand, daß ich meinem Spahi ebenfalls den Kauf aufzündigen mußte, allerdings in meinem Reiseplane hervor. Man rieh mir dringend, mit gemieteten Thieren nach Desterro zurückzukehren, wodurch ich bessere Thiere, als bei jetziger Jahreszeit gekaufte wären, bekommen würde, und zugleich dann einen im höchsten Grade wegefundenen und gewissenhaften Führer und Begleiter in dem Camarada meiner gemieteten Thiere besäße, der für alles einstehen müßte.

Das war mir denn sehr recht und mit herzlicher Dankbarkeit überließ ich dem wackern Herrn Trüter die Anordnung meiner Anabasis.

Freilich versprach das Wetter nicht viel Gutes. Trotz der Kälte des Morgens, unter welcher die Felder mehr als einen Morgen weißgereift dalagen, kamen einige Gewitter mit starkem Regen. Da sind denn gleich die Flüsse geschwollen und manche Furt, die bei gutem Wetter keine Schwierigkeit bietet, kann gar nicht passirt werden.

Aber auch solche Hindernisse haben ihr Gutes. Mir wenigstens verschafften sie während meines Aufenthalts in Lages einen prachtvollen Anblick.

Herr Kelling schlug mir vor, mit ihm einen Ritt nach dem Salto do Rio das Caveiras zu machen, einem Wasserfall desselben Flusses, durch den ich kürz vor meiner Ankunft in Lages geritten war. Der Salto oder Wasserfall des Flusses ist aber drei Leguas unterwärts Lages, wo der Fluss schon mehrere kleine Confluenten aufgenommen und bedeutend an Größe gewonnen hat. Eines schönen Morgens sattelten wir also und ritten fort.

Wir waren kaum eine Stunde unterwegs, als wir beim Reiten über eine etwas bedeutendere Höhe schon das Brausen der Cascade vernehmen konnten, ja in ziemlicher Entfernung konnten wir schon über dem Walde den weißen Wasserduft schwelen sehen, der aus dem Wasserfall aufsteigt, als ein Beweis, daß eine große Wassermasse dort zerschlagen wird.

Wir erreichten bald den vom Regen ziemlich geschwollenen Fluss, dessen schmutziggraues Wasser in vielen Wirbeln dahinrollte zwischen dunkeln Araucarienwaldungen. Von den ihn einschließenden Höhen wird er in einem großen Bogen abgelenkt. Mächtig erweitert sich plötzlich sein Bett, aber eine Sandsteinmauer von etwa 50 Fuß Höhe bildet in demselben einen vollkommenen Abschnitt. Ehe der Strom an diesen Absturz kommt, rauscht er schon gewaltig auf. Ein Schaumstreifen schließt sich dem andern an, eine Welle brandet nach der andern am vielfach zerwaschenen Gestein, zwischen welchem große Baumstämme hängen geblieben sind und auf hohen Wasserstand warten, um donnernd in die jähle Tiefe zu stürzen. So tobt der Waldstrom gegen den Rand des Sandsteinwehres, welches in einer Breite von 3—400 Fuß den ganzen Fluss durchsetzt, vorwärts, und stürzt hinab mit donnerndem Getöse.

Was dem Salto vom Rio das Caveiras einen so besondern Reiz verleiht, ist bei seiner außerordentlichen Breite die Wassermenge, die hinabstürzt und die vom Anschlagen an die Felsen zerstaut. Die ganze Schlucht ist fast unkenntlich we-

gen des dichten Wassernebels, der wie ein Gewitterregen sich ergießt. Die breite, stürzende Wassermasse reißt einen sehr heftigen Luftstrom mit sich hinab. Im Grunde am Wasserfall tobt der Wind ebenso heftig wie das Wasser, ein Sturm zerzaust die Gebüsche, alles trieft vom Regen des Unwetters, während die oben am Rande der Tiefe stehenden Araucarien sich nicht regen, und man über dem Aufruhr der Elemente den blauen Himmel und die heitern Färbungen eines klaren Tags sich hinerstrecken sieht. Während oben über dem Thal der lieblichste Naturfriede liegt, braust, siedet und kocht es in der Tiefe und der Boden beb't unter den Füßen des vor Stau-nen verstummenden Reisenden. Während oben am Himmel kaum eine Wolke schwimmt, braust ein Regensturm unten im Walde und hunderte von Fuß wird der zerschlagene Wasserschaum emporgerissen und weit hingetragen, sodaß man ihn schon in weiter Ferne sieht.

Vom Regen der vergangenen Tage geschwollen, bot der Fluß in seinem Sturze ein seltsames Colorit. Während einzelne mächtige Partien der Cascade schneeweiss aussahen, boten andere einen grauen Farbenton dar; andere waren gelb, einige fast purpurroth. Diese Farbengegensätze und das ungeheure Toben des Wassers gaben dem Fall einen seltsamen Reiz, von dem ich mich, wie sehr ich auch vom Unwetter seiner Nähe durchnäßt und durchstürmt war, kaum trennen konnte.

Ich weiß nicht, ob es viele Wasserfälle gibt, die eine so außerordentliche Breite haben wie der von Gaveiras. Auf jeden Fall gibt es nur wenige, die eine so bedeutende Wassermenge, wie er, lothrecht in eine Waldtiefe hinabstürzen lassen. Auch läßt sich der merkwürdige Wasserfall sehr gut übersehen in verschiedenen Distanzen. Unmittelbar vor ihm liegt im untern Bett eine kleine Waldinsel. Es würde, wenn die Gegend erst einmal zugänglich ist, nicht schwer sein, eine Brücke

zu dieser Insel hinüberzuführen, wo man dann in der dichtesten Nähe der breiten Cascade und recht eigentlich quer vor ihr in der Entfernung weniger Klafter, freilich auch mitten im argen Unwetter, das großartige Naturschauspiel in seiner vollen Majestät genießen könnte.

So mächtig ist der Salto von Caveiras, daß man in stillen Nächten seinen Donner in Lages, drei Leguas fern, deutlich vernehmen und schon aus weiter Ferne her am Wassernebel über dem dunkeln Araucarienwald die Gegend des Sturzes deutlich erkennen kann.

Wir machten uns oben am Waldestrand ein tüchtiges Feuer an, um unsere nassen Kleider zu trocknen, und verzehrten vergnügt unser bescheidenes Mittagsmahl. Zum Nachtisch gab es geröstete Pinhoës, Früchte der Araucarienzapfen, die im Walde umherlagen, eine kastanienähnliche, für Papageten, Affen, Bugres und zahme Menschen gleich angenehme und wohlschmeckende Speise.

Auf dem Wege nach dem Salto das Caveiras liegt ein Waldberg, in welchem Kalk vorkommen soll, ein Baumaterial, was sonst durchaus im Oberland fehlt und sehr theuer ist. Ich besuchte die Stelle. In einer wilden, von Taquara, Araucarien und Baumfarren verwachsenen Gegend findet sich in einer Schlucht eine Sandsteinwand, welche unter ihrem Fuße eine Grotte bildet. Eine kleine Quelle rieselt herab und hat an der oberen Wand der Grotte einige höchst unbedeutende Kalkstalaktiten abgelagert. So ist allerdings Kalk dort, aber von weiter keiner Bedeutung und materiellen Verwendung. Sonst habe ich von seinem Vorkommen weiter nichts erfahren können. Der Sandstein, der sich in allen möglichen Verfassungen überall findet, scheint ganz allein die geologische Formation des Landes zu bezeichnen.

Nach vielen Bemühungen war es denn dem Herrn Trüter gelungen, für mich die zur Rückkehr nach Desterro nöthi-

gen Thiere und sonstige Begleitung anzuordnen. Man sollte solche Schwierigkeit gar nicht für möglich halten. Aber dieselbe Nachlässigkeit und Unbarmherzigkeit, die man gegen die Kinderherden ausübt, lässt man auch über Pferde und Maulthiere ergehen. Wenn ich morgens erwachte, waren meine Fensterscheiben dicht gefroren und die Pfützen mit Eis, die Felder mit schneeartigem Reif bedeckt. Nichtsdestoweniger lässt man alles Vieh im freien Felde. Zur kühnen Culturidee eines Viehstalles und einer Winterfütterung hat man sich im Oberlande von Sta.-Catharina noch nicht erhoben. Keinen Schutz im Felde, kein frisches Hälmlchen auf den Weiden finden die armen Thiere. Sie ziehen sich tiefer ins Gebüsch und den Wald zurück und verbringen dort in halber Wintererstarrung die kalte Zeit, bis der Frühling wieder kommt und die skelettartigen Creaturen sich wieder unter wärmerm Sonnenstrahl satt und dick fressen können. Daher ist denn mitten im Lande der Kuh im Winter keine Milch, keine Butter zu bekommen. Freilich kann ein Reisender das alles vollkommen entbehren. Aber zum Reisen gebraucht man Maulthiere, und diese stecken auch tief im wärmern Wald. Niemand reist hier im Winter: die Morgen sind zu kalt, die Tage zu kurz, die Wege zu schlecht, die Thiere zu mager, oder vielmehr man ist zu faul, viel, viel zu faul, um sich irgendwelcher Mühe und Gefahr zu unterwerfen.

Kamine und Ofen hat man in Lages nicht. Ueberhaupt kennt man keine Lebensbequemlichkeiten. Nur in vier Häusern hat man ordentliche Stühle. Bei weitem die meisten Häuser haben auch keine Glasscheiben, sondern statt der Fenster nur Lüken. Am Tage geht das noch an. Aber so wie gegen Sonnenuntergang der Frost kommt, mummt sich alles in Mantel ein, alles ist dicht verschlossen, still und todt, die Villa scheint ausgestorben. Vor Kälte legen sich die Leute, die nimmermehr an einen regelmäßigen Heizungsapparat den-

ken, früh zu Bett. Hoch muß schon die Sonne am Himmel stehen und mit unabsehbarem Schein durch die Fugen der Fensterluken blitzen, ehe man sich zum Aufstehen entschließt. Vor 8 Uhr öffnet sich keine Thür und kein Mensch steckt die Nase eher zum Fenster hinaus, als bis alles weggetragen ist, was während der Nacht gefroren war. Niemand hat etwas zu thun, niemand macht sich etwas zu thun: besonders denkt niemand daran, sich das Leben — im eigentlichsten Sinne des Worts ein Hundeleben — etwas angenehm zu machen. Man macht es wie die Thiere des Feldes. Man zieht sich zwischen Ponchos und wollene Decken zurück und magert ab und friert durch die kalten Monate hindurch. Dann kommt das Vieh wieder zum Vorschein, man bekommt wieder Milch, Butter, besseres Fleisch und der Mästungsproceß der Menschheit kann auch wieder anspringen.

Solch ein Leben in Lages ist entsetzlich. Dazu kommt noch etwas, was freilich natürlich genug ist und eben auch an das Vieh des Feldes erinnert. Wenn man glaubwürdigen Personen zuhört, so erfährt man, daß in diesem Bergnest Lages eine scheußliche Sittenlosigkeit herrscht. Falsches Spiel um enormen Gewinn und furchtbar häßliche, liederliche Weiber um Spottpreise verschönen das Leben der Viehzüchter und Pferdehändler, die in der Umgegend und der Villa selbst wohnen, und mit Widerwillen vernimmt man eine gemeine Geschichte nach der andern bei der absoluten Schamlosigkeit derer, die im trüben Schlamm dieser Unsitlichkeit fortschwimmen. Da aber die meisten Unsitlichkeitsgeschichten keinen Anstoß erregen, sondern höchstens als ein Vorsatz, eine Anekdote ihre Hilarität haben, so ist an eine Verbesserung in Lages fürs erste gar nicht zu denken. Das Ganze hat noch etwas Rohes, Gemeines an sich; derb, offen und gastlich auf der einen Seite, sittenlos und brutal auf der andern. Weder zum Guten noch zum Schlechten hat hier die Civilisation irgendetwas beigetragen.

Doch will ich nichts weiter gegen die Villa von Lages gesagt haben. Wie klein das Nest auch ist, und wie leicht auch seine Zustände zu übersehen sind, so darf doch der Reisende immer nur mit großer Vorsicht sein Urtheil über Land und Leute fällen. Zudem war ich in der beginnenden Winterzeit im Orte, wo das Leben und Treiben fast ganz aufhört und jeder aus der thätigen Außenwelt sich zurückzieht und somit der ganze Ort den Anschein einer bedeutenden Unthätigkeit, Faulheit und Abspannung gewinnt. Die Verödung in der Natur aber wirkt auch hemmend auf das freie Urtheil des Betrachtenden ein und kann es bis zur Ungerechtigkeit besangen. Und in solcher durch die Verödung in der Natur hervorgerufenen Ungerechtigkeit behauptete ich, daß, je mehr ich Lages kennen lernte, und leider lernte ich es länger kennen, als anfangs meine Absicht und später mein Wunsch war, ich desto mehr den Ort abschreckend fand und mir keinen schlimmern Verbannungsplatz denken kann als diesen. Herr Kelling, dessen Interessen nun einmal an Lages geknüpft sind, gestand mir selbst ein, daß wenn er nicht am biedern Herrn Trüter einen so treuen Freund besäße, er den Aufenthalt in Lages nicht ertragen würde, und falls dieser einmal den Ort verlassen sollte, er selbst nimmermehr dort zurückbliebe: eine Neußerung, die ich mir sehr gut klar machen kann.

Wenn so der einzelstehende Mann, der seine Umgebung nahe und fern bereits genau kennen gelernt hat, sich ganz offen ausdrückt: was müßte nicht ein Familienvater denken und erleben, wenn es ihm ernst ist mit dem Wohlergehen seiner Kinder! Was kann er seinen Söhnen an Erziehung bieten, wodurch kann er seine Töchter gegen alle Gemeinheiten der Außenwelt schützen? Welche Lebensreize kann er ihnen bieten? So drängen sich mir Fragen auf Fragen auf und keine einzige wüßte ich zu beantworten, wenn ich jemand ratthen sollte seinen Familiensitz nach Lages zu verlegen. Ein-

sam und verlassen ist das Leben der Colonisten im Urwald, aber keine Menschenverwilderung stört ihn hier, nicht einmal der Kampf mit den Wilden, weil diese Wilden, wenn sie einmal kommen sollten, mit der Kugelbüchse zurückgewiesen werden. Aber die Nähe einer ausgearteten Halbcultur aushalten zu müssen ist viel furchtbarer als ein offener Krieg gegen Kannibalen. Und so gestehe ich ganz offen, daß ich noch viel lieber auf der einsamsten Estancia an den letzten Quellen des Uruguay leben möchte als in der Villa von Lages.

Am 21. Juni kam ein Senhor Juca Coelho zu Herrn Trüter, um meine Rückreise nach Desterro anzurufen, für die er alles übernahm für die Summe von 100 Mtrs. Ich war herzlich froh, endlich in einigen Tagen abreisen zu können und in das Unterland von Sta.-Catharina zurückkehren zu dürfen, wie lieb mir auch einige Menschen in Lages geworden waren.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts war auch mein Knie wiederhergestellt, sodaß ich täglich einen Spaziergang machen konnte. Wenn das Eis der Nacht und der Reif weggehaut war, hatten wir manchmal herrliche Tage, wo ich denn wol mit meiner Flinten durch die Campos streifte, ohne eben große Beute zu erjagen. Gestern begleitete mich Herr Kelling. Allerdings ist für einen Jäger von Profession die Umgegend von Lages ein gutes Revier. Wer die Schlupfwinkel der einzelnen Bestien mit guten Hunden kundgerecht durchstöbert, hat alle möglichen Chancen auf gute Beute.

In den einsamen Waldungen leben neben den Bugres, aus denen man hier und dort einen wirklichen Jagdarticle macht, noch viele Unzen, deren Jagd nicht ohne Gefahr ist. Man trifft sie manchmal oben in den Bäumen, wo sie sich, als in einem fremden Element, ungemein furchtsam benehmen und leicht herabzuschießen sind. Auf festem Erdboden ist das Raubthier aber schon viel schlimmer und niemand geht gern

allein einer Unze auf den Leib. Sehr selten sind die Fälle, wo die Unze den Jäger tödete, aber schon mancher ward von ihr verwundet, und die Rißwunden einer Unzenklaue sind sehr gefährlich. Sie rufen meistens Brand hervor und haben oft den Tod oder doch Amputation der verletzten Extremität zur Folge. Ohne herausgesordert zu sein, geht aber die Unze nie einem Menschen zu Leibe, sie vertheidigt sich oder rächt sich, aber zuerst greift sie nie an.

In tiefen Araucarienschluchten, wo ein Bach rinnt, oder noch mehr, wo sich einiges Wasser lachenartig ansammelt, haust um Lages herum die Ante oder Tapir, ein Jagdartikel, den man wegen seines Fleisches schätzt. Ich hatte in Lages keine Gelegenheit, solch Fleisch zu essen. Das Thier selbst ist in seinen Schlupfwinkeln nicht selten, doch bedarf man zu seiner Jagd tüchtiger Doggen. Bei Lages lebt ein Antenjäger, der einmal in vier Tagen acht Tapire erlegte.

Affen kommen ebenfalls vor, und viele Rehe! Doch lebt alles Gethier zur Winterzeit tiefer in den wärmeren Waldungen. Wer nur bis an den Rand des Forstes gelangt, vernimmt im Juni kaum eine Lebensspur daselbst, und wer kein leidenschaftlicher Jäger ist, kommt sicher ohne große Beute heim. Selbst die Papageien scheinen spurlos verschwunden zu sein. Wie viel Papageien sahen wir nicht auf dem Wege von Juca Belho auf Tejucas nach Lages! Eine halbe Legua weit hörten wir oft ihr ohrzerreißendes Geschrei und Gezänk im Araucarienwald! Zu Tausenden schwärmen sie hoch in der Luft umher, für jeden Schuß unerreichbar und ganze Wolken bildend. Noch am Passo vom Rio-das-Caveiras trafen wir ungeheure Massen, Sowie aber der heftige Nachtfrost eintrat, waren die Myriaden geflügelter Schreier verschwunden, und wie weit ich auch umherstreifte mit meiner Flinte, ich traf keinen einzigen Papagei. Der Dueroquero dagegen schreit auch bei Lages an allen Pfützen, ist aber viel

scheuer als überall anders, wo ich ihn sonst traf. Hier und dort schwirrt ein fettes Rebhuhn auf; an einzelnen Bäumen pickt ein Specht seine monotone Melodie. Ueber dem welken gelben Gras, welches die Brasilianer nicht erstören, sondern verbrannten, queimado, nennen, denn ihnen fehlt eine genaue Winter-Terminologie, streifen die Schatten der höher als sonst am Himmel hinschwebenden Geier einher; höher als sonst wol fliegen die starken Vögel, denn die größere Seltenheit von Beute zwingt sie ihren Gesichtskreis zu erweitern und ferner umherzuspähen aus bedeutenderer Höhe.

So tritt denn die Verödung um Lages im Juni bei jedem Schritt dem entgegen, der die Umgegend durchstreift. Einmal hatten wir einen wirklich humoristischen Jagdartikel. Das Bellen eines kleinen Dachshundes und noch vielmehr ein horrender Gestank brachte uns vor den Bau eines Sorilho oder Stinkthiers (*Mephitis suffocans*, wie ich glaube). Vergebens hetzten wir den Hund hinein; sowie er in die Nähe des Thieres kam, brauchte dieses seinen stinkenden Urin gegen den Hund, und im Nu kam er heulend zum Vorschein und wälzte sich verzweifelt im Grase umher. Ein vor dem Bau angeflecktes Feuer, welches wir dann hineinschoben, brachte den Feind ebenso wenig zum Vorschein; dagegen vertrieb er uns auf Minuten durch seinen Gestank von dem Eingang zur Höhle. Jetzt verrammelten wir diesen und gruben den Gang der Höhle auf, bis wir mit einem spitzen Stock das Thier fühlen konnten und es durch eine kleine Öffnung erblickten. Nach einem Schuß war es todt. Es war ein ausgewachsenes, seistes Thier, mit sehr spitzer Schnauze,  $\frac{5}{6}$  Schneidezähnen, wodurch es sich als Raubthier charakterisiert, rauhem, groben Fell von schwarzer Farbe mit zwei weißen Streifen an der Seite vom Rücken und einem kurzen Schwanz. Aber seine Nähe ward unleidlich. Mir ward so übel, daß ich mich fast erbrechen mußte.

Kaum hatten wir das Thier verlassen, als auch schon drei Urubus dichter und schneller ihre Kreise um den Platz zogen. Diese Nasgeier scheinen wirklich nichts zu verschmähen, nicht einmal ein todtes Stinkthier, zumal zur Winterzeit.

Glücklicherweise waren wir selbst vom Gestank nicht inficirt worden, desto mehr aber unser Hund, und er durfte sich nirgends mehr sehen oder vielmehr riechen lassen, ohne Hiebe zu bekommen. Man kennt nur ein Mittel, um den penetranten Wanzergeruch — denn diesem gleicht der eines Stinkthiers wohl am meisten — loszuwerden. Man steckt Gras an und setzt nun den Hund, das Kleid, die Hand u. s. w. der Hize und dem Qualm desselben aus. Nach wenig Minuten ist der Gestank verschwunden. Aber die Erinnerung daran und die leiseste Spur davon ist so widerlich, daß ich den ganzen Tag Kopfschmerz und Uebelkeiten hatte und selbst noch den folgenden Tag nur mit Widerwillen an die Sorilhojagd dachte. Welch ein kostbares Mittel mag die Stinkthier-Evaporation nicht sein gegen alle hysterischen Ohnmachten und singirte Nervenzufälle unserer Salons! Nur einmal möchte ich das Experiment mit ansehen; es muß eine furchtbare Wirkung haben.

Der Vorabend des St.-Johannistages ward sogar in Lages mit Feuerwerk gefeiert. Trotz des klaren Mondscheins ließ man Raketen in die kalte Nacht hinaufsteigen und eine Menge von Flinten wurde losgeseuert. Ganz landesgemäß zogen einige Musiker oder vielmehr Dilettanten mit Violinen und Gitarren durch den Ort; viele junge Leute, dicht in Ponchos eingehüllt, zogen ihnen nach und hielten vor einigen Häusern still. So kamen sie auch vor das Haus des Herrn Trüter, welcher sie hineinnöthigen wollte, um sie zu bewirthen. Jedoch meinte einer der Kunstjünger, Herr Trüter möchte das lieber nicht thun. Und das mit Grund, denn mehrere von den Herumziehern wankten hin und her und waren

offenbar betrunken, sodß wir froh waren, als die Gruppe sich weiter bewegte und sich ohne Gezank und Hader am Ende der Straße auflöste. Ich selbst habe immer eine Art von Sorge, wenn ich diese messerführenden jungen Leute zusammen sehe bei einem Feste, einem Vergnügen, und nun geistige Getränke, Branntwein oder Wein die Gemüther in Bewegung setzen. Schon in Rio-Grande, am Uruguay von S.-Nicolao bis Uruguayana, machte ich meine Beobachtungen darüber. Jeder trägt sein breites, scharfspitzes Messer, meistens in silberner Scheide, im Gürtel. Tief wurzelt bei den jungen Leuten die Spielwuth; Spiel, Wein und Weiber ist das Trifolium des Lebens und ein Messerstich so häufig das Ende vom Hader um einen Gewinn oder eine Helena. Eine Scenerie ans dem Kampf der Lapithen und Centauren kann man oft genug erleben.

Am Johannistage selbst kamen einige Centauren mehr als wol sonst zur Villa getrapt. Denn wirklich Centauren möchte ich diese Menschen nennen, die keinen Schritt zu Fuß thun und eben nur ihr Reitthier, ihre andere Hälfte kennen, wenn sie sich von einer Stelle zur andern bewegen wollen. Vuntgestreifte Ponchos, die im Winde flattern, riesige Silbersporen, die bei jedem Tritt des Reitthiers laut rasseln, und eine unsinnige Menge Silbergeschirrs am Reitzeug sind auch in dieser kleinen halbwilden Bergwelt von Lages die Kostetteriestücke eines Reiters von Stande und Reichthum. Und am Johannistage konnte man einige Prachteremplare von solchen Standespersonen im kleinen Ort umhertraben sehen.

Aber noch seltsamer kamen mir manche Frauenerscheinungen vor. Ich stand oft im Laden bei Herrn Kelling und ergözte mich an den Käufern und ihren Ansforderungen. Da kommt ein Mensch, in dessen Gesicht man ein Stück Botokude, Neger und Europäer zusammengeschmolzen sieht. Die Erscheinung ist von oben bis unten schmutzig, lotterig und lie-

derlich. So ein Mensch, der selbst barfuß geht und an einem Fuß einen ungeheuern eisernen Sporn schleppt, kaust für vier Thaler ein Paar pariser Schuhe für seinen Schatz. Oder er kaust künstliche Blumen für einen Wollkopf, der sich die ganze Woche hindurch Talg ins krause Haar schmiert, um es am Sonntag möglichst schlicht zerrun zu können und die letzten verrätherischen Wellen mit künstlichen Blumen zu bedecken, wenn es zur Messe geht. Kostbare Kleiderstücke und wollene Shawls von Werth werden von Weibern bezahlt, vor deren Hässlichkeit man erstarrt stehen möchte. Doch habe ich unter allen Dreaden von Lages und der Umgegend keine einzige bemerkt, die ich im Verdacht eines heimlichen „Ballons“ gehabt hätte. Sie sind durchweg von der Natur so versorgt, daß sie ihre Peripherie keineswegs auszudehnen nöthig hätten. Auffallend selten sollen diese Oberländerinnen, selbst wenn sie sich in vollen Puz werfen, Strümpfe tragen, und die Geschäftsleute in Lages, die den Modeconsum der Damen vollkommen gut kennen, behaupten, daß die meisten pariser Schnürstiefel auf dem bloßen Fuß getragen werden.

Am 25. Juni kam denn endlich Herr Juca Coelho zur Villa, um mich nach seiner Estancia abzuholen und mich von dort aus zur Provinzialhauptstadt escortiren zu lassen. Gleich nach dem Mittagessen war unser Zug geordnet. Vorauf ging die Madrinha, zu deutsch die Gewatterin, von der die Leitung einer echten, wohlgeordneten Tropa abhängt. Die Madrinha ist meistens eine alte Stute, welche allen Pferden und Maulthieren der Estancia genau bekannt ist. Mit einer Glocke um den Hals geht sie dem Zug voraus und in unverbrüchlicher Treue folgen ihr die einzelnen Thiere nach, so daß meistens nur die Madrinha geführt zu werden braucht. Und das ist ein außerordentlich großer Vortheil, zumal auf schlechten Wegen. Ja, im Gebüsch und Wald würden die meisten Tropas sich zerstreuen und verlieren, wenn nicht die

Madrinha mit ihrer Glocke alle Thiere zusammenhielte. Ein berittener Neger und mein Spahi folgten mit dem Pachthier. Die Herren Trüter und Kelling begleiteten mich mit Herrn Juca Coelho, und gar bald lag das öde Lages hinter uns.

Außer den lieben Freunden zog auch ein graues, unfreundliches Wetter mit uns; ein feuchter, kalter Wind piff über die dünnen Grashügel, und die Araucarien rauschten unheimliche Melodien. Wir trennten uns nach einer kleinen Meile gemeinsamen Rittes; die beiden wackern Landsleute lehrten nach Lages zurück. Meine herzliche Dankbarkeit wird ihr Andenken treu bei mir bewahren.

Mein Begleiter und ich schlugen einen Seitenweg ein. Ein Kreuz stand am Walde. Hier ward die Frau und Schwägerin eines Deutschen, den ich in Lages öfter sprach, von den Bugres erschlagen am hellen Tage. Der Mann hatte kurz vorher das Bein gebrochen und konnte den Frauen nicht helfen. Als er versuchte sich auf Krücken heranzuschleppen an den Ort, wo die brutale Scene vorspiel, flohen die Botokuden in den Wald zurück. Der Mann, Andreas Goos, lebt seitdem in Lages und hat sich wieder verheirathet.

Durch eine einsame Schlucht ritten wir und kamen zu einer hübschen Estancia, wo der Bruder meines Begleiters wohnte. Der Mann war abwesend; eine hübsche, junge Frau mit sechs Kindern empfing uns. Doch blieben wir nur so lange als nöthig war, um der Frau einen ärztlichen Rath zu geben. Dann ging unser Weg weiter, auf und ab: immer öde Grashügel, immer Araucarienwaldung und ungeheure Papagetenschwäme. Man empfindet von allen Seiten her die tiefe Vereinsamung der Gegend und die unabsehbare Ferne, die zwischen ihr und einer vollständigen Civilisation liegt. In einer breiten Schlucht lag ein freundliches Gehöft,

die Wohnung von Juca Coelho. Vorher passirten wir noch ein Kreuz, wo ein Mensch erschossen war.

Ein wohlgezimmertes Araucarienhaus nahm uns auf. Nach wenigen Minuten konnten wir uns an einem wohlthuenden Kohlensfeuer erwärmen und bald darauf am reichlich besetzten Tisch erbauen, dem der duftende Kaffee selbst in der Abendstunde nicht fehlen darf.

Mehr aber als Abendtisch und Kaffee-Arom erbaute mich das Gespräch des Hausherrn. Wer in einem wohlgeordneten Lande lebt, hat schwerlich einen Begriff von solchem Estancieiroleben! Wilde Menschen und wilde Thiere sind hier die Lösung, von der die Augen wach, die Gemüther gespannt gehalten werden. Die geladene Kugelbüchse ist der Glaubensartikel des Estancieiro, Messer und Piken sein nothwendiges Spielzeug; seine Leute bilden die Besatzung seines Forts; er lebt immer auf einer Art von Kriegsfuß.

Vor vielen Jahren kam der Vater von Juca Coelho in diese Gegend und kaufte sich für einen Spottpreis weite Landstrecken, die man ihm gern gönnen könnte, denn niemand hatte Muth zwischen Bugres und Unzen sich anzusiedeln. Um den muthigen Mann wuchsen muthige Söhne auf. Am 2. Jan. 1837 aber ward er, als er eine Unze in die Enge trieb, von ihr an der Schulter hart verwundet, und er starb nach sieben Tagen am Brand des Armes. Juca Coelho aber hat seitdem den Kampf gegen die Wildnis fortgesetzt und rühmlich, als ein unverwüstlicher Korkämpfer einer beginnenden Cultur, das Feld behauptet. Ob immer? Die Waldbotokuden hassen und fürchten ihn und er ist ihr bitterster Feind. Noch voriges Jahr traf er einige Bugres auf dem Felde, als sie ihm einige Maulthiere abschlachteten, und es kam zu einem feindlichen Begegnen, worin Juca Coelho sich genöthigt sah einen Wilden niederzuschießen. Nachher stellte er mit einigen Leuten den Flüchtigen nach und traf ihr

eben verlassenes Alojamento, eine ärmliche Niederlassung, im Walde, deren Kümmerlichkeit und stinkender Schmutz von der Stufe einer vollkommenen Brutalität zeugten, worauf jene Bugres stiehen. Eine Menge Pfeile, Lanzen und Keulen fielen den Groberern zu und die Horde zog sich weiter zurück. Ob und wann sie nun einmal ihren Besuch wiederholen, ist gar nicht abzusehen. Aber sicher ist man niemals auf der Estancia, und das letzte Vertrauen liegt immer in der Augelbüchse, welche inzwischen fleißig zur Tapirjagd gebraucht wird, einem mühevollen Vergnügen, welchem sich manche Gefahr hinzugesellt. Bis auf eine halbe Legua kommen die Tapirs der Estancia nahe, und Juca Coelho bedauerte es sehr, daß wir nicht zusammen auf die Antenjagd gehen könnten. Unzen halten sich schon viel ferner vom Gehöft auf. Doch kommen oft giftige Schlangen um dasselbe und in seiner Mitte vor, und erscheinen sogar unmittelbar vor der Thür des Wohnhauses.

Nach einer Menge von Geschichten, in denen immer die augenscheinlichste Gefahr im Leben auf der Estancia von Juca Coelho, die recht charakteristisch „os Indios“ heißt, mir vor Augen trat, ging der Mann lachend zu seiner Familie und begab sich zur Ruhe. Und ich konnte nicht umhin den kräftigen und mutigen Mann zu bewundern, der vielleicht doch noch einmal von den Bugres erschlagen wird, wie sein Vater von einer Unze getötet worden ist. In meine Bewunderung mischte sich eine eigene Sehnsucht aus diesen Gegenden hinaus. Draußen pfiff der Nachtwind schaurig um das Haus, diesen letzten Vorposten der Cultur gegen die allerrohste Barbarei, und knurrende Doggen schlügen draußen zuweilen an, als ob sie sich und die Bewohner der Estancia wach halten wollten.

Aber meine Sehnsucht aus diesen Gegenden hinaus sollte nicht so schnell erfüllt werden, wie ich es wünschte. Als ich

am 26. Juni erwachte, rollte der Donner in langen Schlägen über die Euchilos hinweg und ein dichter Regen rauschte monoton vom grauen, dunkeln Himmel, sodaß man vom Anbrechen eines Tages kaum reden konnte. Alles durfte vorkommen,<sup>7</sup> nur kein Regen. Denn sowie der Himmel nur etwas seine Schleusen öffnet, werden aus all den kleinen Arroios oder Zuströmungen angeschwollene Gleißbäche, aus den Flüssen Canoas und João Paulo reißende Ströme, die in keiner Weise zu passiren sind, und denen das Leben rauben können, die dem Element trocken wollen, wie das noch vor wenigen Jahren einem Neger von Indios begegnet ist. Er glaubte noch durch den João Paulo mit seinem Pferd durchsezen zu können, als es vorher geregnet hatte, bezahlte aber sammt seinem Pferd den Versuch mit dem Leben, woran, beiläufig gesagt, Juca Coelho, der Besitzer von Ross und Mann, 2000 Thlr. einbüste. Vorgebaut durch Brücken, Fähren oder große Kähne mit kundigen Fährleuten ist solchem Unheil in keiner Weise an dieser sogenannten Estrada geral oder großen Straße, die zur Hauptstadt der Provinz führt, und die Klagen und Beschwerden einzelner über den Zustand der Dinge, wie solche Klagen täglich geführt werden, helfen da nichts. Soweit geht die Nachlässigkeit gegen das so bedeutend ausgedehnte Municipium von Lages, daß der jetzige Präsident — und ich kann ihm diese öffentliche Neußerung einer Wahrheit nicht ersparen — in seiner achtjährigen Amtsführung noch nicht ein einziges mal hier oben gewesen ist, um sich von dem erbärmlichen Zustand der Dinge zu überzeugen. Man muß wirklich die Geduld der Leute bewundern, die sich solche gänzliche Vernachlässigung gefallen läßt, und außer den Gefahren von Wilden, Unzen und Schlangen auch noch die, mitten im Wege zu ertrinken, ruhig hinnimmt.

Ein besonderes Glück ist es auf solchen Estancias, daß man auf Belagerungszustände, wie sie nur zu häufig in der

Natur der Sachen liegen, vollkommen eingerichtet ist. Alle zum materiellen Leben dringend nothwendigen Gegenstände werden auf der Estancia selbst producirt. Kinder weiden in Menge auf den weiten Feldern; Milchkühe werden näher am Hause gehalten. So fehlt es nie an Rindfleisch, Milch und Käse, wenn auch Butter öfter ausgeht und man die Mühe des Butterns bedeutend scheut. Schweine gibt es in Menge. Zur Zeit der reisen Pinhaes laufen sie in den Araucarienwald hinein und bleiben daselbst ganze Wochen lang ohne alle Aufsicht, bis sie gemästet entweder von selbst heimkehren oder aus dem Dickicht hervorgetrieben werden. Die Art der Schweine ist nicht groß; ein gutes Schwein liefert bis 100 Pfund Speck. Aus dem Fleisch macht man eine grobe Fleischwurst, die sich lange hält und wohlschmeckend ist.

Dazu wimmelt es von Hühnern und Putern im Gehöft und man schlachtet täglich davon. Enten dagegen und Gänse kommen nicht vor.

An Vegetabilien wurden bis os Indios reichlich Mais, Bohnen und Kartoffeln gebaut; Maniocmehl gedeiht schon weniger. Eine besondere Speise bilden nun noch die Pinhaes, die Kerne der Araucarienzapfen, die ganz wie Kastanien schmecken und in ungeheuerer Menge vorkommen.

Mancherlei Wild, Tapire mit sehr wohlschmeckendem Fleisch, Pacas, und unter den Vögeln die den Putern nahe verwandten Jacutingas und Rebhühner lassen sich in der nächsten Nähe des Hauses jagen; das Geschrei der Laufende von Papageien ist stundenlang wirklich unerträglich; ein eifriger Jäger könnte in wenigen Stunden Hunderte von den fetten wohlschmeckenden Thieren erlegen: kurz im materiellen Leben wird bei einem Belagerungszustand von os Indios nichts Wesentliches vermisst. Dafür ist aber auch alles dem dort Lebenden abgeschnitten, und vergebens sehnt er sich nach cultivirten Menschen und den sittlichen Genüssen der gebildeten Welt.

Und kommt nun noch gar Regenwetter dazu! Da tritt dieses Abgeschnittensein jedem Menschen, der unglücklicherweise von solchem Regen überschlagen wird, erst recht in seiner bitteren Ironie vor Augen. Es hatte am 26. Juni ziemlich den ganzen Tag bis gegen 4 Uhr geregnet. Dann ward der Himmel etwas klarer, und ich ging hinaus aufs Feld, um die nächste Umgegend etwas zu beschauen. Unten um die Anhöhen herum schien alles versumpft und überschwemmt zu sein. Auf demselben Wege, den wir gestern gekommen waren, mußte ein Regerbursche zu Pferde, der einen Brief zum schon oben erwähnten Bruder meines Juca Coelho zu besorgen hatte, eine Strecke mit seinem Thier schwimmen, was den kleinen schwarzen Kerl königlich ergötzte, zumal als ich mich über seinen Muth wunderte. Da finden sich nirgends Abzugskanäle, Gräben, Siele u. s. w. Alles ist Naturzustand, Mangel an Sorgsamkeit und Abwendung von Gefahr, alles die tadelnswerteste Rücksichtslosigkeit gegen Straßbau und Verkehrsmöglichkeit." Man lebt mitten im Hochlande auf einer Insel, die, solange es regnet, uneinnehmbar ist, aber auch nicht verlassen werden kann, bevor nicht der Regen abgelaufen ist. Mein Wirth Juca Coelho erzählte mir eine Menge von Leidensgeschichten, um mich zu überzeugen, welch ein Glück es wäre, daß mich der Regen in seinem Gehöft und nicht auf seinem Felde überschlagen hätte. Weiterhin gegen die Serra von Trombudo ist kein schickliches Asyl mehr. Man bleibt in seinem Zelt mit seinem zur Reise mitgebrachten Vorrath. Ist die Verzögerung durch schlechtes Wetter länger, als man gedacht hat, so kann man im schlechten Fall verhungern, auf jeden Fall aber die allerschlimmsten Privationen erdulden. Man denkt in Europa, wenn von Reisebeschwerden die Rede ist, fast nur an Sahara-Wüstenqualen und Nordpolerpeditions-Gefahren. Gewiß mit Recht! Aber zwischen den letzten Zuflüssen des Uruguay westlich von der

Serra von Trombudo habe ich mich vollkommen davon überzeugen müssen, daß es auch hier höchst unangenehme, höchst gefährliche Situationen gibt, die dem besonnersten, dem kräftigsten Reisenden das Leben kosten können. Man braucht gar nicht im Rio-das-Canoas mit dem Canot umzuschlagen, oder im Rio-de-João-Paulo umzukommen, jene beiden Flüsse, welche die Reise von Lages bis zur Serra von Trombudo in Regenzeiten besonders gefährlich machen. Man braucht nur in eine Niederung hinabzureiten, um in dem weichen Boden hineinzugerathen, in welchem selbst bei trockenem Wetter kaum ein Pfad für das Reithier sich findet. Ehe selbst der vorsichtigste Reiter sich dessen versieht, sinkt sein Thier ein, das Morastwasser schlägt über Ross und Mann zusammen, und oft kommt von beiden keiner wieder zum Vorschein. Jegliche Menschenhülse liegt dann wol meilenweit fern, und erst nach Wochen vermuthet man aus dem Ausbleiben eines Fortgereisten, daß er wol irgendwo im Morast stecken geblieben und vom abschließenden Wasser langsam fortgespült ist.

Gerade von einer brasiliischen Reise denkt man sich das am allerwenigsten. In der Nähe der Küsten und in Gegendn, wo eine Cultur, Wegepolizei u. s. w. bereits Wurzel geschlagen hat, mag auch solche Reise, außer einigen Be schwerden, keine augenscheinliche Gefahr bieten. Kommt man aber über solche Gegendn hinaus, so mag wenig Unterschied zwischen Afrika und Amerika herrschen. Und so hatte ich allerdings, als ich vom Oberland von Sta.-Catharina wieder in die Culturgegenden der Küste hinabklettern wollte, lebhaftesten Grund, mich zu freuen und mir Glück zu wünschen, daß ich noch auf der Estancia dos Indios vom Regenwetter überschlagen ward, wie sehr sich mir auch die mehr als entsetzliche Vereinsamung des Orts bei jedem Tritt und Schritt entgegenstellte. Man wird wirklich an manche Ammenmärchen und Robinsoniaden erinnert und begreift nicht, daß nicht

jeden Augenblick eine Botokudenhorde aus dem nahen Matto-dos-Indios herabkommt und sengend, brennend und mordend über die Estancia herfällt.

Der 27. Juni war ein Sonntag. An solchem Sonntag ist es nun gar erst recht öde und todt. Keine Spur eines Gottesdienstes, einer Messe, irgendwelcher kirchlichen Sammlung und Erbauung! Der Hausherr sieht die Gangalhas nach, die Packtasche der Esel, woran die fortzuschaffende Fracht aufgeladen wird. Mitten im Hofe sieht der kräftige Mann auf einer Ochsenhaut und füttert meisterhaft den Holzbock der Gangalha mit einer Art von Schilf aus; aus der sauberen und festen Arbeit sieht man, daß er seine Sache vollkommen versteht und dabei groß geworden ist. Eine Reihe von Negern ist um ihn beschäftigt. Einer legt das Schilf zurecht, ein anderer schnüdet Lederstreifen aus einer rohen Haut, ein dritter klopft Felle aus, ein vierter weicht alte Riemen ein, um ihnen, wenn sie weich geworden sind, wieder eine gute Form zu geben. Dabei hiebt der Hausherr ihnen ermahrende Reden in vollkommen patriarchalischer Weise, bei der man unwillkürlich an das alte Kanaan und die Philister denken muß. Er schilt sie, daß sie den Abend vorher bis über Mitternacht hinaus Guitarre gespielt und Handango getanzt hätten und deswegen spät aufgestanden wären, daß sie ihr Zeug nicht ordentlich hielten, ihren Dienst ungeschickt thäten u. s. w. Ueber solche Ermahnungen aber geht der Sonntagssermon nicht hinaus. Doch kommt dabei auch keine Strenge vor, die sich am Sonntag nicht ziemte, und die Neger scheinen ebenso viel Liebe als Respect für den Hausherrn zu haben.

Dann sieht dieser in der Scheune nach. Wie aus Backsteinen gemauert steht hier eine dichte Wand von Maiskolben; der Bau sieht wirklich sauber und hübsch aus. Dicht daneben stehen ungeheuere Körbe aus Bambusrohr, 5—6 Fuß hoch und 3 Fuß im Durchmesser. Sie enthalten Bohnen, Ma-

niocmehl, Reis und andere trockene Victualien. Ueber den Balken hängt eine Menge Riemenwerk, Fangseile (Lacos), Baumzeuge und Bindfäden: aber alles aus rohem Leder einfach oder höchst kunstvoll geflochten je nach Bedarf und Bedeutung. Da werden denn bei der Durchsicht eine Menge Befehle gegeben; auch hier sieht man, wie das Auge des Herrn überall hinblicken muß, um Ordnung und die nöthige Sauberkeit zu erhalten. Während die ältern Neger verdrießlich aussehen, wenn ihnen einmal ein Wort nicht recht ist, ergötzt sich eine Reihe von Negerburschen lebhaft an dem Umframen und Aufräumen. Ihrer sechs sind die Söhne einer einzigen Negersklavin vom Hause, die, obwol erst dreißig Jahre alt, ihrem Herrn bereits acht Kinder geboren hat, oder ebenso viel Sklaven geschenkt, die bei dem bedeutenden Berth von Negersklaven in dermaligen Zeiten einen rechten Schatz bildten, da sie im Dienst und allen Hausgewohnheiten aufwachsen und jegliche Arbeit bereits kennen, ehe sie dieselbe zu verrichten nöthig haben. Der einzige Sohn des Hauses, eben zweiundzwanzig Jahre alt und bereits verheirathet, thut mit ihnen ganz gleiche Arbeiten, und scheinbar herrscht eine Art Gleichstellung zwischen ihnen. Doch mögen immer einzelne Scenen aus „Onkel Tom's Hütte“, diesem seltsamen Repertorium von gesteigerter Sentimentalität und grausiger, bitterer Wahrheit, auf solchen einsam liegenden Estancias vorfallen können, und immer wieder den Fluch der Sklaverei um so entseglicher nachweisen, je mehr man das Sklavenleben an das Familienleben heranzieht und beide gleichgültig miteinander sich verschmelzen läßt. Das letztere wird vom erstern vergiftet, ja so sehr vergiftet, daß ich geradezu behaupte, ein Familienleben im eigentlichen Sinne des Worts ist bei einem gleichzeitigen Sklavenleben gar nicht denkbar, und Brasilien wird erst dann seinen ersten namhaften Athemzug gethan haben, wenn es seinen letzten Sklaven begraben haben wird.

Meine möglichst sichere Hinuntergeleitung ins Uuterland von Sta.-Catharina, wie Juca Coelho sie übernommen hatte, machte ein besonderes Personal nöthig und eine größere Reihe von Mauleseln, weil auf solchen Bergzügen leicht das eine oder andere Thier verunglückt. Die Karavane musste auf sechzehn Tage mit Lebensmitteln versehen werden; der dunkelbraune Capataz der Estancia und einige Neger sollten mit mir gehen, und nachdem Probe über alles gehalten war, schien ein Auszugsversuch auf den 28. Juni festgesetzt werden zu dürfen.

Aber der Auszug zog sich gewaltig in die Länge. Gegen alle Verabredung nahm sich der Herr Juca Coelho die Freiheit, mit meinem Reisezuge zugleich eine Reihe von Packthieren für seine Zwecke mitzuschicken, wodurch nicht nur beim ersten Aufbrechen viele Zeit verloren ging, sondern auch auf der ganzen Reise täglich ein Verlust von einigen Stunden zu fürchten war, da das Absatteln abends und noch mehr das Beladen am Morgen eine höchst complicirte Arbeit ist. Doch wollte ich, entfernt von aller Möglichkeit einer Reclamation ernsterer Art — denn auf freundliche Vorstellungen hört ein Viehhüchter auf seinem eigenen Grund und Boden nicht —, weiter keine Störung in meiner Reise hervorrufen, und ließ ruhig geschehen, was ich nicht hindern und verändern konnte.

Eine ganze Heerde von Mauleseln und Pferden ward vom Felde in den eingeschlossenen Hofplatz, die sogenannte Manga, hineingetrieben, um eingefangen und gesattelt zu werden. Das würde außerordentlich viel Zeit weggenommen haben, wenn nicht die Thiere eine höchst wunderliche Gewohnheit hätten, die ich schon früher einmal angeführt habe. Wenn junge Pferde und Maulesel noch ganz ungebändigt sind, fängt man sie mit dem sogenannten Laco ein, einem aus rohen Leder geflochtenen Strick, dessen Schlinge durch

einen eisernen Ring läuft und, mit Geschick einem Thier um den Hals geworfen, dasselbe förmlich strangulirt. Wenn ein wildes Pferd, ein Maulesel u. s. w. zwei bis drei mal herhaft vom Laço strangulirt worden ist, so hat es solche Furcht vor der Erection, daß man ihm nur einen losen Riemen auf den Hals oder den Rücken zu werfen braucht, um es zum Stillstehen zu bringen. Wie toll rennen nun die Thiere in der Manga umher; kaum scheint es möglich, auch nur eins zu fangen; sowie aber nur ein Riemen, ein Baum, ein Strick auf den Rücken des Thiers fällt, steht es, wie vom Schlag getroffen, still, und läßt sich wie ein Lamm zäumen und satteln.

So war denn um 11 Uhr der Zug von siebenundzwanzig Thieren vollkommen gerüstet. Wir wurden mit Kaffee, Zucker, Brot, Farinha, schwarzen Bohnen, Wurst, Carne secca und allem nöthigen Geschirr zum Kochen versehen, und nach einer Viertelstunde lag die Estancia dos Indios hinter uns; kaum waren wir eine halbe Meile über welche Grashügel und einzelne Araucarienpartien fortgeritten, als der große Matto dos Indios, ein Wald von drei Meilen Ausdehnung, uns aufnahm. Es war mir, als ob ich in See ginge.

Ungemein freundlich gestaltete sich das Wetter: der heißeste Mittag strahlte über den dunkelgrünen Fichtenwaldungen und deren einzelnen Höhenzügen, von denen aus man beim langsamem Fortmarschiren oft ein ganzes Meer von Araucariengipfeln unter sich schwimmen sieht. In den Tiefen ließen viele kleine Bäche dem Uruguay zu, und an solchen kleinen Zuflüssen oder deren nächsten Abhängen sieht man hier und dort, aber selten genug, den Beginn einer kleinen Anpflanzung. In der Mitte eines welken Maisfeldes liegt ein armseliges, mit Stroh bedecktes Lehmhäuschen, in welchem der eine oder andere Neger oder zahme Indianer sein einsames Leben hinspißt, in steter Gefahr, von den Bugres

überfallen und erschlagen zu werden; denn gerade Neger oder zahme Indianer sind den Wilden am meisten verhaft.

Durch eine etwas größere Klärung einer Waldtiefe fließt der Rio-dos-Pecigueiros, ein schmales, aber tiefes Flüschen, welches nach einem Regen so anschwillt, daß die Passage mit beladenen Thieren nicht möglich ist, sondern das Absatteln des ganzen Reisetrains verlangt, wo denn die Thiere durchschwimmen und die Reisenden ihr Gepäck auf dem Rücken über einen Baumstamm tragen, den man statt einer Brücke über den Fluss gelegt hat.

Dann kommt wieder tiefer Wald; Araucarien, Farrenbäume, hohe Syngenesien und an vielen Stellen Laubholzgzung bilden die Decke, die über Höhe und Tiefe sich hinlagert und bei dem tiefen Schweigen im Walde einen großen, ernsten Eindruck macht.

So endete der Matto dos Indios, ein übelberüchtigtes Waldgebirge, besonders übel berüchtigt wegen seines Endes, wo der klare Rio-Bonito hinauscht und wir unsere erste Station machten. Gerade hier war es, wo vor einigen Jahren neun Frauen und Kinder aufs schauderhafteste von den Bugres erschlagen wurden, gerade da, wo wir auf einem kleinen grünen Platz unsere beiden Zelte ausschlugen. Die Erinnerung an jene Mordgeschichte, die tiefe Waldeinsamkeit um mich und meine Reisegefährten, ja meine ganze Lage inmitten einer Tropa machten einen seltsamen Eindruck auf mich, in dem ich mir wirklich etwas abenteuerlich vorkam. Ich machte das volle Leben eines Tropeiro mit.

Zuerst wird der Weg, den man gekommen ist, möglichst verrammelt, damit nicht die Thiere zurücklaufen in der eben getretenen Spur. Dann werden sämtliche Maulesel abgesattelt und mit der Madrinha in den Wald gejagt, wo sie sich Nahrung suchen. Sattel und Gepäck wird dicht zusammengestellt und ein großes Zelt aufgespannt, neben welches

mein kleineres aufgeschlagen wurde. Sodann denkt man an die Küche, und macht vor allem ein Feuer an, welches man bald zu riesigen Dimensionen ausdehnt. Dann wird im eisernen Gefäß die Carne secca mit schwarzen Bohnen und Speck gekocht, in einem kleineren Kessel aber der vor allen andern Sachen erquickende Kaffee bereitet. Auf Ochsenhäuten lagert man sich um das gewöhnliche Bivonafeuer, und freut sich am Essen, der Ruhe, der Wärme und dem aufgehenden Mond.

Unterdeß werden die Stimmen der Nacht im dunkeln Araucarienwald wach. Tief im Gebüsch knistert es. Ist's ein schleichender Indianer, ein Tapir, eine Unze? Der Hund knurrt und schlägt an, legt sich aber gleich wieder nieder, denn das Knistern hört auf. Dann erhebt eine Eule ihren Klageruf oder ein aufgescheuchter Jacutinga flattert vorüber und erschreckt einzelne schon schlummernde Papageien. Doch legt sich auch diese kleine Revolution bald wieder und man hört nichts weiter als das Knistern des hochausfodernden Feuers.

Am meisten ergötzten mich meine Reisegenossen. Unser Capataz, der Führer der Tropa, war ein Indianer aus den Missionen, ein stiller, fast melancholischer Mensch, der mir ein eigenthümliches Interesse erregte, weil ich auch in ihm das volle Gepräge eines zum Untergange bestimmten Menschenstammes wiedersand. Er hatte fast ein Mädchengesicht, kleinen Wuchs, zierliche Proportionen, ungemein kleine Hände und Füße: der ganze Mensch war zu keiner harten Arbeit gebaut, und aufs lebhafteste erinnerte er mich an eine Indianerin in S.-Miguel, die ich am Stillen Freitag neben den gewaltigen Ruinen jener Priesterburg traf, wie denn all diese blassen Guarani Gesichter wie Geschwister nebeneinander aussahen.

Der zweite war ein dunkler freier Mutatte, groß, kräftig.  
Ave=Vallemant, Reise. II.

tig, rüstig, ungemein dienstfertig und immer guter Laune, ein Mensch, der sich schon ein gutes Stück Weges in Rio-Grande und Sta.-Catharina umhergetrieben hatte und bei hinreichender Bescheidenheit dennoch eine große Unabhängigkeit entwickelte. In all seinem Thun und Treiben sah man ihm den gewandten Tropeiro an. Im Nu sattelt er ab; in wenig Minuten lodert sein Feuer hell auf, und sowie er den Kochtopf ans Feuer gesetzt hat, so ist er auch schon beschäftigt, dicke Stöcke in die Erde fest hineinzustechen, um am nächsten Morgen die Maulthiere beim Aufpacken daran festzubinden. Kaum hat er das gethan, so bringt er mir in meinem Trinkhorn den heißen Kaffee, verschlingt sein Essen, pfeift sich ein Lied, und streckt sich behaglich hart neben dem Feuer aus, jeder soll ein Tropeiro im Urwald.

Ein Regerbursche aus der Estancia dos Judos war der dritte, ein ausgelassener Bursche, der mit übertriebenem Eifer und großer Ostentation bei allen Arbeiten mithalf und sich besonders gern über meinen graubärtigen Spahi moquirte, weil derselbe noch immer kein Wort Portugiesisch verstand und deswegen fast immer das Gegenheil von dem that, was man ihm sagte, und dann auf Französisch zu schimpfen anfangt.

So lagen diese sonderbar vom Schicksal zusammengewürfelten Menschen in der Mondnacht am Feuer und erzählten sich ihre Abenteuer. Fast jede Erzählung drehte sich um eine Bugresgeschichte, um ein Unzenabenteuer, um eine Tapirjagd, oder das Umkommen eines Maulthiers im Schlamm oder im Strom eines Flusses. Oder der sanguine Mulatte sang in Molltönen ein Lied von unerträglicher Tyrannie und Empörung gegen das Unerträgliche derselben; und wenn man hinhörchte, ob der dunkelbraune Mensch etwa ein Toussaint Louverture werden möchte, so entdeckte man, daß die ganze Tyrannie auf eine Mariquinha oder Chiquinha hinausläuft,

die der Sinnenliebe des Tropeiro nicht Gehör geben will, sondern sich einem weißen Nebenbuhler in die Arme geworfen hat. Dann schweigt er, und eine Todtenstille herrscht im Kreise der farbigen Leute. Blößlich springt der Indianer auf und schleicht mit seiner langen Pistole in den Wald hinein; er hat etwas gesehen oder gehört, wovon ein gewöhnlicher Mensch nichts hört noch sieht. Nach einer halben Stunde kommt er wieder, ohne ein Wort zu sagen, oder zu antworten. Er ist ärgerlich, daß ihm etwas entgangen ist, und verdrießlich legt er sich am Eingang des Zeltes auf eine Ochsenhaut und schlafst im Ru ein. Der Negerbursche schnarcht schon lange. Der Gelbe bereitet das Frühstück für morgen vor und macht sich im Grunde des Zeltes ein bequemes Lager. Der graue Spahi liegt neben dem Feuer, und starrt gedankenlos in die Bivouakflamme, wie er sie am Atlas wol hundert male hat brennen sehen, bis auch er sich niederlegt. Neben jedem Schläfer liegt eine scharfgeladene Schießwaffe. Mitternacht sinkt herab, mit ihr ein dichter Schaumnebel und kalte Feuchtigkeit. Zuletzt schließen wir alle tief und fest, und über dem Indianer, Neger und Europäer im Araucarienwalde wachte Gottes Vaterauge.

Einige Mühe machte am folgenden Morgen das Aufsuchen der Thiere. Sowie aber die Madrinha gefunden war und mit ihrer Glocke angetracht kam, sprangen auch sämtliche Thiere aus dem Dickicht hervor und ihrer Führerin nach. Wir sattelten und brachen auf.

Nach wenigen Augenblicken kamen wir an ein kleines ärmliches Gehöft. Links von uns auf einem Hügel sahen wir eine Kirchhofszierzäunung mit hölzernen Kreuzen, unter denen die von den Wilden erschlagenen Frauen und Kinder ruhen. Der Besitzer des Gehöftes ist aber ganz ruhig an derselben Stelle wohnen geblieben und hat sogar für seine

erschlagene Frau eine andere bekommen, die uns, als wir vorbeiritten, sehr vergnügt einen Guten Morgen zutrieß. Ist das Beweis von Ruth oder Indifferenz? Ich glaube unbedingt von letzterer, denn die Frau war selbst eine Indianerin.

Immer Campos, immer Araucarien! Zwischen den Grashügeln rinnen überall kleine Bäche zusammen, in deren Schlammgründen wir häufig verwesende Maulthiere oder Kinder fanden mit einigen unvermeidlichen Geiern daneben: aber nirgends eine Menschenwohnung, nirgends ein Anbau, ein Feld! Die Piura und der Rio-do-Capitão-Mór, zwei Flüsse, die nach Regentagen häufig nicht zu passiren sind, wurden von uns mit Leichtigkeit durchritten. Nicht so gut ging es uns an den Dois-Irmãos, zwei dicht nebeneinander verlaufenden Nebenflüssen des Rio-das-Canoas. Während wir den ersten kaum noch durchreiten konnten, mußten wir an dem zweiten alle Thiere absatteln. Zwar lag über dem Fluß eine Art von Steg aus einzelnen Baumstämmen zusammengelegt, aber so morsch, so unsicher, daß man nur mit der allergrößten Vorsicht hinübergehen konnte und zwar auch das nur mit bloßen Füßen, damit man nicht ausgleitet. Mit vielem Zeitverlust trugen die Leute alles Gepäck hinüber, mit noch mehr Zeitverlust wurden die Thiere, die mit Leichtigkeit durch den Fluß schwammen, am andern Ufer wieder gesattelt. Aber kaum waren wir fünf Minuten geritten, als wir zum Rio-das-Canoas kamen, und von neuem mußte die ganze Packgeschichte vorgenommen werden.

Der Rio-das-Canoas ist der nördlichste Hauptarm des sogenannten Kleinen Uruguay, welcher in der Serra do Trombudo entspringt und nach Westen laufend sich mit dem Rio-das-Caveiras und Pelotas verbindet. Dort, wo die Straße von Lages nach Desterro ihn schneidet, ist er so tief und breit, daß es eines Canots bedarf, um ihn zu passiren,

während die Thiere ihn durchschwimmen. Ein Anwohner des Flusses hat sich freiwillig zum Fährmann aufgeworfen und schafft mittels eines Araucariencanots Reisende und ihr Gepäck von einem Ufer zum andern, wofür er eine mäßige Taxe festgesetzt hat. Er hat aber keine Verpflichtung zu dem Geschäft, und man könnte sich mit Erfolg nicht über ihn beklagen, wenn er einmal aus irgendeinem Grunde sein Fährmannsamt nicht ausüben wollte. Ob das vorkommt, weiß ich nicht; aber es kann vorkommen, und somit hängt die Möglichkeit, die Hauptstrafe von Lages nach Desterro über den Canoas zu passiren, von der Laune und dem guten Willen eines Privatmannes ab.

Als wir zum Fluß kamen, erschien denn auch sogleich der Fährmann in der besten Laune und mit gutem Willen. Aber der Rand am Wasser ist so verschlammt, daß man sich förmlich erst einen Boden zum Auftreten und Einstiegen in das Canot stampfen muß. Als ich nach einem guten Einstiegplatz suchte, wurde der alte Fährmann, dessen langer, weißer Bart mich an den alten Nereus erinnerte, ärgerlich und wollte nicht warten. So gerieth ich denn vom Schlamm ins Boot, und der alte Süßwasser-Nereus brachte uns alle glücklich hinüber. Die siebenundzwanzig Thiere schwammen in einer dichten Reihenfolge hintereinander durch den Strom, was recht hübsch aussah, und gewannen ebenfalls das Ufer. Damit war aber auch der Tag zu Ende; kaum drei Leguas hatten wir mit diesen complicirten Flußübergängen machen können. Wir lagerten uns am Ufer und brachten die Nacht ruhig zu, obwohl in dieser Gegend sehr viel Unzen hausen sollten: so sehr, daß einmal eine Unze bei einer früheren Gelegenheit unserm Mulatten, als er neben einem Feuer auf seinem Gepäck schlief, eine lederne Gepäcktasche unter dem Kopf forttrug und damit fortsprang. Unser Indianer warnte uns, bei Nacht allein nicht beim Feuer zu bleiben, weil die

Unzen häufig im nächsten Gebüsch beim Feuer lauern und einen einzeln erscheinenden Menschen anfallen sollen. Kurz vor dem Einschlafen feuerte er seinen Pistolencarabiner los, um den nahen Wald und dessen Bewohner zu erschrecken, was ihm auch vollkommen gelang; eine Menge Vögel der Nachbarschaft flatterte unter lautem Schreien auf und davon, und es dauerte eine Viertelstunde, bis alles wieder eingeschlafen war.

Wir erwachten aber alle unverletzt am nächsten Morgen; auch unsere Thiere fanden sich sehr bald, und schon um 8 Uhr morgens trabten wir längs des Canoas und bald aus seinem Waldufer hinaus über Camposhügel und unter Araucarien hin.

Mitten in der seltsam monotonen Gegend trafen wir einmal einen Neger sitzen am Wege, der auf seiner Fußwandlung zur nahen Estancia plötzlich von einer schmerzhaften Pleuritis besessen worden war, sodass er nicht weitergehen konnte, sondern sich hinsetzen musste. Bald darauf erreichten wir die Estancia, deren Besitzer den Neger holen ließ und sich von mir Raths erholtete, was er bei seinem Sklaven am zweckmäigsten thun könnte.

Keine Besitzung führt ihren Namen mit solchem Recht, wie jene zwischen dem Rio-das-Canoas und dem drei Leguas darauf folgenden Rio-do-Jaão-Paulo; sie heißt Sepultura. Wahrlich, wie begraben liegt das Gehöft zwischen den gelben Grashügeln und den ungeheuern Araucarienwaldungen, welche, von einem Hügel aus übersehen, einen tief ernsten melancholischen Eindruck machen. Eine Sepultura ist und heißt die Estancia des Padre Camillo, wie sehr er sich auch bemühen mag, sie unter dem Namen von Sta.-Cruz plausibler zu machen. Mit gewaltiger Anstrengung röhrt der alte Priester, der sich von seinem Vicariat von Lages ganz zurückgezogen zu haben scheint, im Boden umher und bemüht

sich, der Gegend außer einem andern Namen auch ein anderes Ansehen zu geben. Sein neues Häuschen war eben fertig, aus grauem Lehm gebaut und mit Araucarienrinnen bedeckt, die wie lange Dachziegel ineinander greifen. Statt einer Holzhür dient ein Vorhang von Taquarageslech, statt der Mobilien stehen einige Bänke umher und manche wunderliche kleine Schemel, die aus den Kronen der Araucarien herausgesägt sind ohne weitere Mühe. Durch den seltsam gesetzten Hausrath, der an die ländlichen Zeiten eines Decius Mus erinnert, wird die Freundlichkeit des Padre Camillo (mit der er auch mich empfing) nur noch erhöht, und sein Morgenkaffee, den wir aus wirklichen Tassen tranken, schmeckte mir so gut wie selten irgendwo.

Eine Menge Einfassungen von Araucarienstämmen um das Haus für verschiedene Thiere, Mangas zum Einfangen der Esel u. s. w. geben dem Gehöft das Ansehen eines von hölzernen Wällen umgebenen Blockhauses von ganz neuem Ursprung. Dazu ist ein hübscher Anfang für Landbau gemacht. In der Sepultura wird Weizen und etwas Hafer gebaut; eine Theepflanzung von sechshundert Stöcken verspricht guten Fortgang; alles gedeiht, und dennoch hat der Padre Camillo seine Sepultura zum Verkauf ausgeboten für 24—30 Contos da Reis (etwa 20—24000 Thlr. preuß.), nachdem er sie selbst für 3 Contos angekauft hat. Aber niemand hat Muth zum Unternehmen. Zu einsam liegt die Besitzung, zu ungeheuer sind die Waldungen, zu bedeutend ist der Verlust an Bieh, was von den Unzen zerrissen wird, als daß ein einzelner sich an die Ausbeutung der Gegend zwischen dem Canoas und Iaão-Paulo wagen sollte. Ja wenn man mit großen Geldkräften eine größere Anzahl von Familien hierher verpflanzen wollte, das könnte vielleicht zu einem Resultat führen. Keine einzelne Anpflanzung, sondern gleich ein ganzer Marktstücken muß in solche Einsamkeit hinein

angelegt werden. Der Boden und Wald ernährt alle, und unter den vielen Anbauern würden sich bald verschiedene Unzenjäger heranbilben. Sind erst einige Bestien erschossen, so zieht sich der Rest schon zurück vor dem Getümmel der Jagd und dem eifigen Anbau.

Und doch möchte ich selbst nicht zu solchem Unternehmen rathen. Im Unterlande gibt es noch so viele liebliche Gegen- den, welche des Anbaues von fleißigen Händen harren und in allen Beziehungen den europäischen Einwanderern eine friedliche und gesegnete Existenz sichern.

Nach einer Stunde in der Sepultura verließen wir den einsamen Ort, um unserer monotonen Wanderung weiter zu folgen.

In diesen zwischen Araucarien und Hügeln kaum erkenn- baren Wegen beschäftigt alles den Geist. In einer großen Ferne erkannten wir auf einem welken Hügel die Umrisse von zwei Menschen. Ob das Bugres oder sonst zahme Men- schen wären, war eine wichtige Discussionsfrage in meiner Truppe, bis die Gestalten im Araucariantannicht verschwan- den. Dann ward mein Indianer sehr erpicht auf eine ganz frische (dreizehige) Tapirspur; er schickte den Hund hin und her, selbst suchend, längs des Baches reitend und durch das Gebüsch schleichend; aber es war nichts zu finden. Dann folgten Indianer und Mulatte schweigend und ernst einer Menschenspur, die ich im Leben nicht bemerkte hätte. Es war die Spur eines nackten Fußes, den meine Genossen für den Fuß eines Botokuden erklärtten. Nach einer halben Stunde war der Fuß wieder umgekehrt und verlor sich seitlich gegen die Hügel.

Ich erwähne solcher Kleinigkeiten, weil sie das einzige sind, was in meilenweiten Distanzen ganz allein den Geist beschäftigt und die gegenseitige Unterhaltung bildet.

Wir kamen um Mittag an den berüchtigten Rio-do-João-

Paulo, um deswillen man einen tüchtigen Schwimmer bei sich haben muß.

Der João-Paulo ist ein Nebenfluß des Canoas, der eben wie jener von der Serra do Trombudo herab westlich fließt; anfangs besteht er aus kleinen Bächlein, die sich vereinigen und ein sehr breites, reißendes, aber nicht tiefes Gewässer bilden, den Rio-da-Santa-Clara, durch den man auf der Reise von Lages nach Desterro drei bis vier mal hindurchreitet. Dann läuft das Wasser in ein schmales, aber sehr tiefes Bett, und heißt João-Paulo. Demnach ist der João-Paulo und der Rio-da-Santa-Clara ein und derselbe Fluß.

Wo der Weg nun den João-Paulo trifft, ist der Fluß kaum 30 Fuß breit, aber tief und reißend. Sein Ufer ist auf beiden Seiten lotrecht und nur mittels eines schmalen Zuganges kann man an das Wasser gelangen, mittels eines noch schmäleren auf der andern Seite vom Wasser auf das Ufer drüben hinaufklimmen. Zur allgemeinen Benutzung liegt ein Canot dort angebunden. Trifft man es auf der entgegengesetzten Seite liegen, so muß ein Schwimmer hinüber und es holen. Er muß aber ein sehr starker Schwimmer sein, denn wenn er im schnellfließenden Wasser nicht rasch hinüberschwimmt, so verfehlt er die Ausgangsbresche am andern Ufer, und in diesem Falle kann er Gott weiß wie lange im Fluß fortreiben, bis er an einem hineingestürzten Waldbau umhängt bleibt. Auf den ersten Blick über sieht man die Gefahr dieser Passage. Und wer sie nicht gleich über sieht, dem diene zur Nachricht, daß die beiden auf dem rechten Ufer des Flusses errichteten Kreuze Todesmonumente sind für Leute, die das Unternehmen des Überschwimmens vom João-Paulo mit dem Leben bezahlten.

Als wir ans Ufer kamen, fanden wir gar kein Canot. Das Ruder stand am Strand, das Boot war fortgetrieben. Ich konnte nicht umhin ein kleines Hohngelächter aufzu-

schlagen, denn solch einen Skandal auf einer Hauptstraße einer Provinz hatte ich noch nie erlebt. Ich wünschte mich in diesem Augenblick in die Gesellschaft des Provinzialpräsidenten.

Ganz mutig wollten wir uns schon daran machen, aus Taquarabündeln ein Floß zusammenzubinden, was bei solchen Gelegenheiten recht gut geht, aber immer einen ganzen Tag wegnimmt, als unser Pardo, der immer Rath wußte, durch den Wald hindurch dem Fluß nachging in der festen Ueberzeugung, das Canot irgendwo hängen geblieben zu finden. Nach einer kleinen Stunde hörten wir ihn rufen. Der Indianer verstand ihn auf dem Fleck und ging ihm mit dem Ruder nach, während dessen wir die Thiere absattelten. Nach einer Stunde kamen die beiden Waldläufer auf dem Araucartencanot angekeucht gegen den Strom. Das Fahrzeug war halb voll Wasser. Mit unsern Eßnäpfen schöpften wir es leer und hatten nun ein treffliches Uebergangsfahrzeug. Damit es uns aber nicht forttriebe und wir einen möglichst leichten Uebergang hätten, erfand ich eine kleine Fährmodification, worüber sich meine Leute sehr freuten, denn sie war ungemein praktisch.

Ich ließ, wie man das wol pflegt, einen Laço über den Fluß spannen, was der Mulatte, ein tüchtiger Ruderer, mit dem leeren Canot leicht und schnell vollbrachte. Am Bordertheil des Canot war ein lederner Strick. Aus diesem machte ich eine Schlinge, sodasß der über den Fluß gespannte Laço leicht durch die Schlinge lief. Dadurch erlangten wir den Vortheil, daß das Canot immer nur die scharfe Bordersseite dem Strom bot, sodasß es weder in Gefahr war, fortgerissen zu werden, noch umzuschlagen. So konnte eine einzige Person ganz leicht das schwerbeladene Canot am Laço von einer Seite zur andern leiten, indem dasselbe immer parallel mit dem Strom blieb: unbedingt die beste Manier auf einem

reisenden Flusse, zumal, wenn Stämme u. s. w. auf ihm fortreiben sollten, zwischen denen das Boot dann leichter seinen Durchgang findet, als wenn es dem Strom und dem Treibholz seine Länge bietet.

So kamen wir leicht hinüber. Mehr hatten schon unsere siebenundzwanzig Thiere zu kämpfen. Sie wurden, da sie in gerader Richtung hindurchzuschwimmen suchten, vom Strom abwärts getrieben. Die flugenden Thiere aber schienen ganz genau die Gefahr zu kennen, die ihrer harrte, wenn sie nicht die kleine Bresche am jenseitigen Ufer gewinnen. Schnaubend strebten sie alle dorthin, und die aufgeregten vierfüßigen Schwimmer sahen tödlich im Wasser aus. Leicht und glücklich kamen auch sie hinüber, und mit einem Zeitverlust von etwa vier Stunden hatten wir einen 30 Fuß breiten Fluss hinter uns liegen.

Mit drei Araucarienstämmen ist am João-Paulo eine Brücke gemacht, auf der, falls auch die Thiere durchschwimmen mühten, doch wenigstens ein sicherer Uebergang für Menschen und Gepäck möglich ist. Ja, ein einziger dicker Araucarienstamm ist hinreichend, wenn man ein kleines Gelande an ihm festnageln wollte. Ober man sollte doch wenigstens einen Fährmann dorthin segen, der beim Uebergang hilft und das Canot am Ufer beaufsichtigt. Aber nein! „Es ist dort zu gefährlich, zu wohnen, wegen der Bugres“, sagt man. Das ist ein Unsinn! Wenn im Hause vier Männer wohnen, so würde eine ganze Botokudenhorde sich zu schwach fühlen, solch Haus anzugreifen. Ja, man brauchte nur abends, wie unser Indianer es am Canoas that, eine Flinte loszufeuern, und alles Waldungeziefer, sei es Mensch, sei es Thier, hält sich für die Nacht schon fern. Aber die menschliche Indifferenz findet immer eine Ausrede, und wegen einer möglichen Gefahr vor den Wilden am João-Paulo setzt man dort kein Fährhaus hin, sondern begnügt sich da-

mit, denen, die beim Uebergang über den schlimmen Fluß ertrinken, ein Kreuz am Ufer zu setzen und die Vorüberreisenden ein Vaterunser beten zu lassen für die Seelen der durch die Nachlässigkeit der öffentlichen Verwaltung Umgekommenen.

Am Ufer des João-Paulo schlügen wir unser kleines Lager auf. Wir konnten keine anmuthigere, einsamere Stelle finden. Eine Art von leicht-schräger Wiese bot einen vor trefflichen Platz: unter uns der Fluß, um uns der ziemlich lichte Wald mit reichlichem Futter für die Pferde und Esel, eine Menge Holz zum Feuer, dazu ein wundervoller Nachmittag und Abend! Da war denn auch in kurzer Zeit das Lager fertig, und haushoch wirbelte bald die Flamme unsers Bivouakfeuers, zu dem wir eine Masse Holz herzuschleppten. Ein Waldfeuer kann nie groß genug sein; ganze Stämme müssen brennen.

Spät lagen wir noch wachend um unsren brennenden Holzkofß. Im Walde hörten wir unsere Thiere fressen; schreiend flog ein Waldvogel auf; Frösche und Grillen ließen sich hören; zuweilen sang einer der braunen Begleiter einige Strophen eines Lundum oder Fado, wie man solche Volks gesänge wol nennt. Dann trat wieder Todesstille ein, bis das vom Negerburschen muthwillig ins Feuer geworfene Bam busrohr unter lautem Gefnalle, wie ein Flintenschuß, zer sprang und belacht ward. Aber dennoch waren meine Kerle alle stiller als sonst.

„Ich kann an dieser Stelle, wie oft ich auch schon hier lagerte, nie ruhig schlafen“, sagte endlich der Pardo. Ich musste lachen. „Ja, Herr Doctor, es ist doch schrecklich, im Schlaf von den Bugres überfallen und ermordet zu werden“, setzte er hinzu, und der Indianer stimmte ihm bei; beide meinten, daß hier am rechten Ufer des Flusses noch Bugres wären. Aber so sind diese Naturmenschen! Sie können am

Lage leichtsinnig ihr Leben in Gefahr setzen, aber die Nacht macht sie besangen, und die Nähe eines Kreuzes, wie deren zwei neben uns standen als Andenken an Verunglückte, macht sie zittern und beben. Sie können alles ertragen, nur keinen Todesgedanken. Sie sind feige Naturen, und unwillkürlich drängt sich dem Europäer, dem Weisen, dem Hauptmenschen mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß diese farbigen Naturen nicht so ganz fertig sind nach allen Richtungen. Mir fiel das an jenem Abend vielfach auf. Sind sie in Wuth gesetzt, diese dunklen Menschen, so kennt ihre Tollkühnheit keine Grenzen. Aber den besonnenen, ruhigen, vom Willen abhängigen Muth kennen sie nicht, und die blasse Furcht packt sie doppelt, wenn der Wuthrausch vertraucht ist.

Am meisten Furcht vor den Bugres an solchen einsamen Stellen haben die Tropeiros gegen Morgen vor Tagesanbruch. Gerade als ich, eben erwacht gegen 3 Uhr, Holz auf das Feuer warf, erwachte auch der Indianer und schoss seine lange Pistole los, um etwaige Bugres von unserer Wachsamkeit zu überzeugen. Ich fragte ihn: „Bist denn, so lange du Tropeiro bist, du oder Gravina (so hieß der Mulatte), oder irgendeiner deiner Bekannten, schon einmal von Bugres nachts im Wald überschlagen?“ Er sagte: „Nein, noch nie! Aber es könnte doch sein“, meinte er hinterher, „und man könnte doch nie wissen, was die Nacht brächte.“

Komischerweise war der Negerbursche vom Schuß nicht erwacht. Nach einer Stunde sollte er — denn es war schneidend kalt — Kaffee kochen; es hielt aber schwer, ihn zu wecken, ja ich glaubte wirklich, dem Jungen wäre etwas passirt. Das gab eine komische Scene. Er fuhr auf wie ein Besessener, als er uns alle am Feuer stehend fand; fast schien es, als dächte er an einen Ueberfall von Botokuden.

Allmählich bleichte der Morgen heraus. Wir hielten, freilich vor Kälte schlitternd trog des nahen Feuers, unser ge-

müthliches Frühmahl und brachen dann auf. Ein liebliches Stilleben ging in der Morgendämmerung vor sich. Der Nachthau trieste wie ein milder Regen von den Bäumen; still rauschte der João-Paulo unter uns; einige wilde Enten schwammen auf ihm abwärts, während eine Fischotter durch denselben hindurchsegte. Ein Eisvogel begann seine Jagd. Auf einem dünnen Ast über dem Wasser unbeweglich sitzend lauerte er auf seine Beute. Wie ein Stück Blei stürzte er dann ins Wasser, flog aber nichts und flog eilig fort, als ob er sich seiner Ungeschicklichkeit schämte.

Wir kamen bald in eine Waldebene. Brausend schoß hier der ungemein breite Rio-da-Santa-Clara über Rollsteine und Felsen hinweg, sodaß man fast Bedenken tragen möchte, in ihn hineinzureiten. Aber nirgends ist er tief, wie befand auch sein Brausen sein mag, und bei gewöhnlichem Wasserstande kann man immer durch ihn hindurchpassieren, wie wir es drei bis vier mal thun mußten.

Dann kam eine offene Hügelgegend, rings eingeschlossen vom schroffen Gebirge des Trombudo. Der Trombudo ist eigentlich ein rund hervorspringender Berg, dessen Abhang einem Rüssel gleichen soll, weswegen er Morro-do-Trombudo oder Rüsselberg heißt. Die Gegend selbst wird Bom-Retiro genannt. Freilich ist sie ein Retiro; ob sie aber so besonders gut ist, weiß ich nicht, denn das mitten in diesen Hügeln liegende Gehöft liegt furchtbar einsam.

Und doch hat es seinen eigenthümlichen Reiz. Man blickt von hier neben dem Morro-do-Trombudo vorbei in ein wahres Meer von Waldgebirgen hinaus. Auf den ersten Blick erkennt man es, daß hier das Oberland sein Ende erreiche und jene langhin sich streckenden, dunkeln Gebirgsketten aus dem Unterland heraus ragen müßten, wenn man auch noch in keine Tiefen hinab, sondern nur über dieselben, wie über tiefe Einrisse, hinwegblickt. Nur an einer einzigen Stelle

erblickt man am Horizont in den tiefdunkeln Höhenzügen einen gelben Strich, als letzte Wiederholung eines für das Oberland so ganz charakteristischen welken Grasfeldes oder Campos.

Am Bom-Retiro war einiges Leben. Eine Tropa war dort gelagert; einige Reiter galopirten im Felde, um verlaufene Esel zu suchen; andere lagerten vor den Zelten und frühstückten in gemächlicher Ruhe. Solch Begegnen hat das Originelle an sich, daß jedermann sich kennt, denn nur Bewohner der anliegenden Gegend durchreisen die Straße von Trombudo. Ein Fremder ist demnach eine höchst frappante Erscheinung und das räthselhafteste Phänomen, was man sich nur denken kann.

Jetzt passirten wir die letzten kleinen Bäche, die dem Neß des Uruguay zuströmen, und ritten in den Matto von Trombudo hinein. Der Berg selbst bleibt rechts liegen; nach links ragt eine füne Gebirgsspitze hoch hinaus; zwischen beiden zieht sich der Wald langsam in die Höhe.

Aber wie reizend auch der Matto-do-Trombudo ist, schauderhaft ist der Weg. Oft kann man wirklich zwischen den Garancos, den Lehmsschichten und den Löchern zwischen den Baumwurzeln kaum noch durchfinden und man muß die Maulthiere bewundern, die ebenso klug und bedächtig wie energisch und elastisch sich hindurcharbeiten.

Gerade im Hohlwege zwischen den Bergen, in dem zwei beladene Thiere sich nicht ausweichen können, stießen wir auf eine Truppe. Da gab es denn von fern schon eine Menge des Zurufens und Auffordens zur Vorsicht und zum Ausweichen, bis wir an einer etwas weiteren Stelle halten konnten und die Truppe vorbeiließen.

Bald darauf kamen wir zu Menschen, die am Wege arbeiten und sich ihre provisorischen Hütten dort aufgeschlagen hatten. Der Punkt heißt die Guarda=velha, weil man hier früher ein Soldatendepot zu Schutz und Trutz unterhielt.

Aber die Einsamkeit war zu groß und die Guarda velha starb im Beginnen schon an Altersschwäche. Der Weg aber, wie er dort angelegt wird, ist stellenweise ganz ausgezeichnet gut und beweist eben, daß, wenn man nur energisch wollte, man einen recht guten Weg im Matto-do-Trombudo haben könnte.

Gegen Sonnenuntergang hatten wir denn den Gebirgsplatz hinter uns liegen. Um den schon oben angedeuteten schroffen Berg nach links herum ritten wir etwas abwärts und trafen einen offenen Rancho, ein auf Balken ruhendes Strohdach, unter welchem wir einen geräumigen Platz für uns, das Gepäck und selbst unser Kochfeuer fanden, sodaß wir keine Zelte auszuspannen brauchten.

Kaum hatten wir uns daselbst häuslich niedergelassen, und den Wegbauern, die sich dies Dach früher erbaut hatten, im stillen für dessen Wohlthat und gastliche Aufnahme gedankt, als es anfing stark zu regnen, ein höchst fataler Umstand, der unsern Reisemuth etwas dämpfte. Denn wenn wir auch im Trocknen waren und unter dem Strohdache so lange wohnen konnten als wir wollten, so konnten wir doch nicht mit Sicherheit weiter reisen, wenn der Regen heftig werden sollte.

Mit Unterbrechung regnete es gelinde während der Nacht. Am folgenden Morgen lag ein starker Nebel im Walde, aber ich vermutete gutes Wetter. Unser Indianer, als erster Tropetiro, meinte, wir könnten mit dem ganzen Train nicht reisen. Das verdroß mich, da eben nur die Lastthiere von Juca Coelho nicht reisen konnten, mein kleinerer Reisezug dagegen vollkommen gut seinen Weg zu machen im Stande war. So leid mir nun eine Trennung zwischen den Leuten war, so nahm ich dennoch meinen Spahi und den Gravina mit den nöthigen mir zukommenden Thieren und ließ den Indianer mit dem Negerburschen mit Coelhos Truppe allein zurück, was die beiden Zurückbleibenden nicht nur betrübte, sondern auch mit doppelter Arbeit belud. Ich hatte genug vom Leben eines

Tropetro im Walde gehabt, und zog um so fröhlicher meine Straße, als der Nebel tiefer sank und das Wetter heller wurde. Freilich hatten wir manche Rutschpartie durchzumachen. Aber auch beim Hinabrutschen eines Lehmbahnges zeigen die Maulthiere ein seltsames Geschick: oft gleitet solch ein Thier sechs bis acht Fuß schräg hinab mit merkwürdiger Ruhe und Fassung und steht dann wieder so fest, als ob es nie den harten Boden verlassen hätte.

Plötzlich hielten wir an einer großartigen Waldschlucht. Der schneeweisse Nebel ließ uns nicht bis auf den Grund hinabblicken, aber tief unten rauschte ein starkes Gewässer hin. Wir versuchten die Rutschpartie hinunter, die auch prächtig gelang, während der Nebel sich verzog.

Wer da!

Wirklich, ich kann nicht kürzer und schärfer den Eindruck bezeichnen, den mir die im tiefen Grunde am brausenden Itajahy liegende Militärcolonie von Sta.-Theresa machte, als indem ich die ganze Colonie mit einem Werda-Ruf vergleiche. Seit Lages wieder die erste, kleine, bescheidene Kirche, seit Lages wieder der erste dorfbähnliche Punkt, eine Colonie, eine größere Menschengruppe zu Schutz und Trutz vereinigt tief im Grunde des ersten auf directem Wege zum Atlantischen Ocean hinbrausenden Waldstroms!

Gegen Bugres und Iluzen bis auf den äußersten Punkt im wilden Gebirge vorgeschoben, steht Kirche und Dorf da wie eine einsame Schildwache, die eben weil sie so isolirt, so ganz allein und verlassen steht, keinen Paradeschmuck anhat, sondern mit dem einfachen Kittel eines Pionneers bekleidet ist und nun frisch und mutig dem aus der Wildnis herabsteigenden ihr Werda zuruft.

Gut Freund! rief ich von Herzen der kleinen Kirche und dem armseligen Dorfe zu, denn armselig sahen die Lehmhäuser der Militärcolonie am oberen Itajahy durchweg aus,

armselig und klein, wie aller Anfang von Cultur zu sein pflegt.

Aber neben der Armseligkeit der kleinen Wohnungen springt wohlthuend die Fruchtbarkeit des Bodens in die Augen des von Lages herabkletternden Reisenden. Zu beiden Seiten des brausenden Itajahy mitten im Chaos gefällter und halbverholter Waldbäume gedeihen aufs trefflichste Mais (seyão), Kartoffeln und eßbare Kürbisarten. Dazu gedeihen Schweine, Hühner, Gänse, Enten aufs allerbeste; kurz alles, was zum Leben nothwendig ist, kommt schon jetzt dort zum Vorschein und wird noch immermehr dort vorkommen, wenn die Colonie erst mehr entwickelt und naturgemäß geworden ist.

Denn unbedingt ist die Militärcolonie eine künstliche Anlage. Man hielt sich von der Nothwendigkeit eines Schutz- und Truppplaatzes bis zum Trombudogebirge hin seit langer Zeit überzeugt, und gründete am 1. Jan. 1848 die Militärcolonie von Sta.-Theresa. Aber man hatte die erste Anlage zu weit hinausgeschoben bis zum Matto do Trombudo, wo die Guarda-Belha ist. Es fehlte an allem Nothwendigen, sogar an Trinkwasser; außer dem Straßenbau war gar keine Beschäftigung für die Militärcolonisten, am allerwenigsten war an einen geregelten Landbau zu denken.

Da stieg man denn im Juni 1855 bis zum Itajahy hinab. Hier war ein brausender, nie versiegender Fluß mit köstlichem Trinkwasser, hier prächtiges Land zum Ackerbau und reichlich Platz zu Wohnungen in geselligem Zusammenhange. Hier könnte die künstliche Militärcolonie, eine aufmarschirte Schildwache, eine angestiedelte, anbauende und natürliche Anpflanzung werden, wie schwierig auch ihr rasches Gedeihen sein möchte.

Dermalen wohnen siebenundvierzig Familienväter in Sta.-Theresa. Die Colonisten, die einer Art von bewaffneter Macht bilden, sind in drei Klassen getheilt, welche, je nachdem sie

im Dienste der Regierung arbeiten wollen, mehr oder minder Besoldung erhalten. Der Herr Kapitän J. Xavier de Souza, seit zwei Jahren Commandant des Orts, setzte mir das ganze Verhältniß auseinander, welches ich, da es für meine deutschen Leser kein besonderes Interesse haben kann, hier nicht wiederholen will.

Die Militärcolonisten sind größtentheils Brasilianer. Einer von ihnen ist ein mit einer Deutschen verheiratheter Deutscher. Der Doctor der Colonie, den ich beim Commandanten traf, brachte mich an das Häuschen der Familie. Die Eltern waren auf der andern Seite des Itajahy, um Mais zu pflücken. Dagegen traf ich ein kleines Kindergewimmel unter Anführung eines reizenden kleinen Mädchens von sieben Jahren, dem der reinste germanische Typus vollkommen aufgeprägt war. Die kleine Katharine war ganz erstaunt, daß ein Deutscher sie hier anredete; ich war aber noch erstaunter, daß das reizende Kind mir so hübsch antwortete in reinem deutschen Dialekt, und mit so anmuthiger Sorge auf das Haus und jüngere Geschwister Achtung gab. Im Hause lagen viel Feldfrüchte, namentlich ein Berg Mais. Ich nahm den ersten besten Maiskolben; er kam mir, wie alle übrigen, bedeutend groß vor, sodaß ich die Körnerreihen zählte, und am Kolben über fünfhundert Körner herausbrachte. Beim Commandanten sah ich mehrere Kürbisgurken von enormer Größe, wie mir denn auch das Federvieh außerordentlich erschien. Der Commandant selbst meinte, man könne keinen fruchtbaren Boden finden.

Solange aber die Verkehrswege in der Provinz Sta.-Catharina so sind, wie ich sie traf, wird die Militärcolonie von Sta.-Thereza keinen bedeutenden Aufschwung nehmen und immer noch von außen her unterstützt werden müssen.

Das Richtige dieser Ansicht ist die Ursache, daß einzelne Stimmen gegen die Militärcolonie sich erhoben haben und sie

ihrem eigenen Schicksal, ihrer eigenen Kraft oder Schwäche überlassen wissen wollen. Das ist aber sehr unrecht. Wer in jenen Gegenden reist und die Sicherheit seiner Reise auch zum Theil durch jene künstliche Anlage garantirt findet, indem sie unbedingt viel mit dazu beigetragen hat, daß sich wilde Thiere und Menschen ferner zurückgezogen haben von der Straße: der wird ganz gewiß der Militärcolonie von Sta.-Thereza Dank wissen und ihr alles mögliche Gedeihen wünschen, und sich jedes mal freuen, wenn er, aus dem dunkeln Hochwald herabsteigend, das kleine Kirchlein auf dem Hügel in der Tiefe am brausenden Itajahy zu Gesicht bekommt, und er wird gern das kleine Weggeld bezahlen, welches für die Wegeverbesserung, mag sie nun gut oder schlecht sein, in der Militärcolonie entrichtet wird.

Nach dem kurzen Besuche der eigenthümlichen Anlageritten wir eine Strecke den Itajahy aufwärts in östlicher Richtung. Denn dieser Fluß, der aus der tiefsten Gebirgsverknüfung von Sta.-Catharina, der Serra-Geral hervorkommt, fließt eine kleine Strecke ostwestlich und dann ziemlich nördlich. Es ist aber derselbe Itajahy, der bei der Colonie des Dr. Blumenau vorbeifließt, und keineswegs jener Arm, der unter dem Namen Itajahy-Mirim fast aus derselben Gegend kommt und sich mit dem Itajahy-Grande erst kurz vor dessen Mündung ins Meer vereint. Ich habe die genauesten Erforschungen eingezogen bei Leuten, die an einer Expedition von Sta.-Thereza aus den Fluß hinunter theilgenommen haben und nach vielen Beschwerden in Blumenau angekommen sind. Das ist für alle Kartenanfertigungen wohl zu bemerken. Selbst die Karte des Belgiers van Lede, die das Unterland von Sta.-Catharina ziemlich gut behandelt, hat den Itajahy ganz falsch dargestellt, wenn auch der Anfang zu einer richtigen Darstellung des Flußlaufs in gewisser Hinsicht in jenem nur durch Punkte angedeuteten Nebenarm des oberen Itajahy gemacht

ist, welcher der wirkliche von der Militärcolonie kommende Fluß ist.

Außerordentlich schroff ist der Weg, der vom Itajahy aufwärts weiter führt. Kaum ist er von den Maulthieren zu erklimmen, und wenn man ihnen das Klettern dadurch erleichtern will, daß man absteigt und zu Fuß geht, so gerath man selbst außer Atem und in vollen Schweiß trotz des frischen Tages. Auf dem hohen, schroffen Gebirge aber ist es desto prächtiger. Dichter Nebel wechselte hier mit scharfer Mittagshelle, Araucarienforste mit belebten Laubwaldungen, in denen Fuchsten, Orchideen, Bromelien, ein reizendes Abutyton und verschiedene Solanen blühten und jegliche Winterjahreszeit vergessen machen. Nur sind die Wege gar zu schlecht. Oft sind die Pfade von Sandsteinwällen förmlich barricadiert. Oft bildet der zu Tage liegende Schiefer des Gebirges förmliche Treppengänge, die eher noch für Menschen als für Thiere gemacht sind, meistens aber bleibt der Weg mit sammt dem Maulthier und seinem Reiter im zähen Lehmboden stecken, oder man muß sich einen Seitenweg gefallen lassen, auf dem man von scharfem Bambuslaub und anderm Gebüsch verlegt und zerfetzt wird. Man kann sich keiner Betrachtung, keiner innern Beschauung hingeben; jeder Tritt, jeder Schritt verlangt eine gespannte Aufmerksamkeit und genaue Fürsorge, zumal da, wo das kluge Maulthier still steht, den aufgeweichten Lehmboden beriecht, sich etwas zusammenkrümmt und dann in einem Nu statt eines Schritts einen Sprung thut, bei welcher Gelegenheit ein nachlässiger Reiter gar leicht einige Fuß hinter seinem Reitthier am Boden zurückbleibt und sich noch freuen muß, wenn er im Dreck stecken bleibt und nicht in eine Tiefe hinabrollt.

Das ist mir ein höchst merkwürdiges und unerklärbares Phänomen geblieben, mit welcher Genaugkeit die Maulthiere die Tiefe eines Lehmpfuhls riechen können. In die größte

Lehmklüche gehen sie oft scheinbar blindlings hinein. Der graue, halbdicke Schmutz fliegt dem Thiere und dem Reiter um die Ohren: aber man kann fest darauf rechnen, sicher und bestimmt kommt das Thier hindurch. Und nun kommt dasselbe Thier an eine scheinbar ganz kleine, ganz unbedeutende Lehmkluze. Es steht still und riecht auf den Boden, es geht einen Schritt seitwärts und riecht wieder, dann geht es oft nach einer ganz andern Seite, wo der Reiter gar kein Durchkommen sieht, und geht mit Bestimmtheit vorwärts. Untersucht man nun die vom Thiere eben berührten und vermiedenen Stellen mit einem Stock — denn sichtbar ist nichts oder vielmehr scheinbar alles gut —, so findet man ein tiefes, von zähem Letten ausgefülltes Loch, einen Atoleiro, worin ein Thier vollkommen stecken bleiben kann. Das Maulthier macht die Untersuchung solcher Stellen nie mit dem Huf, sondern immer mit der Schnauze, das leidet keinen Zweifel. Wie aber der Geruchssinn oder das feine Gefühl der Schnauze die Tiefe eines zähnen Lehmkluhs messen kann, ist mir unbegreiflich. Je gefährlicher aber die Stellen sind, desto ruhiger und sicherer geht das Thier, und ein verständiger Reiter kann nichts Besseres thun, als sich ganz auf sein Maulthier zu verlassen.

Offenbar marschierten unsere Thiere den Tag nicht so gut als früher, wo sie mit den vielen andern, angeführt von der Madrinha und deren Glocke, fortschritten. Gegen Abend indes singen sie alle plötzlich ein lautes Wiehern an und ließen sich kaum zurückhalten. Sehr bald kamen wir an ein Verhac des Wegs, ein Zeichen, daß sich jenseits desselben eine Tropa gelagert hätte.

Und so war es auch. Eine Reihe von Mauleseln kam angetrabt, um die ankommenden Thiere förmlich zu begrüßen. Gravina öffnete das Verhac, wir ritten durch und schlossen es sorgfältig wieder und befanden uns bald vor einem Zelt, vor dem bereits ein lustig Feuer flackerte und zwei Männer

nebst einem stämmigen Jungen ihren Kaffee schlürften. Einer von ihnen kam uns entgegen und begrüßte cordial den Gravina.

Der junge Mann von achtzehn Jahren, Führer der Truppe, war sonderbar genug der Sohn eines Deutschen bei Lages, ein schöner, kräftiger, junger Mann, der, obwohl er selbst keine Silbe Deutsch verstand, dennoch sich freute, mir alle nur möglichen Dienste zu leisten. So war denn auch unser kleines Zelt bald ausgespannt und Kaffee und Abendessen vollkommen in Ordnung. Wir aßen alle aus einer Schüssel und gaben uns wechselseitig die zwei Löffel, die wir hatten, und die dennoch für sechs Personen vollkommen ausreichten. Und ich, weit entfernt, mich im geringsten an solchem Communismus zu stoßen, freute mich wirklich an der herzlichen Gastlichkeit, die diese einfachen Naturmenschen vor und in ihrem Zelte, ganz wie die nomadistrenden Araber, so freudig ausübten.

Die Stelle heißt Coqueiros, weil früher dort einige Palmen standen. Alle diese kleinen grünen Plätze, die man manchmal am Wege trifft, haben als Lagerplätze ihre ganz bestimmten Namen, nach denen sich die Tropeiros ebenso orientiren, wie wir uns nach Dörfern und Städten unserer Landkarte richten. Da heißt ein Platz die Jararaca, vielleicht weil jemand, der dort zuerst lagerte, eine große Schlange traf; ein anderer heißt das Guati; so sind auch alle Bäche und Flüsse benannt, besonders nach Thieren, die sich dort aufhalten. Daher trifft man denn in der brasiliensischen Geographie wohl hundert Rio-dos-Antas und Capivaris, denn Tapire und Capivaris sind recht eigentlich diejenigen Säugethiere von einiger Größe, die sich gern an Flüssen aufhalten.

Schon um 5 Uhr den folgenden Morgen, den 3. Juli, beim schönsten Mondenschein, ward aufgebrochen. Die Thiere wurden leicht aus dem Walde hervorgeholt und das Packen ging rasch und leicht vor sich: einer half dem andern, und wir

gaben uns, als wir unsere gemeinsame Eggerstätte verließen, zum Abschied die Hand und wünschten uns herzlich glückliche Heimkehr, wobei ich zugleich viele Grüße an die Freunde in Lages mitschickte.

Aber bitterkalt war der Mondscheinmorgen. Es hatte gegeist und einzelne Stellen waren noch weiß gefroren. Rein, wie ich ihn wirklich nur selten gesehen, war der Himmel, sodaß die Sonne gleich bei ihrem Aufgehen uns einige wohlthuende Wärmestrahlen zukommen lassen konnte, wofür ich ihr ganz besonders dankbar war. Aber auf die Güte des Wegs. hatte das keinen Einfluß. Wir ritten eine Strecke Wegs hinunter, die eher einem Sandsteinbruche als einer Landstraße glich. Sie heißt auch deswegen Duebradente, der Zahnbrecher. Wir gingen zu Fuß hinunter, die Maulthiere mußten förmlich hinunterspringen. Solch Springen und Voltigiren übt Auge, Fuß und Hand des Reisenden und ist dennoch ein rechter Skandal für einen öffentlichen Weg, der hier die Stelle eines Turnplatzes vertritt. Engländer würden im Duebradente ein herrliches Wettrennen mit Hindernissen halten können.

Auf der nächsten Waldhöhe lagerte wieder eine Tropa. Das war die Tropa sogar eines Bekannten, des mir von Rio her bekannten Apothekers Robert Sansford, der sein Geschäft nach Lages verlegen wollte. Unser Begegnen in jenen Waldöden war seltsam genug. Zunächst beschrieben wir uns unsere Wege. Ich bereitete den guten Apotheker auf den „Zahnbrecher“ vor, und er vertröstete mich auf den Weg am Morro Chato, der nach seiner Beschreibung entsetzlich sein mußte. So schieden denn Doctor und Apotheker gar heiter voneinander, um sich im Leben vielleicht nie wieder zu begegnen.

Sehr hoch zog sich der Weg hinauf und führte längs eines schroffen Gebirgskammes. „Sehen Sie einmal hierher“, sagte Gravina, und wies mit seiner Peitsche auf den Boden. Ich sah hin und blickte in einen von Gebüsch fast versteckten Ab-

grund, in welchem ein Wasser floß. Auf der andern Seite war eben solcher Schlund: wir befanden uns auf einer schmalen Gebirgsverbindung, einer Art von Teufelsbrücke, die kaum einige Fuß breit war. Wer die Stelle nicht kennt und ein unvorsichtiges Thier hat, der kann, da das Gebüsch den Schlund verdeckt, leicht hinabstürzen, um nicht wieder zu den Lebenden zurückzukehren. Kein Geländer, kein Warnungszeichen ist angegeben. Kinder sind schon oft hinuntergestürzt, gerade wie wir das über dem Feiro am Tubarão schon in ähnlicher Weise angegeben haben.

Von dort sind es nur noch wenige Minuten bis zu jenem offenen Campo, welches man schon von Bom-Retiro aus als gelbe Fläche am Horizonte auf den dunkeln Waldgebirgen gesehen hat. Es ist das Campo da Boa-Vista, der letzte Punkt, der an das Hochland von Lages und Sta.-Catharina überhaupt erinnert, der letzte Punkt, aber auch zugleich der schönste Punkt auf der ganzen Reise.

Im Westen glänzt, scharf von der Sonne bestrahlt, die Serra von Trombudo. Hoch heraus treten einzelne schroffe Waldhöhen. Viel gewaltiger erscheint etwas südlicher der Hauptknoten der ganzen Serra von Sta.-Catharina, der so genannten Serra-Geral, von der aus nach verschiedenen Seiten hin die Hauptflüsse der Provinz entspringen. Im festesten Zusammenhang steht hier ein zum Theil ganz kahler Felsenwall von cyklopischen Ausdehnungen, offenbar Sandsteinbildung, welcher über alle Gebirge weit hinausragt, ohne einzelne besonders hervorragende Spizien zu zeigen, wodurch der ganze Gebirgsstock noch mehr den Ausdruck von Gewalt und Festigkeit gewinnt. Nach allen andern Richtungen hin bietet das Campo da Boa-Vista den vollen Anblick der lieblichsten Gebirgszüge mit vielen dunkelgrünen Schluchten; ganz fern im Osten erscheint am blauen Himmel ein hellblauer Streif; weit über Festland und Insel hinaus blickt man hinein

in den zehn Leguas fernen und doch so deutlich sichtbaren Ocean.

In südlicher, ja selbst südwestlicher Richtung durchtraben wir das öde Grasfeld, auf welchem ein heftiger schneidend-kalter Südwestwind uns halb erstarren machte.

Der Weg von Boa-Bista abwärts ist zum Theil wieder ein Meisterstück von Wegbau. Sandstein und Schieferthon bilden hier wieder große Stufen, die lebhaft an die alten Pyramiden erinnern. An manchen Stellen ist solche Pyramidenstufe aber sehr hoch und lebensgefährlich. Da hat denn die mitleidige Wegbaukunst der heiligen Catharina als Warnungszeichen eine kleine Mauer errichtet, sodaß man nicht durch kann. So sieht man zwar hier, wo man nicht reiten muß, kann aber auf der andern Seite keine Spur eines Wegs finden, wo man reiten kann. Man thut demnach am besten, bei diesem Duebradente Nr. 2 abzusteigen und sich zu Fuß in die Tiefe zu begeben.

Unten ist ein kleines Gehöft und ein Flüßchen, Rio-de-Garcia, welches nach vielen Krümmungen später nördlich fließt und in den Rio-das-Tijucas fällt, welcher nördlich von S.-Miguel, dem Nordende der Insel Sta.-Catharina gegenüber, das Meer erreicht, wo wir ihn wieder antreffen werden.

Und damit war denn das Schlimmste der Rücktour von Lages nach Desterro überstanden, wenigstens kommen keine so hohe und schroffe Gebirgszüge mehr vor. Vom Uebergang über den Morro-Chato will ich schweigen und den Weg mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken. Wir kamen lebendig davon, auch die Maulthiere sind nicht stecken geblieben, was will man am Ende mehr?

Noch einen Rio-do-Capivari und einen Rio-das-Antas passirten wir, auch einige bessere Pflege des Weges hat sich fund. Die Araucarien wurden seltener, Palmen wetteiferten mit ihnen um den Preis der Höhe und Schönheit. Ein brau-

sender Bach, Rio-dos-Bugres, schoß dahin im Gebüsch; wir entdeckten Spuren von Anbau links und rechts an den Höhen, von frischem, lebenslustigem Anbau! Häuser schimmerten durch die Abenddämmerung: wir waren im Unterland von Sta.-Catharina, wo der Ackerbau sein bescheidenes und ehrenvolles Gewerbe treibt und friedliche Landleute sich zu einer Colonie zusammengeschart haben.

---

### Drittes Kapitel.

Die Deutschen in Sta.-Catharina. — Sta.-Izabel. — Nossa Senhora das Dores. — Die Bargem-Grande am Cubatão. — Caldas. — Sta.-Amaro und der Salto do Cubatão. — Rückkehr nach S.-Jozé und die Praia=Comprida. — Letzter Besuch von Desterro und Rückkehr nach dem Festland. — S.-Pedro de Alcantara. — Die Ansiedlungen am Maruim und Biquassu. — Besuch des Tejucasflusses. — Ritt nach dem Itajahy. — Die Colonie Blumenau. — Reise nach S.-Francisco.

---

Im December des Jahres 1846 kamen auf dem Schiffe Erdano siebzig bis achtzig deutsche Auswanderer nach Rio-de-Janeiro. Niemand hatte sie kommen heißen, niemand wußte etwas mit ihnen anzufangen; sie standen am Ufer einsam und verlassen und wären ohne Odbach geblieben, wenn man ihnen nicht das kümmerliche Dach erlaubt hätte, unter welchem das Holz der nach Praia-Grande stündlich fahrenden Dampfboote gelagert ist.

Dort sah ich die Leute in ihrer Bedrängniß; einige von ihnen waren frank; ich that für sie, was ich konnte, ja ich mußte sogar einer Frau beistehen, die dort an offener Straße in die Wochen kam.

Aber der Holzschuppen wurde gebraucht. Und nun mußten die Leute achtundvierzig Stunden auf dem Palastplatz unter freiem Himmel bleiben, dort bekamen sie ein furchtbares Decembergewitter und blieben ohne Dach, wenn nicht die Anwohner, namentlich der Wirth des Hotels Pharour, ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Nach elf Tagen dieses traurigen Aufenthalts wurden die meisten von ihnen auf einem brasiliensischen Kriegsschiffe nach den Südprovinzen gebracht, und ich erfuhr nichts mehr von ihnen.

Ich ritt am 3. Juli den Rio-dos-Bugres hinab und gelangte zu einem wohlgezimmerten Hause, vor dem ein Mann stand. An denselben Mann hatte ich einen Brief vom Präsidenten der Provinz abzugeben, und trat ins Haus.

Da tanzten nach einem Leierkasten einige schlanke Bursche und Mädchen und alles war seelenvergnügt, just als ob's Kirchweih werden sollte. Der Hausbesitzer Scheid aus Rheinbaiern vom Donnersberg her setzte sich zu mir und erzählte mir von der deutschen Colonie Sta.-Izabel, in deren Mitte ich mich befand, und kaum hatte er angefangen, mir von seinem Schicksal in Brasilien zu erzählen, als mir die Auswanderer vom Eridano aus dem Jahre 1846 wieder vor Augen traten. Scheid und seine Familie gehörten zu ihnen, ja er selbst war in jenem Holzschuppen frank gewesen und wahrscheinlich hatte ich ihn behandelt.

Und nun ward mir die Colonie von Sta.-Izabel doppelt interessant. Kaum konnte ich den nächsten Morgen abwarten, um Land und Leuten etwas ins Gesicht zu schauen.

Die Auswanderer vom Eridano waren nach Sta.-Catharina gebracht worden im Anfang des Jahres 1847, wo man eben am Rio-dos-Bugres die Gründung einer nach der jungen Prinzessin Donna Izabel genannte Colonie angelegt hatte. Allen war es gut gegangen. Sie überwanden die ersten Schwierigkeiten, die ihnen im fremden Lande und bei dessen

fremdartigem Ackerbau in den Weg traten, ohne große Mühe, und leben nun seitdem dort als glückliche, wohlhabende Menschen. Scheid ist sogar ein sehr wohlhabender Mann geworden. Er besitzt 1200 Morgen Landes, 19 Maulesel, viele Milchkühe, dazu ein noch nicht fertiges gutes Wohnhaus, wo hin er jetzt auch seine hübsche Mühle verlegt. Um ihn gedeihen sechs gesunde, derbe Kinder, von denen die ältesten Söhne die manhaftesten Stützen des Vaters sind. Auch seine alte Mutter von neunundsechzig Jahren lebt bei ihm, eine Frau von einer wirklich unbegreiflichen Rüstigkeit; sie arbeitet im Felde auf den höchsten Abhängen, und am Sonnabend tanzt sie mit den derben Enkelinnen ihren Walzer so gründlich, als wäre sie noch vor sechzig Jahren am Donnersberg. So hat denn in kaum elf Jahren der gnädige Gott hier eine Schar von Menschen zu Gedeihen und materiellem Wohlstand gebracht, die ich im Jahre 1846 in Rio-de-Janeiro nur mit der tiefsten Wehmuth anschauen konnte.

Am folgenden Morgen machte ich mit Scheid einen Spazierritt. Das Thal am Rio-dos-Bugres hat schöne, wilde Reize. Hoch heraus ragen die Höhen um den brausenden Waldbach, an dem zu beiden Seiten die einzelnen Colonien sich gegen die Höhen aufwärts hin erstrecken. Noch bieten sie das Bild des eben begonnenen Anbaues. Noch liegen die halbverkohlten Waldbäume umher, denn ein Decennium macht sie nicht verfaulen, noch sieht man Felsblöcke und Wurzelstümpfe nur erst halb beiseite geschafft, noch ist das Bild kein reines, gefälliges nach europäischer Ansicht: aber ein urkräftiges, derbes, gedeihliches für den, der deutschen Kampf gegen brasiliensischen Urwald kennt. Mir fielen gleich meine wackern S.-Leopoldenser oben im Gebirge in den letzten Piemont ein; in Sta.-Izabel sah ich die Kampfgenossen der Rio-Grandenser, und sah dieselben Früchte des Kampfs und Siegs heranreisen, wie dort am Rio-dos-Sinos.

Wir sprachen bei verschiedenen Colonisten vor. Alle hatten sie fröhliche Sonntagsgesichter; nicht einen einzigen traf ich, der sich nicht vollkommen zufrieden gefühlt hätte in dem fremden Lande. Dazu wimmelte es überall von Kindern. Wo nur all die Kinder herkommen? So liebes kleines Lumpenpack ist es, und sieht gar gut aus am Sonntagmorgen, wenn die Mutter den Jungen die Gesichter gewaschen und den kleinen Mädchen das Haar in zwei kleine Schwänzchen freilich mit einiger Mühe und Gewalt hinten am Kopfe zusammengeholt hat. Und doch kam mir ein wehmüthiger Gedanke beim Anblick der lieben kleinen Fräzen. Die erhabene Kronprinzessin Donna Izabel weiß nämlich nicht, daß in der fernen, nach ihr genannten deutschen Colonie am Rio-dos-Bugres die Kinder keinen Schullehrer haben, von dem sie Gottes Wort, Lesen, Schreiben und Rechnen lernen könnten, und auch keinen Geistlichen in der Nähe, der Sonntags Gottesdienst hielte. Es hat sich wol noch niemand dafür verwandt, sonst wäre dem Uebelstande ganz gewiß schon abgeholfen. Ich glaube auch ganz bestimmt, daß die Kinder nicht lange mehr ohne Lehrer bleiben werden.

Eine kleine, sehr einfache Kapelle, ja sogar ihrer zwei sind auch schon gebaut, es fehlt nur noch ein stationärer Seelsorger. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 5—600 Seelen belaufen; sie bilden 71 Familien, die in ziemlich gleichen Theilen evangelisch und katholisch sind. Allerdings ist die Zahl nicht groß, aber an Geistliche muß in dieser fernen Colonie gedacht werden. Vielleicht bedarf es für solche Verlassenheitszustände nur einiger Vorschläge, und die für eine geregelte Colonisation jetzt so gewissenhaft sorgende Regierung wird gewiß nie hinter verständigen und wohlgemeinten Vorschlägen zurückbleiben. Davon habe ich die allergründlichsten Beweise.

Gar vielfach ergötzte ich mich an dem deutschen Landleben am Rio-dos-Bugres! Was doch eine gute deutsche Faust

thut! Wie lange mag es her sein, daß in diesen Bergschluchten noch kannibalische Botokuden hausten? Jetzt ist nur der Name derselben am Fluß hängen geblieben! Wie lange ist es her, daß jene deutschen Anbauer arme, hilflose und heimatlose Menschen waren? Jetzt sind sie wohlhabende, wohnhafte und erbgesessene Familien geworden, dieselben Menschen, die in ihrer rheinbairischen Armut ihr ganzes Leben hingeklaut haben würden! So wächst das von der Mutterpflanze im Sturm losgerissene Samenkorn, nachdem es weit umhergeworfen ist, auf fremdem Boden unter einem mildern Klima fröhlich auf und bildet neue, herrliche Saaten.

Auffallend genug war meine Erscheinung in der Colonie. Mehrere von den Leuten kannten meinen Namen und begriffen nicht, wie ich an den Rio-dos-Bugres käme und was ich dort wollte. Vor allem das möchte ich, nach allen Kräften auch für das fernere Wohlergehen der Ausgewanderten sorgen, ihnen helfen, bestehen und ratzen. Es liegt in diesen scheinbar so armen, so ohnmächtigen Leuten eine riesige Kraft, in der ganz besonders, ja in der ganz allein der jugendliche Kaiserstaat Jugendfülle und Macht gewinnen, behaupten und in unberechenbarer Progression steigern kann.

Ich wäre gern den ganzen Sonntag bei den guten Colonisten am Rio-dos-Bugres geblieben. Aber meine Zeit drängte mich und ich trennte mich in einer wahrhaft andächtigen Stimmung von Sta.-Isabel. Nunmehr wußte ich, was aus den armen Emigranten vom Erdano im Jahre 1846 geworden war, und den andern, die zu gleicher Zeit, zu gleichem Elend damals kamen.

Wir ritten dem brausenden Flusse nach und durchsetzten ihn wohl sechs bis acht mal. Oft tobte er tief unter uns; einmal macht er einen kleinen, hübschen Wasserfall. Aber mit einem mal ist er verschwunden. Ein größerer Nebenbuhler, der Rio-do-Cubatão, von den westlichen Gebirgen kommend, hat den Rio-dos-Bugres verschlungen.

Und damit hört das deutsche Leben dort nicht auf. Zu beiden Seiten des flachen und zwischen Felsen hinauscheinenden Cubatão liegen kleine Colonien. Zuerst liegen ihrer mehrere an einem Flüschen, Rio=do=Gedro, der in den Cubatão fließt: ihre Colonisation nennen sie „Gederbach“! Orangen, Kaffee, Zuckerrohr und Kartoffeln gedeihen ganz vortrefflich am Gederbach.

Drüben am Fluss liegt eine kleine, bescheidene Lehmkirche, der Schmerzensmutter Gottes geweiht, Nossa Senhora das Dores. So bieder und fromm schaut sie um sich, aber auch sie hat keinen besondern Hirten; der Geistliche von S.=Jozé, sechs Leguas fern, macht die Amtsverrichtungen. Dagegen versammeln sich die guten Katholiken auch ohne nahen Hirten andächtig in ihrer Lehmkirche und beten und singen zusammen, und das ist recht von ihnen. Aber noch besser wäre es, wenn sie einen Geistlichen hätten.

Wunderhübsch ist das Thal des Cubatão hier. Die breite Thalstiefe heißt die Bargem-Grande. Aus dem Gebirge drüben stürzt ein Wasserfall aus dem Walde in den Wald zurück. zerstreute, bescheidene Coloniewohnungen sind von prächtigen Orangenbäumen halb versteckt. Ein freundlich grüßendes Sonntagsvolk zieht zu Fuß und zu Gaul längs des Flusses und ist sichtlich erstaunt über den deutschen Gruß des ihnen ganz fremden Reisenden.

Der Weg trennt sich vom Fluss und geht waldaußwärts. Eine liebliche Mittagsruhe liegt auf Palmen, Eucropien, Myrten und Strelizien. Mitten in der einfachen deutschen Welt blüht und grünt ein reicher, prangender Tropenwald selbst im Winter.

Wir ritten wieder abwärts. Am Rand einer schönen großen Klärung und Niederung lag ein sauberes neues Colonistenhaus. Dort wohnte ein altes, deutsches Ehepaar, der alte Preuß und seine Frau; letztere hatte ein liebliches, wun-

derschönes Enkelkind auf dem Arme. Die andern Hausbewohner waren im schönen Wetter ausgeflogen. Diese Sabbatstille herrschte im Hause. Die beiden Alten, sauber gekleidet, lasen in katholischen Andachtsbüchern. An den Stubenthüren waren Bilderbogen mit Heiligen. Alles im Hause sah rein, sauber, zufrieden und fromm aus. Holbein hätte die Alten und ihr Zimmer nie so gut gemalt wie die Wirklichkeit.

Die Alten freuten sich über den Besuch eines Landsmanns. Besonders glückselig war die Frau, als sie den Arzt in mir entdeckte, der ihrem alten brustschwachen Manne einigen Rath geben konnte. Dagegen war der alte Preuß überglücklich, daß ich ihm eine sichere Adresse in Uruguayana am fernen Uruguay geben konnte, wo sein Sohn sich aufhielt, ohne daß die Briefe der alten Eltern ihn dort erreichen konnten. Die guten Leute waren sichtlich gerührt, und es ward mir nicht ganz leicht von den wackern, einfachen Menschen loszukommen und ihrer frommen katholischen Sonntagsstille.

Der Alte zeigte mir verschiedene warme Quellen, die auf der Wiese, unmittelbar vor seinem Hause heraussprudeln und mit denen am Tubarão ganz gleichen Charakter zu haben scheinen, 27° R., klar, geschmaclos, kaum hier und da eine Luftblase entwickelnd, aber viel reichlicher sprudelnd als jene im Süden der Provinz. Sie schienen noch ganz unbekannt zu sein und sind wohl zu unterscheiden von der Quelle von Caldas, eine kleine Meile weiter, die nicht nur bekannt, sondern sogar benutzt ist. Ob aus diesen indifferent, vielleicht leicht alkalisch schmeckenden warmen Quellen irgendein Nutzen entstehen könne, muß späteren Untersuchungen überlassen bleiben. Die vulkanische Wärme läßt das allerdings vermuthen.

Einige Minuten weiter lag ein hübsches Gehöft, wo ein alter Andrade wohnt, an den ich einen Brief vom Präsidenten hatte, damit er mir den Weg nach dem Gebirge, an dessen Fuß Caldas liegt, zeigen möchte. Der Alte war abwesend.

Seine Donna zeigte mir sehr freundlich am Gebirge die Stelle, auf welche ich zusteuern möchte. Wir ritten durch einen hübschen, spiegelklaren Fluß von seltener Reinheit. Und doch, sonderbar genug, wollte keins unserer vier Thiere, obgleich sie, nachdem sie lange nicht getrunken hatten, sich hastig zur bequemen Trinkstelle niederbogen, von dem schönen Wasser trinken. Die warmen Quellen ergießen sich dicht oberhalb der Furt.

Bald kamen wir wieder an den wunderschönen Cubatão, der hier sehr breit ist und klar über Kiesel und Sandgrund hineilt. Ich schickte meine beiden Leute voraus zum verabredeten Abendquartier und folgte der Furt durch den Fluß, um noch schnell einen Abstecher nach Caldas zu machen, welches kaum eine halbe Stunde vom rechten Ufer des Cubatão entfernt ist.

Wirklich wonnig war dieser kleine Ritt! So lieblich der Sonntagnachmittag, so klar der Himmel, so blaugrün die hohen Berge! Man traut über Weiden, zwischen Orangen-gärten, über brausende Bäche und hübsche Anpflanzungen dahin. Immer versteckter, immer anmuthiger gestaltet sich die Gegend.

Da erblickt man denn, auffallend unterschieden von den einsachen grauen Lehmhäusern der Anwohner, ein hübsches Haus von sieben Fenstern Tiefe, mit einigen Nebengebäuden, welches ganz offenbar eine specielle Bestimmung und Bedeutung hat. Man befindet sich an der warmen Quelle, welche unter dem Namen Caldas bereits einige Ruf erworben hat.

Einige Fuß über dem Steinbett eines kleinen, tobenden Baches bricht der ziemlich reichliche Sprudel hervor. Das Wasser ist zwischen 29 und 30° R., vollkommen farblos, vollkommen geruchlos und von keinem stark hervorstechenden Geschmack. Dennoch hat dasselbe einen säuerlich-styptischen Nachgeschmack, der keineswegs unangenehm ist und beim vollkommenen Abgekühlsein des Wassers sehr hervorstechend erscheint.

nen soll. Mich erinnerte sein Geschmack einigermaßen an das Kissinger Räkozywasser, doch finde ich den Geschmack der bairischen Quelle viel stärker.

In den wärmern Monaten des Jahres, wenn sich Patienten einfinden, wird der Quell zum Baden benutzt. Als nämlich Ihre kaiserlichen Majestäten vor zwölf Jahren in den Südprovinzen reisten, ward die Errichtung einer wirklichen Heilanstalt beliebt. Es entstand ein hübsches, einfaches Hospitalsgebäude mit vierzehn Zimmern und hinreichendem Hausapparat und einer Reihe von Badezimmern, deren Wannen im Fußboden sind, sodass ihre Benutzung recht bequem erscheint.

Leider war der Verwalter des Etablissements abwesend und ich konnte nichts Specielleres über die kleine Anstalt erfahren. Eine Analyse, die den Anforderungen einer genau en Balneologie entspräche, existirt dermalen noch nicht. Ebenso unglücklich war ich im Aufsuchen eines in der Nähe wohnenden deutschen Arztes, der manchmal von den Badegästen consultirt wird; auch ihn traf ich nicht zu Hause.

Es scheint aber, dass die Quelle von Caldas in chronischen Affectionen, Rheumatismus, Gicht, Verhärtungen, Skrofeln, Leberstöckungen u. s. w. schon bei vielen Kranken sich gut bewährt habe, und es wäre sehr zu wünschen, dass ihre volle, wohlbeachtete Heilskraft und die davon erzielten Resultate jährlich publicirt würden, damit die leicht zugängliche Quelle zur vollen Geltung gelange, wenn sie wirklich Bedeutendes leistet.

Nach diesem etwas misglückten Besuche von Caldas trabte ich zur Furt des Cubatão zurück, der hier einen sehr starken Bogen gegen das Waldgebirge hinwärts macht und unter starkem Rauschen zwischen demselben verschwindet.

Schon ging die Sonne unter, als ich am Walde aufwärts ritt und nach einigen Minuten den hübschen, ruhiger flutenden Fluss wieder traf in beschatteter Tiefe.

Ich kam bald zur freundlichen Wohnung eines Deutschen, der mir den Eindruck eines selbständigen Mannes machte und mir den eines wackern, wohlgesinnten und wohlerzogenen Mannes zurückgelassen hat. Er heißt Nikolaus Eller und stammt aus Rheinpreußen. Er kam vor etwa dreißig Jahren mit den damals angeworbenen Truppen nach Brasiliien und geriet nach mannichfältigen Lebensschicksalen an den Cubatão, wo er sich ein hübsches, ländliches Besitzthum erworben hat und in glücklichen Familienverhältnissen lebt.

Vor seinem Landbesitz fließt der Cubatão vorbei, der bis hierher mit größern Canots schiffbar ist. Herr Eller befährt den hübschen Fluss mit einem langen Canot, was bis 4000 Pfund tragen kann. Auf der Rückseite des Hauses sprudelt zwischen den beiden Abhängen des Besitzthums ein kleiner Bach heraus, der hinreichend ist, um ein großes Mühlrad zu treiben, wodurch ein Maniocmehlgang in Bewegung gesetzt wird. Dazu hat Herr Eller einen Geschäftsladen von Zeugen u. s. w. neben seinem Wohnhause und gewinnt so, sorglich nach allen Seiten seiner Thätigkeit schauend, eine gute, gewiß mehr als hinreichende Existenz für sich und seine Familie. Wenigstens äußerte er sich vollkommen zufrieden mit seiner Lage. In jeder Hinsicht freute ich mich an dem verständigen, ruhigen und doch bestimmten Manne, und ich gestehe gern, daß ich mich auf meiner Reise mit wenig Menschen so gut und gern unterhalten habe, wie mit unserm deutschen Landsmann Herrn Nikolaus Eller. Vielleicht werden alle diejenigen, die längs des Cubatão reisen und meinen Freund besuchen, dasselbe Urtheil über ihn fällen und denselben Eindruck von ihm mit fortnehmen, ganz abgesehen von der uneigennützigen Gastfreundlichkeit, die er gegen mich ausübte.

Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang mit ihm längs des Cubatão und zum Theil zwischen den Fels-

steinen seines Bettes aufwärts, um wo möglich auf diesem kürzesten Wege an den Salto des Flusses zu gelangen.

Es bildet nämlich der Cubatão in der Felsenschlucht jenes oben angedeuteten Waldgebirgs einen Wasserfall, der, wenn er auch durchaus nicht groß, doch sehr hübsch sein soll. Leider aber kamen wir nicht zum Zweck und Ziel. Wir gelangten bis in die Nähe der Schlucht, aber konnten den Salto nicht sehen, sondern nur hören. Und schon wollte ich nach unserer Rückkehr zur Wohnung meinen Plan, die Cascade zu sehen, aufgeben und meine Reise fortsetzen, als der alte Andrade von seinem Landsitz geritten kam, um mich infolge meines Briefs vom Präsidenten der Provinz kennen zu lernen. Schon dafür war ich dem Alten von Herzen dankbar, viel mehr aber noch, als er sich mir erbot, mit mir zum Salto des Cubatão hinzureiten, ein kleiner Ausflug, der nicht über zwei Stunden Zeit fornehmen konnte.

Wir ritten bis zur oben angegebenen Furt des Cubatão zurück, ja fast den ganzen Weg nach Caldas jenseit des Flusses. Dann bog unser Weg links ab, wir erreichten wieder den Fluss, der hier enger zusammengedrängt ist, und durchritten einen Weideplatz, der sich aus der Fläche schräg aufwärts erstreckt und mit seinem Gehöft und seinem weidenden Vieh einen lieblichen Eindruck machte. Hier stiegen wir ab.

Der Cubatão, der in südlicher Richtung von seiner Furt an einen Bogen macht, drängt sich hier wieder in das Gebirge hinein. Die Schlucht, die er erreicht, bildet keine verticale Wand, sondern sie ist von zerklüftetem Granit und einem schönen Porphyr durchsetzt, worüber und wozwischen des Flusses vielfach sich zertheilende und zerschlagende Wasser hindurchrennen und schräg hinabstürzen.

So wird der Salto des Cubatão keine großartige Erscheinung, aber eine desto lieblichere. Ringsher der schöne Hochwald, im Grunde der Schlucht die glatten Felspartien, das

klare, fühlle Wasser, welches hier einen wundervollen, ganz sichern und vollkommen ruhigen Badeplatz in einem Bassin des Gesteins bildet, dort aber kaum einen Fuß davon entfernt schäumend dahin tobt und den unvorsichtig ihm zu Nähe kommenden Besucher über die schrägen Felsenpartien hin in die Tiefe mit fortreißen würde, dazu noch die liebliche Waldeinsamkeit, in der noch kein Steg und kein Geländer den Besuch des Salto zu einem Modeartikel gemacht hat: das alles macht die Partie, eben weil sie auf gar keine Großartigkeit Anspruch macht, zu einer der amuthigsten und lieblichsten, die man nur finden möchte und die mich vollkommen zufrieden stellte. Freilich würde ihr Anblick noch gewinnen, wenn man auch von unten her oder von einer Seite vor dem Salto eine Ansicht desselben haben könnte, um so die tobende, schräg stürzende Wassermasse in ihrer Totalität übersehen zu können.

Nach zwei Stunden waren wir wieder beim freundlichen Nikolaus Eller, von dem ich mit herzlichem Danke schied, wie das gewiß jeder Deutsche thun wird, der den wackern Mann am Cubatão besucht.

Wir blieben mehr oder minder in der Nähe des Flusses. Die einfachen Wohnungen der dortigen Einwohner, unter denen sehr viele Deutsche sind, drängen sich zu einem kleinen Dertchen, einer „Frequenzia“ zusammen, welche Santo-Amaro heißt. Eine kleine, einfache, graue Kirche erinnert an jenen wenig bekannten Heiligen, und würde noch zahlreichere Besucher Sonntags zusammenrufen, wenn dort ein stationirter Geistlicher wäre. Alle diese Kirchen am Cubatão, S.-Amaro, R. S. das Dores, Sta.-Izabel gehören zum Vicariat von S.-Jozé, was bei der weiten Entfernung der Lokalitäten ein rechtes Hemmnis für die Christenwelt ist. Für Schule und Kirche ist am Cubatão noch vieles zu thun übrig geblieben, denn das Gotteshaus allein thut es lange nicht.

Wir trafen viele Deutsche, auch unsern Scheid aus Sta.-

Izabel, die mit beladenen Eseln nach S.-Jozé zogen, um den Markt von Desterro mit einer Menge von Vlctualien zu versiehen. Die Leute waren gar guter Dinge und hatten mancherlei Neckereien miteinander vor. Mir kam es gerade vor, als ob bei uns im lieben Deutschland die Landleute zur Stadt zögen. Nur waren die am Cubatão unendlich viel aufgeräumter. Keine Nahrungsforse, auch nicht die allergeringste drückt sie, keine Sorge um einen Pachtzins, um irgend eine Abgabe. Sie kennen auch keine ängstliche Schüchternheit vor jenem wunderlichen Verhältniß, was man Ständeverschiedenheit zu nennen pflegt. Ob auch unter diesen neben mir dahin reitenden und lustig plaudernden Leuten irgendein Baron oder Graf war, wie man solche manchmal auf deutschen Colonien in Brasilien findet, weiß ich nicht. Auf keinen Fall wäre ihm eine Ehre oder eine Schande am Cubatão dargus erwachsen, er wäre ein Colonist, ein Landmann zwischen den Landleuten gewesen, deren Existenz für die menschliche Gesellschaft nothwendig ist, und die eben deswegen dieselbe Berechtigung zu einer geachteten Existenz haben, wie alle übrigen, deren Existenz-Nothwendigkeit ebenso erwiesen ist. Scheid wollte mit dem Präsidenten der Provinz über den Wegbau sprechen. Am folgenden Tage trafen wir uns dort; er erschien dort in reinlicher, aber einfacher Landmannstracht, und wir drückten uns im Cabinet des Präsidenten vor dessen Augen in derselben herzlichen Weise die Hände, wie wir das am Rio-dos-Bugres gethan hatten. Und denselben Handschlag gaben wir beide als Deutsche dem Präsidenten auch.

Meine Leute waren vorausgeritten, und da der Weg den Cubatão verließ, so mußte ich die lustig auf ihrem Zuge plaudernden Landleute wieder verlassen und meinen kleinen Troß wieder einholen.

Durch eine Niederung, in der dem flachen Boden manichfaltige Anpflanzungen bis nahe an Morast und wildes

Gebüsch abgewonnen sind, gelangten wir aus offene Sandufer der Bucht, und ich empfand lebendig wieder die volle, großartige Schönheit der Bucht und Lagune von Desterro, aber auch die Misere eines Sandufers, welches man für eine Landstrafe ausgibt. Doch flackerte knatterndes Feuer im nahen Gebüsch. Man hatte einen neuen Weg, eine wirkliche Landstrafe angehauen und verbrannte das hindernde Gestüpp.

Wir kamen nach S.-Jozé.

Von S.-Jozé habe ich schon geredet bei Gelegenheit meines Aufbruchs nach Laguna. Damals lernte ich flüchtig das brasiliianische Stück des Städtchens kennen. Bei meinem Rückweg von Lages sollte ich einen andern Theil des Orts kennen lernen, einen halbgermanisierten.

Der Strand nördlich von S.-Jozé heißt die Praya-Comprida, die Lange Praya, denn sie bildet einen weiten Bogen. Hier wohnt seit langen Jahren der „alte Adam“. Manche nennen ihn Adam Michel, aber er heißt ebenso bestimmt der alte Adam, wie der Gemahl der Eva im Paradiese so hieß.

Vor vielen Jahren ließ sich der alte Adam, von dessen Herkommen ich nur das weiß, daß er in schnurgerader Linie vom ersten alten Adam herstammt, an der Praya-Comprida nieder. Damals war dort nur Sand und Urzustand. Dennoch legte Adam dort ein kleines Geschäft an. Die Leute der einzelnen sich bildenden Colonien kamen, wenn sie ihre Produce zu Märkte brachten, oder wenn sie ihre Häuser mit dem nöthigen Bedarf aus der Stadt her versorgen wollten, zu ihm, trafen sich dort, lernten sich dort kennen, kauften und verkauften in seinem Hause; seine Kinder wurden groß, heiratheten, siedelten sich in der Nähe an und zogen andere Deutsche herbei, und so entstand die jetzige Praya-Comprida links und rechts vom alten Adam, der immer als der Stammvater jener eigenthümlichen Strandcultur angesehen werden

muß und unsterblich sein wird in den Legenden der Deutschen von Sta.-Catharina.

Sein Haus ist kein Hotel, es ist ein biederer deutsches Wirthshaus, wo man gut aufgenommen wird, und ordentlich zu essen und zu trinken bekommt. Und abends bekommt man sein kleines Dachstübchen mit sehr reinlichem Bett, und befindet sich unendlich gemüthlich beim alten Adam an der Praha-Comprida von S.-Joze.

Als ich ankam, war er zur Stadt Desterro gefahren. Die alte Hausfrau sah nett und sauber aus, und wußte seit einigen Tagen, daß ich zum alten Adam kommen würde; so wurde ich denn gar gern aufgenommen. Einer der Schwiegersöhne, ein Achatschleifer aus Birkenfeld, wohnt bei den alten Leuten im Hause und ist ein wohlerzogener, junger Mann.

Anfangs war ich allein dort mit einem dicken jungen römischen Priester aus dem Orden von Jerusalem, mit dem ich mich sehr gern unterhielt; er schien ein unendlich gutmüthiger, unschädlicher Mensch zu sein. Dann kamen viele deutsche Landsleute mit ihren Waaren. Da waren Colonisten vom Cubatão, von S.-Pedro de Alcantara, vom Biguassu und einige Deutsche von der Praha-Comprida selbst; die verschiedensten deutschen Dialekte hörte man, doch war der pfälzer Dialekt vorwiegend: und hätte ich nicht in Heidelberg studirt und Rheinbaiern als Student nach allen Richtungen hin durchstreift, ich hätte meine guten Landsleute nimmer verstanden. Im kleinen Maßstab glich das Haus des alten Adam einem Wallenstein'schen Lager. Ich lernte mehrere Leute kennen, deren Verwandte und Freunde in Rio mir wohlbekannt waren. Vor allem baten sie mich, sie in ihren verschiedenen Colonien zu besuchen, und ich versprach, zunächst nach S.-Pedro de Alcantara zu kommen.

Noch lange hörte ich, als ich schon im Bett auf meinem Stübchen lag, das deutsche Discuriren und Disputiren und eine

Menge Reckereien, denen dann, wenn sie eingeschlagen hatten, ein homerisches Lachen folgte. Eine gewisse Derbheit, eine deutsche Derbheit war dabei unverkennbar; wie hätte auch ein derber deutscher Landmann seine ganze Natur verleugnen können? Mir war gerade zu Muthe wie in den heidelberger Pfingstferien im Jahre 1835, wo ich in Dürkheim im Rothen Ochsen logirte, und Stadt und Land, Mann und Weib, alt und jung im Pfingstjubel, im echten pfälzer Pfingstjubel aufging, freilich nicht unter dem ungetrübten Einfluß des Heiligen Geistes! Nach Mitternacht ward Deutschland beim alten Adam ruhig. Aber nun störte mich höchst empfindlich ein ungeheures Schnarchen. Der gute, dicke, jerusalemitische Römer schlief neben mir an, den hatte das deutsche Leben unter uns wenig gestört. Furchtbar schnarchte er, man hätte sein Schnarchen von Zion bis nach Acre hinüber gehört, und die Mauern von Jericho würden davon noch leichter umgefallen sein als von den heiligen Posaunen.

Lange vor Tagesanbruch ward es unten wieder laut. Das große Boot des alten Adam ward beladen, und alle diejenigen, die damit nach Desterro hinübersfahren wollten, geweckt. Ich selbst hatte noch einige Angelegenheiten auf der Insel zu ordnen, und machte mich fertig. Doch verhinderte der flache Landungsplatz die schnelle Absertigung des Fahrzeugs, und es tagte schon, als der alte Adam seine Segel ausspannte und wir über die Bucht dahinglitten.

Unter den einundzwanzig Mitsahrenden war nur mein Spahi kein Deutscher. Sonst hätte ich geglaubt, mitten in einem deutschen Fährboot auf einem deutschen Landsee, etwa gegen das bairische Oberland hin, mich zu befinden. Denn dort wie hier glühen im ersten Sonnenaufgang schroffe, kühne Gebirgsjochs purpurfarbig auf und in reinster Schönheit prangt die herrliche Bergwelt rings um den grünen Binnensee.

In Desterro traf ich meine alten Bekannten und ward von

ihnen, wie immer, herzlich aufgenommen. Vielen Dank weiß ich besonders bei dieser Gelegenheit dem vortrefflichen Herrn Schüttel, der mir mannichfache Belehrung über die naheliegenden Colonien am Biguassu, Tejucas, Loro u. s. w. durch Vorlegung vortrefflicher Specialkarten und einzelner Memoiren gewährte und sich auch dabei als einen Mann von der feinsten Intelligenz und Erziehung herausstellte.

Meine gelehrtten Freunde vom Lyceum waren unterdes noch von den läppischen Angriffen katholischer Blätter bewegt worden. Der Professor Burkart hatte eine würdige Widerlegung jener Schreiereien abgefaßt, eine kurze Ansicht von der Grundbasis des Protestantismus gegeben, und dann — seine Mission gefordert und erhalten.

Würdiger konnte er unbedingt nicht handeln! Was sollte er anders thun? Etwa schmuzige Geschwüre aufdecken, an denen die Sache seiner Gegner leidet, und sie mit dem Nezstein der Wahrheit unbarmherzig cauterisiren? Vielleicht wäre das auch thunlich gewesen, vielleicht nicht. Ich hätte kaum mit so viel Geduld und Nachsicht das Feld geräumt, oder vielmehr ganz bestimmt nicht.

Das Lyceum in Desterro leidet durch den Rückzug Burkart's, der ein vollkommen gebildeter preußischer Schulmann ist, einen höchst empfindlichen Verlust, von dessen Bedeutung sich jedermann überzeugt hält, sogar der St.-Elmo, jenes Blatt, was den Krieg führte und dessen Redacteur am gesitteten deutschen Gelehrten zum Ritter geworden ist. Der bis auf seine schlechten Landstrafen so wohlgesinnte und gebildete Präsident der Provinz, J. J. Coutinho, der, unbekümmert um den St.-Elmo, den deutschen Gelehrten vom Lyceum alle nur mögliche Hochachtung bewies, ist eigentlich am schlechtesten bei der Geschichte weggekommen. Die Presßfreiheit ist gegen ihn zu einer vollkommenen Presßfreiheit geworden.

Keiner gewann mehr beim Rückzug Burkart's als ich.

Denn da sein Weg ihn über Rio-de-Janeiro nach Bahia führte, wo er im Orte Canoeira bei seinem Schwiegervater seine schönen technischen Kenntnisse geltend machen wollte, so gab er meiner Bitte, mit mir ein Stück meines Reisewegs durch Sta.-Catharina u. s. w. zurückzulegen, nach, trotz des bedeutenden ihm daraus erwachsenden Zeitverlustes. Wir trafen die Abrede, uns am Biguassu zu begegnen, da ich von S.-Jozé aus noch einen Besuch nach S.-Pedro de Alcantara machen wollte.

Meine Angelegenheiten in Desterro waren bald geordnet. Leider aber hielt mich schlechtes Wetter einige Tage länger dort auf, als mir lieb, und besonders als nothwendig war. Es wehte ein Südweststurm und ich konnte nicht nach S.-Jozé embarquiren; der Verkehr mit dem Festland, mit der Provinz war fast unmöglich und mit entschiedener Gefahr verknüpft, und ich empfand höchst lebhaft die Unnehmlichkeit, auf einer Insel zu sein. Unwillkürlich mußte ich an den Rio do João-Paulo denken, als wir dort das Canot nicht vorsanden. Wichtige Punkte, welche die genauesten und nothwendigsten Beziehungen zueinander haben, sollten auch in sicherm materiellen Zusammenhang stehen.

Und doch hatte auch diese unfreiwillige Verlängerung meines letzten Aufenthalts in Desterro ihr Gutes. Sie gab mir Gelegenheit, einen wackern Deutschen, den allgemein gekannten und geachteten Herrn Häberle aus Würtemberg kennen zu lernen, welcher schon über dreißig Jahre in Brasilien sich befindet. Anfangs Militär, dann Kaufmann, hat er sein mit Umsicht und Glück betriebenes Handelsgeschäft abgegeben und lebt auf einem sehr schönen, prachtvoll an der Außenpraha von Desterro mitten in einem Garten liegenden Landhause der Pflege seines trefflichen Grundstücks und jener Contemplation, zu welcher ein vielbewegtes Leben reichlich Stoff bietet. Herr Hackradt, ein thätiger und wohlerzogener Deutscher, der

das Geschäft des Herrn Häberle übernommen hat, führte mich zu seinem Vorgänger. Schon vor vielen Jahren war ich Herrn Hackradt in Rio-de-Janeiro, wenn auch nur flüchtig, begegnet. Seit einiger Zeit ist er mit einer in Brasilien geborenen deutschen freundlichen Frau verheirathet. So tauchte denn auch in Desterro deutsches Leben, deutscher Fleiß, deutsche Zufriedenheit überall auf, wohin ich nur den Fuß setzte, und ich konnte beim Verlassen der Insel meinen lieben Landsleuten daselbst nur dasselbe Gedeihen auch ferner wünschen.

Zum dritten und letzten mal verließ ich nun am 10. Juli die Insel von Sta.-Catharina mit ihrer reizend gelegenen Hauptstadt, und zwar nicht ohne einige Hindernisse. Eben als ich das mir bestellte Boot zur Ueberfahrt nach S.-Joze benützen wollte, kam das Dampsboot Imperatriz von Rio-Grande längs der Lagune dahergerauscht, und alle Boote beeilten sich, von demselben die Passagiere um hohe Preise ans Land zu holen. Da ließ mich denn auch mein Bootsmann im Stich. Und wirklich, man kann den Leuten diese kleinen Verfidien kaum verdenken. Solch ein Bootsmann hat so wenig Gelegenheit, etwas zu verdienen, daß man ihm die Gelegenheit, beim Ankommen der Dampsboote einen reichlichen Lohn zu gewinnen, schon gönnen muß. Er kam eine halbe Stunde später, und ich freute mich, daß die beiden Leute ein gutes Stück Geld verdient hatten und noch von mir 4 Mlsrs. (3 Thlr. preuß.) bekamen, wie das verabredet war.

Auch das Wetter war schlecht. Der Sturm der letzten Tage hatte ausgeweht, aber es regnete noch und die Serren des Festlandes waren umflort von Nebeln und Wolken. Doch kamen wir, ein junger dienstwilliger Deutscher aus dem Hause des Herrn Schüttel, und ich selbst, bald und glücklich zur Praia-Comprida und dem Hause des alten Adam, wo ich mich einquartierte, um Anstalten zu meiner Reise zu den deutschen Colonien der Provinz zu treffen. Meinen Spahi

schickte ich auf seine Bitte mit dem Dampfboot nach Rio-Grande.

Die Rüstung zur Weiterreise war nun zwar nicht schwer, aber keineswegs billig. Doch konnte ich auf gute Thiere und eine sichere Begleitung bis zum Itajahy rechnen, und hatte eben noch die Satisfaction dabei, daß der bei meiner Reise abfallende Verdienst einem Sohne des alten Adam zukam.

Das schlechte Wetter hielt diesmal allen fremden Besuch vom Hause des alten Deutschen zurück, und es war hübsch, den Familienkreis für sich zu sehen. Kinder, Schwiegerkinder und Enkelinnen waren vollauf da, alle in guten Umständen sich befindend und wirklich eine kleine deutsche Welt für sich bildend, in der mehr als eine Erscheinung anziehend war. Dem alten Adam war die eigene Kinderzahl noch nicht hinreichend gewesen. Die Alten hatten noch eine Tochter angeommen, ein in Brasilien geborenes deutsches Mädchen von achtzehn Jahren, die eine sehr anmuthige, kräftige Erscheinung bildete und ganz danach aussah, als würde sie noch einmal zur Ausdehnung deutschen Lebens an der Braya-Comprida außerordentlich beitragen.

Um 8 Uhr am nächsten Morgen ritt ich, nachdem ich das Zusammentreffen am Biguassu mit Adam's Sohn bestimmt verabredet hatte, mit meinem jungen deutschen Begleiter über den Berg von Adam's Hause hinüber, und bald befanden wir uns in einer anmuthigen Gartenwelt. Die dichtbelaubten Zweige der Kaffeebüsche bogen sich unter der lastenden Menge der grünen Beeren, die Orangen glänzten in tausend Goldfugeln an den Bäumen, einzelne Pfirsichzweige trugen Purpurblüten und zeigten, was es mit dem Wintermonat Juli im Unterlande von Sta.-Catharina für eine Bewandtniß hätte.

Bald kamen wir an den Maruim und ritten längs desselben aufwärts. Aus dem nahen Gebirge ragte ein Fels besonders hervor, die Pedra-Branca; sein grauweißer Abhang

erinnert lebhaft an den Corcovado bei Rio. Ganz wie jener ist er nur von einer Seite zugänglich und tritt schroff heraus aus dem Hochwald.

Hier liegt ein freundliches Haus am Wege, zu dem eine Steintreppe hinaufführt. Ein deutscher Anbauer wohnt hier, Jakob Zimmermann, mit seiner Frau und elf Kindern. Der Mann saß vor seiner Thür und zeigte mir seine ältesten „großen Jungen“, die ebenso frisch und vergnügt erschienen, wie der Alte selbst. Bald darauf kam ein anderes deutsches Haus. Hier wohnt Wagner, der hat aber nur neun Kinder, ein fröhlicher, kräftiger Mann, dessen herber Haustschlag mir seine Erklärung, daß er ein Schmied war, vollkommen bekräftigte. Solch ein Händedruck hat nichts Heftisches an sich, und ich freute mich über die dicken Schwiegen, die ich bei der Gelegenheit fühlte.

Unterdeß kamen wir dem Gebirge nahe und der Maruim brauste immer lauter neben uns. Ein reizendes Gebirgsthäl bildete sich immermehr aus: oft enger, oft breiter; manchmal hübsch angebaut, zuweilen im wildesten Naturzustand sich befindend, eins so anziehend wie das andere. Der Weg klettert auf und ab am lebendigen Fluß. Mehr als einmal wird sein Bett ein Lager von Granitblöcken. Schimmernd schließt das klare Element darüber hin und bildet ein weißes Wasserneß um die festen Massen. Drüber hinaus ragt ein schroffer Hügel, von seiner Spize schaut eine dunkle Araucarie sinnend in den kleinen Wassertumult, hinter ihr blickt die weiße Pedra-Branca weit hinweg über Fluß, Hügel, Land und Meer. Ueber dem schönen Bilde lachte ein wundervoller Morgen.

Einmal bildet der Maruim einen wirklichen Wasserfall von etwa zwölf Fuß Höhe. Er ist nicht großartig und donnernd und dennoch unendlich lieblich; gern hält man einige Minuten, um dem stürzenden Wasser zuzuschauen, während des Hochwalds grünende Pracht in ihrem vielsagenden Schweigen ruhig und reglos da liegt.

So bot unser Ritt von fünf Stunden mannichfache Szenen und mannichfache Ergötzung. Aber der Weg verließ den Fluß. Wir ritten über einen Berg, und nun schauten wir in ein breites, gelichtetes Thal hinab, in welchem einzelne Häuser zerstreut lagen, zwischen gefällten und halbverkohlten Baumstämmen Kinder und Pferde weideten und Tausende von Orangen glänzten. Am Ende des Thales ward auf einem Hügel eine Kirche gebaut. Wir waren in S.-Pedro de Alcantara angelommen.

Wir durchritten den lieblichen Grund und ließen die Kirche links liegen. Eine kleine, anspruchslose Frequenz, ein Kirchdorf, kam zum Vorschein. Eine blondhaarige Kinderwelt wimmelte dort umher, hübsche deutsche Frauen und Mädchen sahen aus den Fenstern und eine Menge junger Leute rief uns fröhlich auf deutsch einen Guten Morgen zu.

Da stieg ich vom Pferde. Ein freundlicher Apotheker, Stehely aus Basel, führte mich in sein Haus, und nach wenig Minuten stand ich mitten in einer deutschen Welt.

Gott segne das liebe deutsche Volk im fremden Lande! das war so recht mein Herzenswunsch am Sonntagmorgen, als ich sie alle ansah nach der Reihe diese Männer, diese Weiber, diese Kinder. Aber man muß so etwas erleben, um meine Sonntagsstimmung zu verstehen. Der Maruim erschien mir wie Hebel's Flüschchen:

„Feldberg's liebliche Tochter, oh Wiesen, bishet mer Gott wilche!“

Die Colonie von S.-Pedro de Alcantara ward im Jahre 1829 gegründet. Als die ersten Colonisten kamen, ließ man sie schändlich im Stiche, und niemand von ihnen hat den geingsten Grund, irgendetwas von den damaligen Zeiten und Verhältnissen zu rühmen. Bis zum Betteln ist es mit vielen in jenen harten Anfangszeiten gekommen. Wir wollen davon schweigen. Es ist besser geworden.

Die Colonie besteht aus ungefähr 200 Familien, von

denen etwa 140 deutsche Familien fast ohne Ausnahme katholische sind. Sie wohnen meistens am Maruim und am Guardão, gleich südlich vom Maruim und dann nördlich hinwärts am Biguassu, wirklich eine kleine deutsche Welt, der freilich noch mancherlei fehlt: ein Geistlicher, ein Schullehrer, ein Arzt. Sonst sind die Leute seelenvergnügt und kennen auch nicht die leiseste Spur jener bittern Nahrungsorgen und Lasten, von denen sie in der Heimat gedrückt waren. Neben die alte Generation ist schon eine neue getreten, aber echt deutsch aufgewachsen, deren Kinder sich auf dem Platz herumtummeln, impertinente Flachsköpfe mit blauen Augen und rothen Backen, wie die reisen Aepfel an der Bergstraße unter dem Melibokus! Und so geht die Geschichte immer weiter; fast sollte man glauben, die Kinder würzen hier auf den Bäumen.

Ein Mann schlepppte mich mit Gewalt zu sich ins Haus. Seine Frau ist die Schwester des deutschen „Subdelegado“ J. A. Schmidt, an den ich einen Brief vom Präsidenten hatte, eine hübsche Frau, schon in der Colonie geboren, aber so echt blond-deutsch, daß sie nur kümmerlich portugiesisch redet. Da mußte ich denn durchaus Mittag essen und den hier nie versiegenden Kaffee trinken, wozu den Leuten die Bohnen im Garten wachsen. Zuletzt sattelte der Mann noch sein Pferd, es fanden sich noch einige Theilnehmer zu unserer Partie, und wir ritten miteinander zum Subdelegaten.

Bor dreißig Jahren kam ein mittelloses Ehepaar Schmidt mit andern Colonisten nach der Provinz Sta.-Catharina. Hart mußten sich die Leute abquälen und unsagliche Entbehrungen und Täuschungen ertragen. Und so ging es auch besonders den Kindern. Der älteste Sohn des Schmidt'schen Ehepaars war beim Kommen zehn Jahr alt; nach und nach stieg die Kinderzahl auf neun. Der Älteste heirathete, und während seine Frau bei den Eltern im Hause lebte, ging er

auf geringen Tagelohn aus: sagte Breter, trug Holz und erfuhr im fremden Lande als Mann dasselbe Elend, was er als Knabe in der Heimat schon kennen gelernt hatte. Doch erlebten alle bald bessere Zeiten. Besonders hatte die alte Mutter die Freude, alle ihre Kinder verheirathet zu sehen unter guten und selbst ausgezeichneten Umständen, alle in S.-Pedro und in der Umgegend.

Der älteste Sohn ist Johann Adam Schmidt, ein freundlicher und gesetzter Mann, herzlich und offen in seiner Rede und in seinem Hause, welches gastlich jedem Fremden und jedem Freunde offen steht, der des Hauses Recht achtet. Er hat mit seiner Frau acht lebende Kinder, vier sind gestorben. Das kleinste Kind ward noch gewiegt und wird doch in wenig Wochen die Wiege räumen müssen, denn die Kinderzahl ist noch lange nicht geschlossen. Dazu sind drei verwaiste Kinder ins Haus aufgenommen, welche vollkommene Kindesstellung dort genießen und sich von den Kindern des Hauses nicht unterscheiden lassen.

Ich wurde von dem Manne so offen und freundlich wie nur möglich aufgenommen und war nach wenig Minuten bekannt. Unsere Unterhaltung drehte sich natürlich um die Colonie. Viel, viel haben diese armen und jetzt so wohlhabenden Menschen im Anfang leiden müssen. Einfach und bieder sagte Schmidt: „Wenn die Leute in Deutschland wüssten, wie wir uns haben quälen müssen, sie würden es nicht glauben, wenn sie uns jetzt sähen!“ Und in der That, wenn ich die Leute um mich ansah, sie hörte, fragte und antworten ließ, so konnte ich nicht aufhören zu staunen. Alle, alle waren sie arm gekommen, und jetzt heftete sich Segen und Gedeihen an Haus und Feld und Weide, wie das nur bei wohlhabenden Landleuten, die in Deutschland vom Vater ein Vermögen erbten, der Fall zu sein pflegt.

Die Colonie schien, als sie schon in guter Entwicklung

war, plötzlich abzunehmen, aber wol nur scheinbar. Man hatte den Colonisten viel zu kleine Colonien zugemessen, sodaß sie absolut nicht davon leben konnten. Viele verkausten also ihr Land an ihre Nachbarn und zogen in andere nahe liegende Gegenden. So entwickelte sich eine richtige Form und Größe der einzelnen Colonien mit weniger Einwohnern, aber mit viel mehr innerer Kraft und der Möglichkeit zur besten Entwicklung, wie solche sich denn jetzt auch mehr und mehr herausstellt.

Im Hause unsers Schmidt und im Hofe desselben herrschte nun ein vollkommenes Dorfleben, ein „Bauernleben“, wie er es selbst so gern nannte. Da wurden Kühe gemolken und Schweine fortgescheucht; flachsäpfige Kinder ergötzten sich an zwei Truthühnern, die sich wüthend bissen, bis die Streiter mittels eines tüchtigen Stocks auseinander getrieben wurden; Hähne krähten und Kälber blöckten und unten im Grunde rauschte der Maruim seine schwarzwälzer Wiesenmelodie dazu. Ich ergözte mich an dem einfachen, kunstlosen und so fröhlichen Leben, bis es dunkelte, dichter, weißer Nebel Berg und Thal bedeckte und wir alle zur Ruhe gingen.

Am folgenden Morgen machten wir, trotz eines feuchten Nebels, einen langen Ritt durch einen Theil der Colonie und besuchten mehrere Landleute. Da kamen wir zu einem freundlichen Alten, Kerich, den ich malen möchte in seinem sauberen Landmannsanzug, mit seinem silbergrauen, sorgsam gekämmten Haar und mit dem fröhlichen, frischen Gesicht. Wie nett sah seine Stube aus! Alles aus sauberm Holz verziert gearbeitet; an den Wänden bunte Heiligenbilder, eine Schwarzwälzer Uhr und auf gebohrten Borden hübsches Porzellanzzeug! Die Kinder waren im Felde. Der Alte braucht nicht mehr mitzugehen, er besitzt außer seiner schönen, großen Colonie 20000 Thlr. wohlerworbenes Geld, er, der mit gar nichts angefangen hatte. Er hatte über sechzig Kühe und Rin-

der auf seiner Bauernstelle und gewann allein an Zucker jährlich 2 – 300 Arroben. Da kann man denn von Herzen erbaut werden bei solchem Erlebniß.

Auch bei der alten Mutter unsers Schmidt waren wir. Sie wohnt bei der jüngsten Tochter, welche seit sechs Wochen ihr erstes Kind in der Wiege liegen hatte. Die alte Mutter und respective Großmutter war von all den Lebensleidern und Lebensfreuden ziemlich angegriffen, und doch war sie, obwohl sie kaum mehr vom Bett aufstehen konnte, heiter und vergnügt! So ganz arm und gering war sie nach Brasilien gekommen, und nun hatte sie neun verheirathete, wohlhabende Kinder und eine Legion Enkel, und alle waren glückliche, wohlhabende Leute!

Nicht weit davon hatten wir denn auch ein ernsteres Bild. In einer ganz neuen Colonie und dem noch nicht fertigen Hause war ein junges Ehepaar. Vor wenig Stunden war die junge, hübsche Frau ihres Kindleins genesen, aber Gott hatte es ihr schon wieder genommen, und unter bittern Thränen machte der Vater selbst einen kleinen Sarg, um sein Kind darin zu begraben, und die junge Frau sah von ihrem Lager aus traurig danach hin. Das ist auch eine Dorfgeschichte, gewiß eine wehmüthige.

So besuchten wir eine ganze Reihe Colonien. Die meisten Häuser standen ganz leer, alle Welt arbeitete an den Bergabhängen. Wenn es hier Diebe gäbe, sie könnten die halbe Colonie leer tragen. Aber das Diebsthandwerk scheint noch nicht am Marum cultivirt zu werden, die Leute garantiren sich gegenseitig ihr Eigenthum.

Und unter solcher Garantie steht auch Feld und Weide. Ich traf in ganz einsamen Gärten, die von der Wohnung weit getrennt sind, vortreffliche Vegetation: Kohl, Rüben, Salat, Suppenkräuter; kein Zaun hindert das Hinzukommen, aber niemand stiehlt auch nur ein Blatt. So auch mit dem Vieh. Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen und selbst Geflügel

gehen an den einsamsten Stellen umher und kein Stück wird entwendet.

Mais, Maniocmehl, Reis, Kartoffeln und gute Butter sind die Hauptproducte der Colonie, deren Waaren bis nach Desterro und selbst bis nach Rio-de-Janeiro gehen. Und so wie sich der Absatz ausdehnt, dehnt sich auch der Anbau aus: ja es steht zu erwarten, daß die Colonie von S.-Pedro de Alcantara bald mit der von Sta.-Izabel unmittelbar zusammenhängen wird. Durch eine kleine Bergstraße sind sie schon miteinander verbunden, und Schmidt kann in wenig Stunden bis zu Scheid's Haus in Sta.-Izabel gelangen.

Wir kamen zum Mittagessen nach Hause. Die gute Frau hatte uns besonders gut bedacht: wir aßen Paca und Macuco (lechterer Vogel ist ein Tinnaum, den Rebhühnern nahe verwandt). Doch meinte Schmidt, wir sollten ja nicht glauben, daß er immer so delicates Wild äße, obgleich beide vortreffliche Wildarten sehr viel vorkommen und häufig in besondern Fällen gesangen werden.

Dann begleitete der wackere Schmidt mich tief in den Hochwald hinein. Wir schieden mit dem herzlichsten Händedruck; er nahm meine besten Glückwünsche mit sich für das fernere Gedeihen einer Colonie, deren Einwohner sich unter so vielen harten Kämpfen und Mühen ihre Wohlhabenheit erobert haben.

Wir ritten in nördlicher Richtung eine Waldschlucht hinab. Alles war Tropenvegetation. Man konnte keine schlankern Palmen, keine höhern Myrten, keine üppigern Strelizien, keine kräftigeren Farrenkräuter sehen; viele Bromelien, einzelne Canna-Arten, mehrere Melastomen und Asclepien blühten, obgleich im Kalender Winter stand, in voller Pracht. So stiegen wir zu einem kleinen Bach, dem Rio-de-Louro hinab, wo uns eine kleine Kapelle begrüßte und einzelne Colonien, die ebenfalls von Deutschen bewohnt werden. Sie gehören ebenfalls zu S.-Pedro. Noch gar vieles ist hier anzubauen

am klaren Rio-de-Louro, und noch mancher Artschlag ist hier nothwendig, ehe alles benutzbare Terrain dem Urzustand abgewonnen ist.

Bald kamen wir zum Biguassu, in den der Louro sich ergießt. Wir ritten über die an seinem Ufer sich hinerstreckenden Weideplätze, bis wir auf der andern Seite am Waldabhang ein weißes Haus mit einem Gehöft liegen sahen. Dort sollten wir den jungen Schüttel treffen, der mich nach dem nördlich gelegenen Tejucas und seiner Colonie bringen sollte.

Ohne Mühe durchritten wir den kleinen Fluß und gewannen die Höhe. Der Besitzer des Gehöfts, ein Herr Manoel Ferreira, war abwesend auf der Boa-Vista, derselben Boa-Vista, die ich vor neun Tagen kennen gelernt hatte. Höchst freundlich wurden wir vom Sohne des Hauses aufgenommen, sowie auch von dessen Mutter und drei Schwestern; ja so freundlich und zuvorkommend war die Familie, daß wir das Abendessen alle am selben Tische einnahmen, was auf dem Lande- und nun gar in Abwesenheit des Hausherrn, einem Fremden nicht allzu leicht passirt. Ich habe es an dem Abend einmal recht lebendig gefühlt, daß so manche Klage über Besangenheit, Ungeschicklichkeit oder gar Unfreundlichkeit in brasilianischen Familien gegen Fremde, wie solche Klagen oft geführt worden sind, eben nur an der Besangenheit, Uneschicklichkeit und Unfreundlichkeit solcher Fremder selbst liegen. In der allerungezwungensten Weise bewegte sich die Conversation bei Tisch, wie sie kaum bei näheren Bekannten stattfindet. Die Mutter besprach manche Coloniezustände, woraus Herzengüte und gerader Sinn hervorging, und die jungen Damen redeten ganz hübsch über die Einsamkeit ihres Aufenthalts, und wie einmal zwei von ihnen, als sie als muthige Reiterinnen bei ziemlich hohem Wasserstande den Biguassu durchseßten, vom Strome ergriffen wurden und nur mit Mühe sich retteten. Ich glaube nicht, daß man überall in Deutsch-

land, wenn man als ganz fremder Reisender kommt, solche Aufnahme findet, und junge Damen, die mit ebenso viel Schicklichkeit wie Ungezwungenheit sich benehmen und unterhalten, wie jene jungen Mädelchen am Biguassu.

Der Vater besitzt um sein Gehöft eine Quadratmeile schönen Landes und dazu noch die treffliche Boa-Bista, die auf einem kürzern Wege nur sechs bis sieben Meilen von seinem Wohnhause entfernt liegt. Und doch ist das fern genug. Die Frau und die Töchter waren noch niemals dort gewesen und erzählten mir, daß vor etwa acht Jahren auf ihrer Besitzung von Boa-Bista drei Neger von den Bugres getötet worden, und daß dort noch kein menschlicher Aufenthalt wäre. So hörte ich immer die Gefahr von Bugres hinter mir her spuken wie ein böses Gespenst, und immer konnte ich keinen von diesen Gesellen antreffen.

Der Abend im Hause des Herrn Ferreira verging mir sehr angenehm, und ich war der freundlichen Familie im hohen Grade dankbar dafür, daß sie dem Fremden auf eine einfache mündliche Empfehlung hin so offen das Haus und den Zugang in dessen Zusammenleben geöffnet hatte.

Am folgenden Morgen, 13. Juli, machte ich vor unserer Abreise einen kleinen Ritt durch die Besitzung. So viel schönes Land liegt hier noch unbebaut, theils noch mit dichtem Wald bedeckt, theils an freien Abhängen kaum einen kleinen Weideplatz bietet. Seitdem ich deutschen Anbau in Brasilien gesehen habe, kommt mir beim Anblick solcher Waldeinsamkeiten der Wunsch, deutsche Hände möchten doch auch hier den milden Segen des Ackerbaues geltend machen. Welch ein schönes Besitzthum ist eine Quadratmeile anbaufähigen Landes am Biguassu! Was würden freie deutsche Hände in fünf Jahren daraus machen!

Um 9 Uhr schieden wir von der hübschen Estancia und ihren freundlichen Besitzern; wir durchritten den Fluß und befanden uns wieder im Walde, und zwar auf herzlich schlech-

tem Wege, der durch den Regen der verflossenen Nacht keineswegs gewonnen hatte. Oft ritten wir längs des Biguassu, dessen anmuthige Bildniß durch hübschen Anbau unterbrochen ward. Besonders lieblich sah ein kleines Gehöft aus. Ein dichter Orangenhain prangte mit tausend Goldorangen; zwei herrliche Palmen ragten hoch heraus aus demselben, zwischen durch wuchsen kräftige Bananen, zwischen denen man kaum das kleine Landhaus der Besitzer erkennen konnte. Dichter am Fluß standen zwei Babylonische Weiden. Eine Menge Hühner und lärmender Puter belebten die liebliche Partie. Gestern mußte ich vom Gaule steigen, wenn sich einige Kranke vorsanden. Auch vor mehreren kleinen deutschen Colonien kamen wir vorüber und hielten an einer deutschen Benda still, dessen Besitzer in mir einen Mann schmerzlicher Erinnerung erkannte; ich hatte ihm vor elf Jahren in Rio's Hospital einen Zahn ausgezogen wegen eines Mundabscesses. Damals war er ein armer Bursche, der mit seiner Schwester bei meinem Bruder F. Ayé-Lallemand, damals Pastor der evangelischen Gemeinde in Rio, eine Zuflucht gefunden hatte und sich mit großer Dankbarkeit seiner erinnerte. Jetzt war Michael Koch sein eigener Herr geworden, besaß eine kleine Landstelle, hatte Frau und Kinder und befand sich in guten Umständen, deren weitere Entwicklung ich ihm von Herzen wünschte, als wir weiter ritten. Hier stieß der junge Adam mit meinem Gepäck zu uns.

Immer breiter ward die Fläche zwischen den Bergen, durch welche der Biguassu hindurchfliesst; zuletzt geht diese Fläche in eine wirkliche Ebene über, welche wir von einer Anhöhe übersehen konnten. Zugleich thaten wir einen Blick über die schöne Bucht und die fernen Inselbildungen hinaus; ein Anblick seltener Pracht ist das, der sich in Worte nicht leicht fassen läßt. Dann gingen wir über eine hübsche Brücke des Biguassu, und nach wenig Minuten gelangten wir an den Strand des brei-

ten Seebeckens, welches sich nördlich vom Estreito und Desterro zwischen der Insel und dem Festlande ausdehnt.

Dieses nördliche Becken ist nicht so lang wie die Lagune südlich von Desterro; es hat eine abgerundete Form, nur an einer Stelle blickt man ins offene Meer hinaus, sonst möchte man das herrliche Bassin für einen mächtigen Landsee halten, um welchen herum die lustigsten Gebirge gen Himmel ragen. Ganz im Süden entdeckt man die Praia de Fora von Desterro. Mitten im Bassin liegt freundlich die Insel Ratoneira. Ihr schräg gegenüber deckt ein kleines Fort, Sta.-Cruz, die dortige Einfahrt.

Am Ufer wohnt hier der Bierbrauer Tobias aus Görlitz und seine Frau aus Dresden. Sie sind als die redlichsten Menschen bekannt, doch will es ihnen nicht glücken und sie wollen den Wohnsitz ändern. In der Colonie Donna-Francisca waren sie auch schon, ohne dort Ruhe und Gedeihen zu finden. Die guten Leute hätten nicht auswandern sollen; er ist schon sechzig Jahre alt, sie fünfundvierzig Jahre, und zu gut erzogen für den Lebenslauf am Strand von Biguassu. Solche Leute, die sich bitter täuschten und zu alt sind, um mit junger Kraft einen neuen Lebenslauf beginnen zu können, thun mir doppelt leid: ihnen ist so schwer zu helfen, wie gern ich ihnen auch geholfen hätte.

Eine Kirche auf einer Anhöhe am Ufer und eine kleine Ortschaft daneben bilden die Villa von S.-Miguel. Sie sieht freundlich und reinlich aus. Viele hübsche Landwohnungen liegen zerstreut längs des Ufers. Die ganze Küste hat den Anstrich einer sauberen Rettigkeit und bildet ein liebliches Fischeridyll. Spiegelglatt war die runde Lagune; eine Menge kleiner Fischercanots lag zerstreut auf dem Wasser umher, in welchem sich die Ufer scharf und rein abspiegelten.

Vor einem stattlichen Hause hielten wir still. Herr Schützel hatte mich an die dortige Familie empfohlen, wo zugleich

der franke Hausherr meines Trostes und wenn möglich meiner Hülfe harrete.

Wenn ich doch alle die, welche an der Möglichkeit von brasillianischer Gastlichkeit und offener Herzlichkeit zweifeln, hätte mit mir nehmen können in dieses Haus. Freilich will ich gern eingestehen, daß beides, solche Gastlichkeit und solche Herzlichkeit, hier von wirklicher Seltenheit war.

Der Alte war bei seinem schweren Leiden dennoch fröhlich und guten Muths. Wir conferirten lange miteinander, und der Kranke hatte, wie er mir beim Zubettgehen sagte, einen sehr guten Abend gehabt. Von seinen neun Kindern sind sechs verheirathet; sie wohnen alle in der Nähe und scheinen in den glücklichsten Familienverhältnissen zu leben. Eine wackere Hausfrau und zwei anmuthige Töchter besorgten, gerade als ob sie vom germanischen Hauche der Nachbarschaft angeweht wären, den Hausstand. Das stand den hübschen jungen Mädchen ganz allerliebst, und bei ihrem Gehen und Kommen und Besorgen und dem muntern, fröhlichen Lachen bemerkte ich, daß sie den Ruf von Jugendfrische und Munterkeit, worin die Sta.-Catharinenserinnen stehen, im vollsten Maße rechtsfertigten. So war denn auch unsere Unterhaltung beim Abendessen lebhaft und fröhlich.

Dann ward uns unser Schlaflokal angewiesen im sauberen, stattlichen Hause. Ich bekam ein zierliches, europäisch elegantes Zimmer, dessen saubere Einrichtung mich, den Urwälder, fast genirte. Das Bett war an allen Enden und Ecken gesäkt und prächtig ausgepolstert mit zierlichen Kissen und Kissenchen. Einiger kleiner Land, der offenbar zu einer Mädchen-toilette gehörte und liegen geblieben war, verrieth mir, daß man mir ein kleines Heiligthum abgetreten hatte. Eine Art moderner πολύτλας 'Οδυσσευς befand ich mich am Meeressstrand wie in der Grotte der Kalypso.

Ein wahrhaft goldener Morgen weckte uns roßanschirrende

Männer. Hinter den Bergen der fernen Insel glühte das Frühroth heraus, der Binnensee lag glatt wie ein Spiegel vor uns. Vom Süden her schimmerten drei Reguas weit bis zu uns hin die weißen Landhäuser der Praia-Fora und die Kapelle auf dem so wunderhübsch gelegenen Kirchhof von Desterro. In voller Klarheit glänzten die Inseln, Vorgebirge und Höhen, die das herrliche Nordbecken hier einfassen; kaum schöner kann sich Capri gestalten und das südlische Sorrent. Freilich weht ein Hauch süßer Melancholie um die Bucht von Neapel, den die brasiliatische Bucht nicht kennt. Eine Menge leichter Canots eilten zu dem geschlossenen Busen, woran das freundliche Tejuquinhas, unser Nachtlager, sich hin erstreckt; wir zählten gerade sechsunddreißig Boote, die bereits mit dem Fangen von Garnelen beschäftigt waren, und immer noch eilten andere hinzu, um die friedliche Thalassa um ihre Krabben zu berauben.

Wir schieden von unsren lieben Leuten und trabten in der prachtvollen Scenerie weiter. Fast einen ununterbrochenen Park möchte man jene Küste nennen. Ueberall Anbau, kleine Landwohnungen, lustige Höhen, rieselnde Bäche! Bald springt aber die Küste in einer hohen Bergpartie so ins Meer hinein, daß man sich vom Strande ganz trennt. Auf halber Höhe zieht der Weg sich hin. Im Grunde liegt ein halbsumpfiges Flachland, in welchem schon manichfacher Anbau sich fund thut. Einzelne Fußgänger, Reiter und Ochsenkarren begegneten uns häufig auf dem schmalen Bergwege, der einmal durch einen wirklichen Hochwald hindurch führte.

Auf einem Vorsprunge, der die östliche Spize der ins Meer sich hineinerstreckenden Gebirgspartie bildet, liegt hier eine Armação, eine Anlage, welche einen Wallfischfang bis vor noch kurzer Zeit betrieb, aber jetzt verfallen ist. Einige Deutsche halten sich dort auf und bebauen die Abhänge, doch scheinen sie eben kein Glück dort zu machen, und mein Be-

gleiter Adam der Jüngere wollte sie eben nicht rühmen, sodaß ich sie nicht weiter auffsuchte. Beim Herunterreiten vom Waldabhang hatten wir einen wirklich großartigen Anblick von der nördlichsten Abtheilung des Binnensees von Sta.-Catharina und den letzten Inseln des so romantischen Archipels daselbst.

Im Sumpflande unten passirten wir den Rio-Inferninho, den „Kleinhöllenfluß“ in wörtlicher Uebersezung. Den Namen mag der schlechte Weg hergegeben haben, wenn auch ein Ende Pflasterweg ganz gut angelegt ist. In dickem Morast watet später der Gaul zwischen den losen Stämmen eines Knüppeldamms, daß es wirklich zum Erbarmen ist. Doch liegt eine leidliche Holzbrücke über dem Flüschen.

Da gelangt man denn an einen breiten, ruhig aber doch schnell fließenden Strom, über dessen Waldebenen hinweg man sehr weit nach Westen blicken kann, scheinbar bis zur Serra-Geral tief im Innern der ganzen Provinz. Man reitet längs seines Ufers, an welchem an mehreren Stellen kleine zweimastige Jachten (Hiates), verdeckte Seeschiffchen, angelegt haben. Hier setzt man in einem Canot über, die Pferde müssen durchschwimmen; die Passage ist unbequem, wie alles, was in Sta.-Catharina zum Passiren von Flüssen gehört.

Auf dem linken Ufer schickte ich Adam mit dem Gepäck voraus und beschloß, mit dem jungen Schüttel den Fluß hinaufzureiten. Ein Begleiter sollte uns bis zum Abend nachkommen, sodaß wir auf jeden Fall gut aufgehoben wären in den fernern Districten des Flusses.

Der schöne, breite Fluß heißt Rio-das-Tejucas-Grandes; der Fluß der großen Drecke! Und wirklich, nie hat ein geographischer Name den Nagel so auf den Kopf getroffen wie dieser. Von einem kleinen sandigen Vorland kamen wir in den Wald, und hier war alles ein Dreck. Die Landessprache hat vom Dreck, tejuca, einen Plural gemacht und dazu noch ein bezeichnendes Adjektiv gesetzt; das ist aber noch lange nicht

genug, denn für solchen Dreck eines Wegs hat man gar keinen Ausdruck. Hart am Rande des Flusses führt dieser Dreck, in dem der Gaul hin und her gleitet, nicht ohne Gefahr den Reiter von oben hinein, oder noch schlimmer: in den Fluss zu werfen, welcher acht bis zwölf Fuß unter dem Wege hinläuft. Oft hat das Wasser den Lehmbahnhang des Flussbettes unterwühlt und große Stücke davon hinabgerissen. An vielen Stellen ist die augenscheinlichste Gefahr, mit solchem Hohlrand hinabzubrechen, ohne bedeutende Chancen, mit dem Leben davon zu kommen. Ich würde es für ein wesentliches Verdienst der Verwaltung halten, wenn der Weg bei Zuchthausstrafe verboten würde: sein Passiren ist ein Attentat auf die eigene Person. Isto he para matar agents, „das ist um die Leute todt zu machen“, sagte eine blonde Frau, die sich durch den Schlamm hindurchwühlte. Sie hatte ein eigenes Costüm an. Ihre Unterröcke waren hoch zurückgeschlagen, um die Waden und Schenkel hatte sie ein graues Tricot; hätte ich genau hingesehen, wäre es vielleicht ein geschmeidiger Lehmbüzerzug gewesen. Doch wollte ich die arme verlegene Frau nicht fragen, ob solche Beinkleider vielleicht die Nationaltracht am Rio=das=Tejucas=Grandes wäre.

Noch seltsamer wird die Situation, wenn man einigen Ochsen begegnet. Links der Fluss, rechts der Sumpfwald, gerade vorn die Hörner des brummenden Stiers, die Ross und Mann sehr leicht in den Strom werfen können. Man drückt sich hinein in das Dickicht, so gut man kann, und kommt noch ziemlich gut davon. Aber angenehm ist das Begegnen nicht.

Wenn man eine starke Meile den „Großen Dreck“ durchplätschert hat, kommt man an einigen Anbau. Hier und da ist eine Roça tief in den Wald hinein gehauen; zwischen Bananen und Orangen liegt ein kleines, graues Häuschen und einige wenige Menschen arbeiten im Felde. An einigen Stel-

len haben sie aber der Einsamkeit und dem Koth wieder Platz gemacht; das Haus ist spurlos verschwunden, die Roça von neuem zu einem Dicicht erwachsen, aber lieblich glänzen im Walde goldene Orangen und dichte Pisanggebüsche.

Dann kam eine größere Klärung des Waldes. Weites Weideland mit Kindern that sich auf, Pferde wieherten; wir sahen ein wohlgezimmertes, ganz aus Holz zusammengefügtes Haus vor uns, dessen Besitzer uns erklärte, daß das Wohnhaus des alten Amorim, wohin für den Tag unsere Bestimmung und Absicht ging, noch ziemlich weit und für heute nur schwerlich erreichbar wäre, da wir noch einmal den Fluß passiren müßten.

Das wäre nun allerdings höchst fatal gewesen, wenn jener Mann nicht der wackerste von allen Anwohnern des Tejucas-Grandes gewesen wäre. Er gab uns willig Einlaß und ich lernte einen ganz vortrefflichen Landsmann kennen.

Peter Steil aus Luxemburg, ganz von der holländischen Grenze, war vor dreißig Jahren mit den deutschen Truppen nach Brasilien gekommen, hatte bei Auflösung jener Truppen seinen Abschied bekommen und einige Zeit beim alten Amorim, von dem wir bald reden werden, gearbeitet, bis er Land, Leute und Sprache gut kannte. Dann stellte er sich auf eigene Füße, heirathete, erwarb sich ein Stück Land nach dem andern, baute sich sein Haus: kurz er bewährte im vollsten Maße den alten Satz, daß deutsches Gottvertrauen und deutsche Arbeit in einer brasilianischen Colonie ein herrliches Doppelcapital bilden, aus dem reichlicher Segen hervorsproßt. Steil's Frau ist eine Brasilianerin, eine jener Frauen, die mit aller Kraft ihrem Manne hilft und ihn reichlich mit Kindern beschenkt, von denen das Haus wimmelt. Doch sind schon zwei Kinder verheirathet.

Da hatte ich denn einige wirklich anziehende Abendstunden. In allem, was unser trefflicher Landsmann mir sagte, zeigte

er sich als wackerer Mann von guter Gesittung, guter Ge-  
finnung und festem Lebensernst, den er namentlich im Ge-  
spräche über Kirchenzustände und Schulverhältnisse am Tejucas  
mir darlegte. Mit vielem Interesse erkundigte er sich auch nach  
einigen ehemaligen Waffengefährten, die ich in Rio kannte und  
gekannt hatte, denn viele von ihnen waren schon längst gestorben.

Das brachte uns denn auf Frieden und Krieg zu reden.  
Und da holte denn Peter Steil das gute, patriotische Werk  
von Sporschil: „Die Feldzüge von 1813 u. s. w.“ hervor,  
und ich freute mich herzlich, daß der biedere Deutsche so tief  
im Walde und inmitten einer brasiliianischen Familie noch  
warm und frisch an deutscher Lectüre hing. Aber aus seinen  
Reden konnte ich auch schließen, daß er mit noch ernsterer  
Lectüre, mit Lesung der Heiligen Schrift sich gern befaßte und  
seine Kinder darin unterrichtete. Wahrhaftig, ich konnte und  
kann mit bestem Gewissen den Luxemburger Peter Steil im  
Urwald am Tejucas Tausenden von Deutschen als das Mu-  
ster eines fleißigen, ehrbaren, hochachtungswertigen Mannes,  
Familienvaters und Christen auffstellen, welches letztere ich  
nicht immer auf deutschen Colonien getroffen habe.

Unser eifriges Gespräch in deutscher Sprache ward von  
der Frau unterbrochen, die mich sehr lebhaft ersuchte, portu-  
giesisch zu reden, sie wollte auch etwas von dem Besuche ab-  
haben. Und da ward denn unser Gespräch allgemein. Auch  
kam ein Mann vom obern Tejucas, der uns begleiten wollte,  
und bei einem wohlgeschmeckenden Abendessen verplauderten wir  
einige mir in hohem Grade angenehme Stunden.

Dann installirten wir unser Lager ganz vortrefflich und  
ich schlief sehr vergnügt ein. Am folgenden Morgen ward ich  
vom preußischen Reveille-Trommelschlag geweckt. Die Leute  
vom Hause klopften Baumwolle aus und dazu hatte der Haus-  
herr als echter deutscher Soldat den Takt des berühmten  
„Kamerad komm!“ ausgewählt, wonach die Arbeit auch ganz

vortrefflich abläuft. Aber den Hausherrn ergözte es nicht wenig, daß ich die Klopferei gleich erkannt hatte.

Doch war das „Kamerad komm!“ auch das Signal zum Weiterreisen, was ich wirklich diesmal nicht so gern als sonst wol that.

Wenn ein Deutscher, aber er muß ein wohlgesitteter sein, einmal am linken Ufer des Rio-das-Tejucas hinaufwandert, so vergesse er ja nicht den wackern Peter Steil zu besuchen. Er wird einen Biedermann kennen lernen, wie vielleicht nicht allzu viele nach Brasilien gewandert sind. Wenn er sich den Mann recht angesehen hat, so betrachte er auch einmal das Haus. Alles am Hause und im Hause ist die solideste Zimmermannsarbeit, die man nur sehen kann. Von außen ist es ganz einfach, im Innern ist die Holzkleidung aber manchfach verziert und hübsch dunkelbraun. Dazu ist die Wohnung besonders trocken, denn sie liegt ganz hohl. An der Wand des Wohnzimmers sind Bilderbogen mit Heiligen, die, so einfach sie auch sind, dennoch in der Urwaldwohnung sich sehr gut ausnehmen.

Gleich nach unserm Aufbruch (15. Juli) kamen einzelne Regenschauer, unter deren Einfluß der Weg keineswegs gewann und die Reise etwas unangenehm ward. Bald mußten wir über den Fluß sezen, der bei etwas geringem Wasserstand beinahe zu durchreiten wäre. Dann kamen wir zu einer hübschen Besitzung mit einem freundlichen weißen Hause, an welches sich eine Reihe kleiner Wirthschaftshäuser anreichte.

Hier wohnt Herr Amorim, ein schon bejahrter, ungemein rüstiger Mann, der für die ganze Gegend von einer entschiedenen Bedeutung ist. Ich möchte ihn den Vater von Rio-das-Tejucas nennen.

Als noch niemand an den Fluß dachte, ließ er sich dort mitten in einer Waldwüste nieder und erwarb sich bedeutende Waldstrecken. Nach allen Seiten hin dehnte er seine Thätig-

keit aus, untersuchte den Boden, den Lauf des Flusses und zog so noch einige Anbauer nach sich, die ihm alle vielen Dank für allen nur möglichen Rath und jegliche Hülfe schuldig sind. Bei zunehmendem Alter verkaufte er einen Theil seines Landes und behielt so viel für sich, als er in eigenem Betrieb übersehen konnte. Er ist verheirathet und hat zwei noch ganz junge Töchter.

Wir trafen den Alten in seiner Zuckermühle. Langsam wanderten zwei Ochsen im Kreise umher und setzten drei horizontal nebeneinanderstehende Walzen in Bewegung, zwischen denen das Zuckerrohr zermalmt wird. Der ausgepreßte Saft läuft in einer Rinne zu einer Siedepfanne, wo er unter häufigem Rühren und Abschäumen abgedampft wird. In einem Holzgefäß kühlst der dicke Saft sich ab und gerinnt vollständig oder doch größtentheils. Eine dicke Syrupmasse bleibt zurück. Das ist ganz kurz der rohe Proces der Zuckerbereitung. Mindestens ein Vierttheil Zucker bleibt im zerquetschten Rohr zurück. Zwar fressen die Kühe dasselbe ganz gern, aber doch lange nicht in der Menge, wie es aus der Mühle kommt. Und man sollte ernstlich auf eine vollständige Ausziehung des Zuckerstoffs aus dem Zuckerrohr bedacht sein.

Der Alte, die personifizierte Heiterkeit, empfing uns so herzlich wie nur möglich, und wir installirten uns bei ihm, um von dort aus noch eine kleine Excursion längs des Flusses zu machen.

Die Excursion unternahmen wir auch. Wir ritten über eine Weide, wo in einigen Wochen ein kleines Wettrennen gehalten werden sollte, und durch einige kleine Colonieanlagen, die von der unbedingtesten Fruchtbarkeit des Bodens zeugen. Dann hörten wir eine Betglocke schlagen. Auf einem freien Hügel lagen einige Häuser zerstreut umher, von denen das beste ein Schulhaus war. Ein großes, bis jetzt nur auf Holzsäulen stehendes Dach soll die Kirche werden; zwischen

zwei Palmen steht ein großes Holzkreuz, in einem dürtigen Gebäck hängt eine kleine Glocke; das ist bis jetzt aller Kirchenapparat, und dennoch sieht er in jener Einsamkeit vollkommen hinreichend und feierlich aus.

Neben der Kirche liegt eine Bende mit einem Waarenmagazin. Hier waren einige Leute, die sich dort in der besten Laune unterhielten und ihre Zeit todtschlügen. Immer haben sie Zeit, diese Menschen! Gott mag wissen, wie noch das Stück Arbeit auf ihren Feldern immer geschieht. In dem Zimmer der Bende und um dieselbe herum wimmelte es von Kindern. Kleine Burschen schossen mit Steinen aus einem doppelt bespannten Bogen. Ich setzte einige Kupfermünze aus für den, der einen Pfahl auf etwa zwanzig Schritte Distanz treffen würde. Ein kleiner Kerl traf mehrere male, sodaß ich wol glaube, er kann mit seinem Bogen manchmal einen Vogel erlegen. Den Bogen schneiden sich die Knaben im Walde und richten ihn ganz nach Art der Indianer zu. So werden sie schon früh Jäger und herumtreibende Faullenzer, statt zur Schule zu gehen oder bei Feldarbeiten mitzuholzen.

Der kleine Sammelplatz von Häusern, denn einen andern Ausdruck habe ich nicht dafür, bildet die Frequezia do Rio-das-Lejucas, wohl zu unterscheiden von der an der Barre des Flusses liegenden, von der wir gleich reden werden.

Eine kleine Strecke ritten wir über die Frequezia hinaus, bis dahin, wo eine kleine Sägemühle mit nur einer Säge von einem alten Sardinier, einer Art von Vorposten der italienischen Colonie Nova-Italia, besessen und geleitet wird. Aber Wetter und Wege waren zu schlecht, es war nicht ratsam noch weiter zu reiten. Auch hatte ich von dem vortrefflichen Steil und dem alten Amorim, sowie von manchen andern Personen schon so viel Notizen über den Fluß und seine Uferländerien gesammelt, daß ich schon dadurch für meinen Ritt im Dreck und Regen überreichlich entschädigt war. Ich

kehrte wieder um und verbrachte mit dem einfachen und wackern Landvolke gar erbaulich den Rest des Tages, wobei mir besonders des Alten Gespräch im hohen Grade belehrend war.

Früh am folgenden Morgen weckte mich das Landleben in seiner urenchten Form. Hühner, Gänse, Enten, Puter, Schweine, Kälber, Kühe und Pferde drängten sich um das Haus und des Wimmelns war kein Ende, bis die ausgestreute Reisration verzehrt war, wo dann jeglich Gethier seinen Weg weiter ging.

Da ging ich denn auch meinen Weg weiter zum Fluss hinunter. Ich hatte nämlich am Tage vorher kaum den Wunsch geäußert, in einem Canot zur Kenntniß des Flusses denselben hinabzufahren, als auch augenblicklich vom alten lustigen Amorim meinem Wunsche Gewähr geleistet und ein Canot mit einem Neger bestellt ward.

Am Ufer lag das Canot bereit, aber Welch ein Canot! Wie angenehm ließ sich so eine amerikanische Historie vom ausgehöhlten Baumstamm, auf dem man den friedlichen Fluss hinabgleitet: gar nicht zu reden von einer trockenen Ochsenhaut, auf der man wie ein junger Flussgott thront, und von einem vorgespannten Neger oder Indianer ans jenseitige Ufer gezogen wird! Und wenn man nun selbst in solchem hohlen Baumstamm oder auf solcher Ochsenhaut sitzt, wie ist da die Geschichte! Mein Canot hatte einige Uebelstände. Einmal war es sehr klein, 16 Zoll Durchmesser nebst drei Zoll Bord über dem Wasserspiegel, zweitens hatte es einen kleinen Leck und zog einiges Wasser. Da man nun in solchem Duodeschiffchen platt auf dem Boden sitzen muß, um nicht umzuschlagen, so hatte man, um mich nicht mit dem Kielwasser in höchst unangenehmen Contact zu bringen, einiges Zuckerrohr auf den Boden und eine Matte darüber gelegt, wodurch ich freilich einen trockenen, aber dennoch höchst unbequemen Sitz gewonnen hatte. Regen durste ich kein Glied, wenn ich

nur den Kopf drehte, so wackelte das sonderbare Fahrzeug und drohte umzuschlagen.

So saß ich denn oder lag vielmehr wie ein Todter in seinem Sarge. Ein alter Neger versah das Geschäft des Charon und fuhr mich den Flusß hinab, der in kräftigem Laufe zwischen seinen hohen Barrancos dahinrollte und an vielen im Bett liegenden Bäumen selbst ziemlich heftig brauste. An einigen Stellen wird sein Bett bis auf 20—30 Fuß verengt. Conſt ist er überall breiter und hat durchweg Waffer genug zu einer vortrefflichen Schiffahrt, deren Ausdehnung und Bedeutung man nicht nach meinem Canot abmessen darf.

Nach einer Fahrt von vier Stunden kam ich beim Passo vom Tejucas ganz wohlerhalten an. Im Canot stand über ein Zoll Waffer, sodaß ich immer noch zwei Zoll Bord über dem Wasserspiegel hatte. Weil aber ein Oftwind die Fläche fräufelte, so zog ich es vor ans Land zu gehen, was mir glücklich gelang. Zu Fuß setzte ich den Rest des Wegs fort, bis zur Freuezia das Tejucas, dicht am Strande des Meeres.

Das kleine Nest hat ganz das Ansehen eines Handels- und Fischerdorfs. Die Häuser liegen ziemlich unregelmäßig am Wege, einige aus Stein, andere aus Holz gebaut. Canots liegen auf das Ufer gezogen, um nicht fortgeschwemmt zu werden. Größere Boote werden geflickt und kalsatert und eine Reihe von Jachten ist im Bau begriffen. Gerade letztere geben dem Ufer den vollen Ausdruck von Thätigkeit. Sie sind verdeckte, kleine zweimastige Seeschiffe, von denen Tejucas über dreißig besitzt. Weit können sie den Flusß hinaufgehen, sodaß die kleine Freuezia einen wirklichen Seehafen bildet.

Diese hochwichtige Eigenschaft des Flusses, kleine Seeschiffe weit hinauf ins Innere der Provinz gelangen zu lassen, hat seitdem der alte Amorim sich am Tejucas niederließ, mehrfach unternehmende Blicke auf denselben gezogen und mancherlei Versuche zu einem regen Anbau hervorgerufen.

Ganz besonders muß ich hier wieder des Herrn Schüttel Erwähnung thun. Er erwarb, als Norditalien von den Stürmen des Jahres 1848 vielfach erschüttert ward, eine ansehnliche Strecke Landes am oberen Tejucas, etwa sieben Leguas von der Mündung des Flusses, und legte dort eine sardinische Colonie unter dem Namen der Colonia da Nova-Italia an, welche er mit einem andern Landbesitz am Biguassu über den Rio-Vouro hinauf zu verbinden hoffte. Letzterer Landbesitz erhielt, als sich einige wenige Menschen dort niederließen, den Namen Colonia de Leopoldina.

Aber die Nova-Italia wollte nicht recht gedeihen. Herr Schüttel vergaß es sich bei der Regierung um die Gewährung von hinreichenden Geldsubsidien zu bemühen. Es kamen nicht eben viel Menschen, um sich am fernen Tejucas anzubauen, ja es scheint mir, als ob die Zahl der Ausländer längs des ganzen Flusses sich nicht eben über 600 Seelen belaufe!

Und doch braucht man nur einen unbefangenen Blick auf den Tejucas hinzuwirfen, auf die Productivität und Production seines Uferlandes zu sehen und mit irgendwelchem Anwohner der Gegend zu reden, um sich von der Bedeutsamkeit des dortigen Anbaues zu überzeugen. Weit ausgedehnte, halbhohe Ufergegenden, Hügelwaldungen, seltener ein ganz schroffer Hochwald bilden sein Gebiet. Wo nur ein Arschlag fiel, wo nur ein Anbau gemacht ward, gedieb alles vortrefflich. Zuckerrohr, Manioc, Tabak, Bohnen, Mais, Kartoffeln, selbst noch Kaffee brachte reichliche Ernten: aber es fehlte an arbeitenden Kräften, und wenn solche kamen, an Verbindungs wegen zum Ufer, an einer Straße zum Hochland hinauf. Letztere hatte von jeher die Aufmerksamkeit der Anwohner auf sich gezogen, ja der alte Amorim hat deswegen schon einmal eine kleine Expedition gegen das Gebirge hin unternommen. In der Nähe der sardinischen Colonie theilt sich der Tejucas in zwei Arme. Der eine, nördliche, an dessen Ufer

jetzt ein bedeutendes Sägewerk arbeitet, kommt von der Nordwestseite der Boa-Vista her, der andere von der Ostseite jenes Höhenzugs, wo wir diesen Arm unter dem Namen des Rio-de-Garcia schon kennen gelernt haben.

Waldungen, Sumpfgegenden, Hügel und Berge, letztere aber unbedeutend, erschweren nun allerdings das Vordringen längs des Flusses gegen das Hochland. Es bedarf auch hier der vollen Menschenkraft, um den Pfad zu bahnen. Der alte Amorim mit seinen Leuten verlor fast sein Leben bei dem Versuche; es ging den fühnern Pioneers der Mundvorrath aus; sie lebten zehn bis zwölf Tage nur von Palmiten oder Palmenkohl und waren ganz erschöpft, als sie an der Boa-Vista aus dem Walde hervordrangen, das offene Hochfeld gewan-nen und dort Kinder zum Schlachten fanden. Kaum etwas besser ging es mir später im Norden der Provinz.

Doch geht aus allen Berichten und Ansichten hervor, daß längs des Tejucas die Straße nach Lages über das Trombudogegebirge viel natürlicher und leichter sei, als wie sie jetzt liegt. Als ich auf der Boa-Vista war und mit meinem Kompaß in der Hand die Gegend übersah, drängte sich mir, der ich ganz unbesangen die Schluchten unter mir anschaut, ganz dieselbe Ansicht auf. Die Tiefung des Tejucas drängt sich auffallend und ohne heftige, wellige Bewegung des Bodens, gegen das Trombudogegebirge, ja während der Weg über das Campo von Boa-Vista hinweg südlich, selbst südwestlich läuft, um nach dem östlich davon gelegenen Morro-Chato zu führen, in dessen Gräuelwegen man fast umkommt, leitet die Tie- fung des Tejucas den Blick in der natürlichen Richtung nord-östlich und östlich gegen das Meer hin, und es mag allerdings sehr wohl begründet sein, daß auch der Weg in jener Richtung zu führen ist, um ein wichtiges Problem, eine mög- lichst gute Straße nach dem Hochland von Sta.-Catharina, zu lösen.

Als ich von Lages zurückkam und meine damals ganz unbefangene Ansicht gegen Herrn Schüttel aussprach, holte er aus seinem Cabinet eine genaue und sauber gearbeitete Karte des Tejucas, auf welcher ich meinen neuen Weg schon vollkommen aufgetragen fand. Wie weit aber die Plane meines Freundes in Desterro bei der Landesregierung Anklang finden, kann ich nicht sagen. Eine Straße nach Lages ist der Lebensnerv jenes Municipiums und muß hergestellt werden. Größere Geldopfer müssen da nicht zurückgeschrecken. Das Aussticken der alten Straße wird unerträglich und der ganze Weg ist und bleibt immer nur Flickwerk und ein öffentlicher Skandal.

Wenn aber einmal eine Straße längs des Tejucas ins Oberland führt, so kommt der Fluß zu seiner vollen Geltung und vollen Entwicklung. Eine reichliche und gleichmäßige Exportation von Producten aus dem Thierreich und Pflanzenreich würde bald von dem kleinen Hafenplätze an der Frequie von Tejucas stattfinden und seinen wohlthätigen Einfluß bald herausstellen.

Bis dahin ist der Tejucas, wie klein er auch auf der Karte erscheinen mag, ein Fluß von bedeutender Wichtigkeit, auf dessen sorgsamen Anbau die Augen einer gewissenhaften Verwaltung mit allem Ernst zu richten sind.

In der Frequie von Tejucas hatte ich dem wackern Freund Burkart beim deutschen Schuhmacher J. P. Kuhn, genannt Cunha, der in einem freundlichen Häuschen Herbergsglegenheit für deutsche Reisende hat, das Rendezvous gegeben. Wir begrüßten uns freudig zur gemeinsamen Reise und setzten dieselbe auf den nächsten Morgen fest.

Ein gemeinsamer Spaziergang führte uns bis zur Barre des Flusses. Wie sehr auch die Bucht von Tejucas auf den Landkarten eingeschlossen erscheint, so rollt doch eine gewaltige Brandung am Ufer hin und bietet den Schiffenden gewiß

manche Gefahr. Das Seeufer macht den Eindruck einer tiefen Vereinsamung und zeigt einen gleichsam nordischen Charakter, wie prächtig gestaltet auch die Uferbefestigung namentlich nach Norden hin sein mag, wo das Festland in einem hüben amphitheatralischen Höhenzug weit nach Osten hin sich erstreckt und mit der ferner liegenden Insel von Sta.-Catharina und einigen noch weiter im Osten aus dem Ocean auftauchenden Inseln ein drittes kleines Binnenmeer bildet. Auch hier steht bei größerer Entwicklung der Handelsverhältnisse der Provinz eine vortreffliche Hafengelegenheit zu hoffen. Die größten Handelsschiffe können in dieses kleine Binnenmeer hineinfahren, ja es ist schon von schweren Fregatten aufgesucht worden.

Auch in der Frequesie von Tejucas fand ich einiges deutsche Leben. Es wohnen fünf Familien dort, denen es, wie mir unser Wirth Kuhn sagte, recht ordentlich geht. Kuhn selbst war vor elf Jahren unverheirathet und ohne Hab und Gut mit einem Auswanderungsschiff nach Brasilien gekommen. Jetzt ist er in sehr guten Umständen, und jeder Deutsche, der die Provinz Sta.-Catharina bereist und durch Tejucas kommt, wird gewiß gern einen Abend mit dem fleißigen Landsmann und seiner freundlichen Frau verplaudern.

Am 17. Juli morgens ganz früh hatte Adam unsren Reitzug schon in Ordnung und wir trabten in der besten Laune davon. Der Weg trennt sich vom Meere und bietet hübsche Partien von Flachland und Gebirgsabhängen, sodaß der Ritt dazwischen, wenn auch der Weg selbst nicht eben zu loben ist, viel Mannichfaltiges und Interessantes darbietet. Nach einigen Stunden kommt man an die offene Bucht von Porto-Bello, an deren Südrand die kleine, sehr unbedeutende Stadt gleiches Namens liegt. Die Gegend ist malerisch schön und bietet hübsche Prospective von Seebrandungen gegen schroffe Walbhöhen und Vorgebirge, aber auch einen höchst mühevoll-

len Gebirgsweg, welcher einen Theil der Höhen gegen Osten hin liegen läßt.

Dann kommt man zu einem kleinen romantisch gelegenen Kirchdörfchen Bom-Succeso, wo ein hübscher breiter Fluß, der Cambiriu-Açu, zu passiren ist. Der Ort ist offenbar nur ärmlich. Bei einer freundlichen brasiliensischen Familie machte ich mit Burkart, der dort bekannt war, einen kleinen Mittags-halt, während Adam die Thiere und das Gepäck übersegte. Die Töchter vom Hause waren in Desterro erzogen worden und machten den allerangenehmsten Eindruck, erregten mir aber auch ein gewisses Bedauern. Die Mädchen waren schön, das eine selbst auffallend schön. Und nun leben sie in Bom-Succeso am Cambiriu-Açu wie in einer Verbannung, wie Ovid zu Tomi bei den sauromatischen Scythen, woraus sie im besten Fall einmal von einem ungeschliffenen Manne erlöst werden. C'est tout comme chez nous.

Es dunkelte schon, als wir wiederum an eine kleine, ziemlich eingeschlossene Meeressbucht kamen.

Wir waren an der Barre des Itajahy und befanden uns somit in einer Gegend der Provinz, die in neuern Zeiten wegen der dorthin sich richtenden deutschen Einwanderung klassisch geworden ist. Kaum konnten wir den ganz belebten kleinen Verkehrsort an der Barre des Flusses, sowie letztern noch übersehen. Wir ritten noch eine kleine halbe Stunde längs des Flusses landeinwärts bis zu einer kleinen Ansiedlung, die mich aufs angenehmste überraschte.

Zwei freundliche Wohnhäuser bilden diese kleine Ansiedlung. In dem ersten wohnt ein fleißiger, wackerer Tischlermeister Hahn aus Mecklenburg, im zweiten sein Schwager Sallentien, ein Geschäftsmann, beide mit einer lieben Familie von Gott gesegnet. Denn wenn etwas ein Segen von Gott ist, so ist es gewiß eine sittige deutsche Hausfrau und liebe Kinder, gerade so wie man sie in jener Ansiedlung

trifft, dazu ein wohlgebautes, hübsch eingerichtetes Wohnhaus mit sauberer Anordnung und Einrichtung des inneren Hausraths, so nett, so sauber, wie ich das noch nirgends bis dahin bei deutschen Auswanderern auf dem Lande getroffen hatte.

Was mich nun aber noch ganz besonders freute, war der Umstand, daß ich bei Herrn Sallentien meinen alten Freund Dr. Blumenau, den Gründer der Itajahycolonie gleiches Namens, vorsand. Er war eben von Rio-de-Janeiro, wo er bei der Landesregierung neues Interesse für seine Colonie anzuregen versucht hatte, zurückgekehrt und wollte am folgenden Tage den Fluß hinaufgehen. Doch war an diesem folgenden Tage, einem Sonntage, kein Canot zu bekommen und wir mußten schon einen Tag Geduld haben.

Es war mir aber kein verlorener Sonntag. Kaum war der Tag angebrochen, als ich vor das Haus an den Itajahy trat. Ein herrlicher, herrlicher Strom! Fast so breit wie der Uruguay bei Sta.-Borja, fließt er ruhig in überreicher Wassersfülle daher und trägt sicher die aus der See einlaufenden Handelsschiffe bis weit hinauf, ja kleinere Seeschiffe können bis zur Colonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Aanbauer von unberedhnenbarem Nutzen ist. Gleich neben Sallentien's Grund und Boden nimmt er seinen bedeutenden Nebenfluß, den Kleinen Itajahy auf, an dessen Ufern sich ebenfalls kostliche, bisher erst wenig ausgebeutete Landestrecken befinden und große Entwicklung verheißen.

Der flüchtigste Blick selbst ist hinreichend, um allem Colonientreiben am Ufer des herrlichen Stroms das glücklichste Prognostikon zu stellen. Nichtsdestoweniger war mein alter Freund Dr. Blumenau diesmal nicht so begeistert von seinem Colonieunternehmen, als ich ihn wohl sonst in Rio-de-Janeiro gesehen habe. Er theilte mir eine Menge von Schwierigkeiten mit, deren Wegräumung nicht in seiner Macht und

seinen Kräften allein liegen und zu weit aus dem Bereich seines Willens hinausgehen, der ganz gewiß der allerbeste ist.

Ich kann hier meinen Lesern keine Geschichte von der Gründung und Entwicklung der deutschen Colonie am Itajahy geben. Dr. Blumenau hat das schon hinlänglich gethan in seinem Büchlein: „Deutsche Colonie Blumenau u. s. w.“ (Rudolstadt 1856, Druck und Verlag von G. Fröbel). Ich kann mich aber nur auf meinen Besuch jener Colonie beschränken und unbesangen meine Ansicht über das Unternehmen, wie ich es eben überschauen kann, abgeben.

Am 19. Juli lag ein Canot bereit, um das deutsche gelehrt Trifolium, die Doctoren Blumenau, Burkart und Ave-Lallmant den Itajahy hinaufzufahren. Das war aber höchst humoristisch. Das Canot war, wenn es auch für den Director der Colonie bestimmt war, keineswegs ein „Herrenschiff von Uri“. Vielmehr war es recht alt, schmuzig und geslickt; einige Lecke waren mit grauen Lappen verstopft und erregten in mir die lebhafte Ueberzeugung, daß ein Colonieunternehmer in Sta.-Catharina nicht immer im trockenen sitzt. Wir saßen alle drei auf dem Boden des Canots, weil solch ein Ding, wenn man nicht alles Gewicht auf den Boden legt, umschlägt. Anfangs ärgerte ich mich über die ganze Einschiffung. Ich saß dem Dr. Blumenau dos - à - dos, Burkart saß ihm gerade gegenüber, eine eigentliche Conversation war unmöglich, denn man darf sich im Canot nicht rühren. Dazu leidet der Dr. Blumenau an einer höchst traurigen Harthörigkeit. Da mußten wir denn, um uns zu verständigen, nach den verschiedensten Richtungen hin aus aller Macht schreien, was bei dem Echo zwischen den Waldungen der Ufer einen wunderlichen Effect machte und alles Thierleben von dort verscheuchte.

Neben den schreienden deutschen Gelehrten machte der brasilianische Waldstrom einen herrlichen Contrast. In langem Zuge, breit, tief, mächtig und meistens ganz lautlos floß die

schöne Wassermasse dahin. Wonniger Urwald spiegelte aus der Tiefe wieder, schlanke Palmen hingen weit hinüber über die dunkle Flut und schwankten leise hin und her. Aber neben dem Bilde des tiefsten Friedens lag auch oft das Bild wilder Zerstörung. An manchen Stellen sind die Wände (Barancos) des Flusses mit dem auf ihnen wuchernden Urwald eingestürzt. Dieselben gewaltigen Kronen, die hoch hinaufragten gen Himmel sind jählings hinabgestürzt in das reißende Element und liegen nun dort fest im Grunde, umbraust vom schäumenden Wasser, bis sie entweder versauft sind oder vollends im Sande sich vergraben. Selbst die Baumleichen zeigen noch ein Bild wilder Zerstörung. Wer kennt nicht aus Burmeister's Urwaldsschilderung den verruchten Cipo matados, jenen mächtigen Schlingpflanzenstamm, der sich an dicken Waldstämmen in die Höhe schleicht, seine sehnigen Klammern in dieselben hineintreibt und sie so erwürgt? So sah ich sie beide, den Mörder und den Ermordeten, fest ineinander geklammert und herabgestürzt von dem Barranco des Flusses, im Wasser als Leichen liegen.

Je weiter man den Fluß hinauffährt, desto mehr stellt sich der Anbau auf beiden Ufern heraus. Vor etwa zwei Decennien fasste ein talentvoller belgischer Ingenieur, van Lede, den Plan, am Itajahy eine Colonie anzulegen. Die Anlage als eine Gesamtcolonie mislang, doch gediehen die einzelnen belgischen Anbaue, die noch dort ihre kleinen Niederlassungen bewohnen, recht gut, und der Name des Gründers muß immer mit Achtung genannt werden. Zufriedene Menschen, die sich durch ihren Fleiß überreichlich ernähren können, bewohnen in ihren kleinen, grauen Häusern den Hochrand des Flusses, und die kleinen flämischen Kinder, die sich im Drecke zwischen den Pisangs und dem Zuckerrohr herumwühlen, sehen ganz lustig aus, wenn man bei ihnen vorbeifährt.

Auch einige deutsche Anwohner sind in die Nähe der soge-

nannten belgischen Colonie hingerathen, besonders da, wo der Belgier Nikolaus Dechamps seinen Wohnsitz hat. Wahrhaft classisch ist hier die Familie Schramm geworden, welche den Itajahy in der Gegend bewohnt, wo der Rio-Gaspar sich in denselben ergießt, und wo wir, da wir Blumenau in einem Tage nicht erreichen konnten und ich keineswegs Lust hatte, eine Nacht schreiend und in einer wirklichen Sträflingslage im Canot zuzubringen, gegen Abend halt machen.

Schramm's am Itajahy bilden eine Famillengruppe, an die ich immer mit Herzensfreude und Erbauung zurückdenken werde. Den Hauptstamm bildet ein altes, fromm-katholisches Ehepaar, welches vor Jahren nach Brasilien auswanderte und das ungeheure Capital des „Ora et labora“ mit sich brachte und die Zinsen davon zum Capital schlägt bis ins Alter hinein. Eine Reihe wackerer, gediegener Söhne und Töchter ist um die Alten emporgewachsen, und Gott weiß, wie viele kleine flachsköpfige Enkel durch das Haus rennen. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man zu den biedern Menschen kommt und unter ihrem wohnlichen Dache als einer der Thrigen empfangen wird, ohne daß sie selbst im geringsten eine gewisse Ceremonie annähmen. Alles geht vielmehr seinen einfachen Gang weiter: die Arbeit wird gethan bis zu Ende, am gemeinsamen Familientreffen sitzt der Fremde neben den Eltern, den Kindern, den Enkeln, und das Gespräch wird geführt zwischen Leuten, die sich nie vorher gesehen, als ob sie immer zusammengelebt hätten. Eine alte Gastfreundschaftslegende aus dem Orient kann nicht rührender und erbaulicher klingen, als hier die Wirklichkeit sich gestaltet. Oder ist es nicht rührend und erbauend, Richter's liebe Dorfholzschnitte umherwandeln zu sehen: eine liebe alte Mutter, die für die eben ankommenden Fremden sich bemüht und von den stattlichen Töchtern und Schwiegertöchtern nimmermehr zur

Ruhe verwiesen werden kann, bis sie sich endlich doch mit einem Seufzer die Liebe der Kinder gefallen lassen muß? Und sieht man nun die einzelnen an, sind sie nicht alle eben jene Richterschen Figuren? Ist nicht die siebzehnjährige Tochter jenes kostlichen Mädchen aus der Spinnstube, die sich vor dem kleinen Spiegel ihrer Dachstube das Haar kämmt?

Es war Abends spät geworden. Den Gästen wurden im Wohnzimmer die Betten zurecht gemacht. Drei improvisierte Fremde saßen da nicht in Verlegenheit, wo ihrer oft acht bis zehn kommen. Ich hatte meine Freude an dem sauberen Leinenzeug meines Bettes; man hätte es auf eine Industrieausstellung schicken können.

Am nächsten Morgen weckte mich ein eigenes Krähen. Die Scheidewände des Hauses gehen, wie das meistens auf dem Lande der Fall ist, nicht ganz bis oben hinauf, sodaß man leicht durch das Haus hindurch jedes Geräusch hört. Vergebens bemühte sich eine junge Mutter im Nebengemach, ihr Kindchen, welches ganz glückselig krähte, mit allen Kunststücken der Mutterliebe zur Ruhe zu bringen. Auf halbe Minuten schwieg der kleine Balg, um unmittelbar wieder hell aufzujauhzen, denn es nahm die ganze Beruhigungsbemühung für einen baren Scherz und krähte nur desto dankbarer der jungen Mutter entgegen. Bald war denn auch wirklich das ganze Haus wach gekräht, und als ich mich angekleidet hatte, war jeder schon bei der Arbeit. Die fleißigen Männer hatten bereits die Zuckermühle in Bewegung gesetzt und der Destillirapparat war schon in vollem Gange. Vor dem warmen Ofenfeuer saßen vier Enkelchen des alten Schramm und freuten sich der Nähe des Feuers, des Großvaters und des Vaters, im Grunde lauerten sie wol auf den Zuckersaft, der aus der Mühle herausfloss. Denn sowie sie einmal officiell die Erlaubniß erhalten hatten, den Saft zu kosten, steckten sie die kleinen Beigesinger hinein und schmeckten ihn mit Genüß. Dann

rannten die kleinen Zuckerlecker davon, um ihr Wesen mit Hühnern und Enten zu treiben.

Wir frühstückten und schieden von der wackern Familie, die ihresgleichen kaum irgendwo finden mag.

Der Itajahy floß rascher und rauschte an manchen Stellen ziemlich heftig, sodaß unsere beiden Bootsmänner recht tüchtig arbeiten mußten. Doch läßt sich sein Strom mit einem Dampfboot überall besiegen. Furchtbar muß der Fluß sein, wenn er, wie dies manchmal geschieht, heftig anschwillt. In Schramm's Hause sah ich die Marke der Wasserhöhe vom November 1855, die aber auch über alles Maß hinausging. Der Fluß muß gewiß um 40 Fuß geschwollen gewesen sein, ja man möchte kaum daran glauben, daß die Flut sich so weit erstreckt habe, wie sie bezeichnet wird. Kaum hatten die Anwohner Zeit gehabt, sich aus den Häusern auf nahe Waldhöhen zu flüchten und so ihr Leben zu retten.

Im selben Verhältniß, wie der Lauf des Flusses schneller, wird auch der Wald an den Ufern gewölpter. Herrliche Waldfuppen treten an einzelnen Stellen bis dicht an den Strom und gewähren wundervolle Ansichten. Eher als man es erwartet, legt das Canot an, man steigt den Barranco des Flusses hinauf und steht vor der Stadt Blumenau.

Da muß ich aber vor allen Dingen eine Anmerkung machen, um meine Leser nicht zu täuschen. Es geht mit manchen Dingen und Namen, wie es mit jenem Löwen im Sommernachtstraum geht: er ist kein rechter Löwe und das Publikum braucht nicht vor ihm zu erschrecken. Und so ist auch manche Wand keine wirkliche Wand, und hundert mal ersetzt eine Laterne auf der Bühne des Lebens den Mondchein. Von Stimmung und gutem Willen hängt zuletzt alles ab. Kaum brauche ich an Heine's Brockenjüngling zu erinnern, der die gelbe lederne Hose im Glasschrank als umnebelten Mond apostrophirt und in einen Ossianischen Hymnus ausbricht.

Stadt Blumenau! Geneigter Leser! Wenn du, wie ich, einige Stunden des Morgens und den ganzen vorhergehenden Tag im Prokrustesbett eines Itajahycanots eingezwängt gewesen wärest, du würdest mit unendlicher Liebe und Nachsicht dem vor dir liegenden Etablissement die Qualität einer Stadt und der Stadt den Namen Blumenau von Herzen geschenkt haben.

Die Stadt Blumenau hat den besten Willen, eine Stadt zu werden. Vorläufig fehlt ihr aber alles, was eine Stadt constituiert. Von Kirche, Administrationshaus und sonstigen öffentlichen Bauten ist noch keine Spur zu sehen, auch stehen so wenig Häuser am Wege, daß man unwillkürlich fragt: Wo ist nun aber die Stadt?

Ein Empfangsschuppen gleich links ist in seiner einen Hälfte fertig, die andere ist ein von Pfeilern getragenes Dach. In der ersten Hälfte ist ein Raum für eine provisorische Schule und für einen provisorischen Betsaal, und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche unbedingt nicht freundlich impressionirt werden.

Sehr hübsch ist dagegen das Wirthshaus des Herrn Friedenreich, wo Dr. Blumenau wohnt und wir uns ebenfalls einquartierten. Herr Friedenreich ist ein mit sehr guten Kenntnissen ausgerüsteter und vollkommen wohlerzogener Veterinär, dessen freundliche, gutgesinnte junge Frau ihr Haus wohl regiert; doch wollen wir von meinen lieben guten Emigranten in Blumenau nachher noch einiges erzählen.

Zu beiden Seiten des ziemlich schlecht gehaltenen Wegs stehen nun einige ganz hübsche Häuschen bis gegen eine Höhe hinwärts, wo ein sehr gutes Pastorenhaus gebaut wird und eine Kirche projectirt ist; irgendwelche Spur ist noch nicht davon zu sehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, besonders wenn sich der Neuankommende erst an den Euphemismus „Stadt“ Blumenau gewöhnt hat.

Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etablissement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man steht, überall sieht man, daß es absolut an Geldmitteln fehlt, um dem Gemeindewesen fortzuhelfen und die Colonie als eine Gesamtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg, nichts hat den Ausdruck einer Abrundung oder auch nur eines Fortschreitens zu einer solchen Abrundung. Was an Wegen und Stegen gut gewesen sein soll, ist von der Ueberschwemmung vernichtet worden. Seitdem fehlen die Geldmittel. Dr. Blumenau war, wie ich schon ertihin sagte, eben von Rio zurückgekommen, ohne dort neue Unterstützung gefunden zu haben. Seinen mit der Regierung gemachten Contract kann der gute Doctor nicht erfüllen, und ich kann mich nicht überzeugen, daß eine weitere Entwicklung seines Unternehmens möglich ist.

Diese negative Ueberzeugung liegt nicht allein im Mangel an Geldmitteln begründet. Wollte ich meine Ansichten hier entwickeln, warum ich der Colonie Blumenau, wie sie jetzt steht und liegt, keine gute Prognose stellen kann und stellen darf, so müßte ich gar manches darstellen, was wegen seines Specialcharakters kein Interesse für die Öffentlichkeit haben kann. Mein guter lieber Blumenau und ich haben uns in der Zeit meines Aufenthalts am Itajahy halbtodt disputirt, ohne uns in gar manchen Meinungsverschiedenheiten auch nur um einen Zoll zu nähern. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist Blumenau's Colonieunternehmen ein schlagender Beweis, daß das Privatunternehmen eines einzelnen in Colonisationsangelegenheiten nicht rein und frei von mancherlei Einwendungen zu halten ist, Einwendungen, die sich hier und da selbst zu gerechten Vorwürfen steigern lassen.

Werfen wir nun einen Blick auf diejenigen, welche als

Einwanderer sich am Itajahy niedergelassen haben, so finden wir zu unserer Freude, daß die Hand der Vorsehung auch hier den deutschen Fleiß reichlich segnet. Das Land am Itajahy ist ausgezeichnet, alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich ist der Zuckerrohrbau im schönsten Beginnen und verheisst eine glänzende Zukunft im selben Verhältniß, wie der Zuckerrohrbau in den Nordprovinzen aus Mangel an arbeitenden Sklavenkräften abnimmt.

Gleich am folgenden Tage nach meiner Ankunft machten wir einen hübschen Spaziergang durch den größern Theil der Colonie, welcher sich an dem kleinen Flüßchen Garcia hin erstreckt. Herr Friedenreich und Herr von Gilza, früher Artillerieoffizier, der jetzt Lehrer der Colonie ist, und wacker und gewissenhaft seinen Posten ausfüllt, begleiteten uns.

Auch hier am Itajahy und an der Garcia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, gerade wie in Rio-Grande und seinen Colonien, ein Schlachtfeld an das andere an; tief hinein in den Wald hat sich die Art gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war; aber die echten Waldriesen sind feuerfest: Zweige und Reste sind verbrannt, aber die Stämme sind nicht verföhlt, kaum etwas angebrannt, und mögen noch manches Decennium liegen, ehe sie vermodert sind. Und zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war, und deswegen weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und des Landbaues rede.

Geht man nun von einem Coloniehäuschen ins andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen.

Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf

ihre tüchtigen Hände angewiesen waren. Ehemalige Tagelöhner, Knechte, Gärtner u. s. w. gedeihen glänzend, zumal dann, wenn sie mit einer gesunden Frau verheirathet sind und alle Jahr ein Kind bekommen. Sie erinnern mich lebhaft an ganze Gruppen in S.-Leopoldo und Sta.-Cruz in Rio-Grande. Wirklich kostliche Familien trifft man dort und hier. Leute, die mit nichts anfangen, haben sich trotz vieler Schwierigkeiten herausgearbeitet und sind glücklich geworden, ja viele haben manche nicht ganz unbedeutende Schulden abarbeiten können.

Weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Uebergang vom Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderen. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer noch Trost, sehr häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Colonistenhäuschen wohnen, gedanken mit heißer Sehnsucht der kleinen, freilich armseligen, aber dennoch sauberen Heimat, in der ihnen dieser und jener Lebensgenuss, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden gegönnt war. Nicht so in den entlegenen Picaden an der Garcia! Ich traf eine Familie aus Hamburg inmitten einer eben sich entwickelnden Colonie. Der Mann war leidlich zufrieden und mutig. Die Frau aber war gedrückt! Das Haus ist noch gewaltig offen an allen Ecken und Enden; zwischen den schlanken Palmenstämmen, die meistens noch die Wände bilden, weht der Wind noch recht lebhaft durch, und der Verschlag, worin die Frau mit ihren drei Töchtern wohnt, ist noch lange, lange keine Wohnstube, wie mancher europäische Hausrath, der letzte Rest einer sauberen Aussteuer, auch an den Pseudowänden umherstehen mag. Am allerwenigsten aber passen die Kinder, wie sie jetzt

noch aussehen, da hinein. Ein hübsches erwachsenes Mädchen von sauberm Ansehen zeigt Zoll für Zoll, daß sie nicht für Art und Hacke aufgewachsen ist. Eine zweite Tochter von etwa zwölf Jahren, die infolge der Seereise am Schiffstyphus gelitten hat, aber bereits wieder rüstig umhergeht, strahlt in wirklich lieblichen Farben und einer reizenden kindlichen Verträumtheit, die dem großgewachsenen Kinde so schön steht. Und nun noch ein drittes kleines Mädchen, eine kleine, wilde Hummel von hübschem Ansehen: was will das im Urwald? Alle leben in einer Art von Verbannung! Ja, wenn die Mädchen tüchtige Bauernmädchen wären und die Art schwingen könnten! Da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann, und das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber wie sie beschaffen sind, leiden sie tief an der Auswanderung nach Blumenau, von dem man in deutschen Zeitungen so viel Schönes gesagt hat. Und kann man es am Ende einer Mutter verdenken, wenn sie, ohne einmal an sich selbst zu denken, beim Anblick ihrer Töchter und der Urwaldswirklichkeit in tiefes Heimweh versinkt?

Auch Krankheit schlägt hart hinein in das Colonistenleben. Das Leben ist nur für gesunde Leute, nicht für Kranke. Im Hause des Bauers ist kein Krankenlager, auch fehlt es an einem wirklichen Arzt. Da aber im Colonistenleben ein jeder seine Bedeutung hat und selbst zehnjährige Kinder mit ihrer Arbeit wichtig sind, so ist jedes Kranksein immer ein Rückschritt, ein Ausbleiben der Arbeit, auf die man rechnet. Ich habe Kinder von zehn Jahren gesehen, die sich zu kleinen Arbeiten vermietet hatten, und außer dem Essen und Trinken täglich vier Silbergroschen verdienten. Erkranken sie, so bleibt den Eltern eine bedeutende Hülfe aus, was in Europa nicht so allgemein gesagt werden kann.

Und wenn nun solche Kranke an den letzten Enden woh-

nen! Tief im Walde trafen wir eine eben gehauene Roça. Zwischen den umgeschlagenen Bäumen stand ein sehr armseliges Häuschen, eine echte Palmitenhütte. In ihr saß eine eben vom Typhus aufgestandene Frau, die sich einen Waldvogel zum Essen abrupszte; ein kleines Kind spielte um sie. Der Mann war abwesend. Das Ganze machte einen düstern Eindruck auf mich. Wer nur von der Romantik des Urwalds und des Colonistenlebens träumte, mag sich solche Scenerie einmal recht ausmalen. Besonders sollten diejenigen sie sich recht ausmalen, welche im Begriff sind leichtfertig auszuhwandern.

So findet man denn beim Durchsuchen des Colonistenlebens zwischen Fluss und Wald viel Freudiges, viel Betrübendes. Ich glaube bestimmt, daß alles auch am Itajahy sich vielmehr regeln und zum vollkommenen Guten wenden wird, ja ich denke, daß das schon in wenig Jahren geschehen wird, wo es einer verständigen Verwaltung mit reichlichen Mitteln gelingt allen Anforderungen der Willigkeit und Menschlichkeit vollkommen nachzukommen, wenn je im Menschenleben etwas vollkommen genannt werden kann.

So war denn bei meinem ersten Besuche einzelner Colonistenwohnungen in Blumenau mir ein im allgemeinen günstiger Eindruck geworden. Wer aber einzelne Glanzpunkte im Colonistenleben am Itajahy, oder vielmehr in Blumenau kennen lernen will, dem rathe ich eine kleine Strecke weiter den Fluss hinaufzufahren und beim mecklenburger Landmann Prestien einzufahren. Dort findet er einen ganz ausgezeichneten, biedern und wohlgezogenen Landwirth, der aus seiner großen Colonie ein nettes, sauberes Gehöft gemacht hat, wie ich in deutschen Colonien auf brasiliantischem Boden kein besferres gesehen habe. Prestien aber ist auch ein Mann, der mit Kopf, Herz und Faust gleich mächtig schafft, und den sich alle, die in Sta.-Catharina sich anbauen wollen, erst einmal

ansehen sollten und ihn um Rath fragen. Jammerschade, daß solch eine Persönlichkeit nicht weiter ausgreift und einen Wirkungskreis hat, der über die eigene Zuckerrohrpflanzung hinausgeht. Ich hörte am Itajahy, Prestien hätte eine Arbeit über den Landbau am Itajahy zum Druck nach Deutschland gesandt. Falls dem so ist, so muß ich auf alle Weise darauf aufmerksam machen: Besseres möchte in den nächsten Zeiten unbedingt nicht zu erwarten sein, und es sollte jeder, der nach dem Itajahy auswandern will, sich jene Arbeit recht zu eigen machen. Uebrigens soll Prestien fortwährend nicht unbedeutende jährliche Subsidien von Europa beziehen.

Außer Prestien muß aber auch Herr Herbst besucht werden, gewöhnlich der „Alte Herbst“ genannt. Ich besonders nenne ihn hier so, um ihn von seinem wackern Sohn und meinem botanischen Freund Herbst in Rio-de-Janeiro zu unterscheiden, der kürzlich höchst rühmlich eine botanisch-gartenkünstlerische Sendung nach Mauritius für die kaiserliche Regierung ausgeführt hat, und im Begriff ist einen Kunstgarten in Rio anzulegen.

Der alte Herbst ist aber gar nicht alt, sondern von einer unverwüstlichen Jugendfrische. So wie er, als ehemaliger preußischer Beamter, eine sehr gute Erziehung mit frischer, tüchtiger Arbeitskraft vereint, so ist auf seinem Grundstück die anmutigste Gartenromantik mit prächtigem Feldbau vereint. Sein Haus liegt auf einem ziemlich hohen Vorsprung über dem Flusse, welcher Vorsprung sich in einer Felsmasse in die Flut hineinsenkt. Das Haus ist allerliebst; der Vorsprung bildet einen kleinen schwebenden Garten von nettem Geschmack mit wunderhübschen Pflanzenformen. Dort hängt hoch über dem Flusse eine natürliche Steinbank, die wirklich reizend liegt oder hängt, wie man das gerade nennen will. Wer so griesgrämig an den Itajahy kommen sollte, daß ihn der lebensfrische alte Herbst nicht gleich beim ersten Begegnen

aufthaute, der seze sich einen Augenblick auf die Loreleibank eines Felsens über dem Flusse und gestehe sich, daß es doch viel Wundervolles in der Welt gibt, oder er werfe sich von oben hinunter, denn er taugt nichts mehr für das Leben und ist unverbesserlich.

Uebrigens wohnt Herr Herbst nicht auf dem eigentlichen Gebiet der Colonie Blumenau, sondern außerhalb derselben, gerade so wie manche andere und zwar höchst tüchtige Anbauer am Itajahy. Es hat das seinen tiefen Grund in einigen Misverhältnissen, welche von eigenhümlichen Ansichten des Dr. Blumenau über den zweckmäßigsten Verkauf seines Colonielandes herrühren, und die ich absolut nicht theilen kann.

Beim Rückweg von Herrn Herbst besuchten wir auch eine große Ziegelei, wo eine recht liebe Familie wohnt, die mir freilich nicht zum Ziegelbacken am Itajahy geboren und erzogen zu sein scheint. Dennoch arbeitet der Familienvater Schäffer aus Pommern unverwüstlich mit seinen heranwachsenden Söhnen, und seine lebhafte und wohlgerzogene Frau bewahrt bei allen Entbehrungen und vieler Arbeit ihren jugendlichen Lebensmuth mit einer seltenen Elasticität. Man weilt schon gern eine Stunde in einer so freundlichen Familie, wenn man auch mit einem leisen Bedauern weiter zieht und sich nicht verhehlen kann, daß derjenige einen tiefen Blick in das menschliche Gemüth geworfen habe, der als eine ernste Strafe die Exportation übers Meer ins ferne Land vorschlug. Selbst wo die Exportation aus freien Stücken, die Auswanderung mit lebensfrischem Muth geschieht, sinkt manchmal die Fassung auch des stärksten Gemüths auf Augenblicke, Tage, Jahre, und mehr als einer mag vergebens noch am Grabe neben dem Urwald die Hoffnung, die alte Heimat wiederzusehen, aufpflanzen. Ich kenne sogenannte starke Gemüther, die lautem Tadel aussprechen über jene schwachen Seelen, welche an einer europäischen, vaterländischen, heimatlichen Scholle haften, und

nicht am „großen Ganzen“, an dem wirklichen „weiten Vaterland, der Welt“ mit helfen wollen. Zu diesen Starken gehören namentlich die Agenten der Auswanderung, die per Kopf 30—40 Thlr. bekommen und recht eigentlich den Krebschäden der Welt bilden. Mögen sich aber die schwachen Seelen, die nun einmal ausgewandert sind, ihrer lebhaften Heimatreinnerungen nicht schämen, sondern recht eifrig sich ihre neue kleine Heimat im fremden Lande herauszubauen nach Muster der ältern, liebern! Das wünsche ich besonders den Auswanderern von besserer Gesittung und Gesinnung.

Der kosmopolitisirende Reisende wird aus seinen weltanschaulichen Betrachtungen oft durch Kleinigkeiten herausgerissen. Oft ist's ein Stein, den er aufhebt, oft findet er eine Euphorbiacee, die ihn anzieht, oder ein Schmetterling flattert vorüber und die Freude des Reisenden an der ganzen Welt concentriert sich im kleinsten Rahmen. Bei Schäfer's war es ein süßes Kind von sieben Jahren, was mich vor allem begeisterte. Es gibt nun einmal nichts Wonnigeres als solch ein Kindergesicht, und es läßt sich auch gar nicht singen, sagen und beschreiben: besonders nicht denen, die eine Beschreibung vom Itajahy haben wollen und sich gar nicht um das liebe flachsköpfige Kindergesindel am Ufer des Flusses kümmern mögen.

An einem folgenden Tage machten wir eine gar herrliche Fahrt den Itajahy hinauf, um weiter durch den Wald bis zum Salto, dem Wasserfall des Itajahy zu gelangen. Je höher man den Fluß hinauf kommt, desto heftiger braust er, und wer nicht ganz besonders geschickte Canoeiros, Canotführer hat, nehme sich recht in Acht. Herrlich gestalten sich zwischen dem Anbau oben auf den Ufern einzelne schroffere Waldpartien und Felsbildungen, um welche trotz der ausruhenden Jahreszeit oft ein ganzer Frühling zu blühen scheint. Wie herrlich muß der Itajahy um Fastnacht sein, wenn der Wald

seine vollen Blütenreichthümer ausgestreut hat und tausend bunte Schmetterlinge um die lustigen und duftigen Kelche umherflattern und aus ihnen den Himmelsthau schlürzen.

Bei einer der letzten Ansiedelungen hielten wir mit unserm Canot still und stiegen aus, da ein Befahren des Flusses höher hinauf leicht zu einer unfreiwilligen Badepartie Anlaß gibt. Hier trafen Burkart und ich unsere beiden treuen Begleiter Friedenreich und von Gilza.

Ein köstliches junges Ehepaar wohnt hier, Auswanderer, wie sie womöglich alle sein sollten; beide blühung, gesund bis zum Platzen und gewiß unendlich ineinander verliebt. Sie haben sich aus Palmstämmen das Häuschen ungemein zierlich zurecht gezimmert; die Wohnzimmerabtheilung ist hübsch geschmückt mit kleinen Bildchen, bunten Tukanfellen und andern farbigen Waldgeschichten. Hinter dem festen Tisch ist eine feste Bank aus kleinen Palmstämmen, mit einer eben solchen Fußbank gemacht: man kann keinen gemütlicheren Winkel für zwei Personen sehen. Ein kleines Gärtchen vor dem Hause hat nicht nur einige hübsche Blumen, sondern sogar höchst zierliche Schneckenhausverzierungen und Muscheleinfassungen. Das ist die provisorische Spielerei der jungen Frau, saute de mieux, denn sie ist noch nicht lange verheirathet. Dazu ist das Feld hinter dem Hause köstlich bestellt, und das Zuckerrohr wuchert hoch auf. Es ist eine helle Freude, so jungem Chevolk ins Gesicht, ins Haus, ins Feld zu schauen! Da ist alles Zufriedenheit, Glückseligkeit, fröhlicher Lebensübermuth, da trifft man die rechten Einwanderer, die richtige Menschenklasse, die beim Colonisiren den Nagel auf den Kopf trifft. Und, das muß ich offen gestehen, von diesem Schlage trifft man die meisten in solcher Colonie, selbst da noch, wo eine vorhergegangene europäische Erziehung ihnen die Feldarbeit, die ihnen unter dem Drucke der Heimatsetikette verboten war, nicht eben zu erleichtern scheint. Wie ist es denn am Ende mit den

meisten jungen Ehepaaren in einer neuen Colonie? Das junge Volk wandert aus, weil es heirathen möchte und unter dem Drucke der Verhältnisse nicht heirathen darf. Oder sie verlieben sich unterwegs; auf einem so engen Schiffe kann man sich nicht ausweichen. Ist gerade ein Pastor am Bord, so kommen unterwegs Trauungen genug vor. Wo nicht, so müssen sie Huon und Rezia spielen. Glücklicherweise geht aber das Schiff nicht deswegen zu Grunde: wie viel Colonistenschiffe würden sonst ankommen? Angekommen, übernimmt das junge Paar ein Stück Land; beide machen sich eine provisorische Hütte, beide schlagen ihre Roça; der Mann geht tageweise auf Tagelohn, damit sie etwas zu essen haben, und so dauert es gar nicht lange, bis sie ihr Palmenhäuschen fertig haben und ihre kleine Colonie in Ordnung ist, gerade wie bei jenem jungen Ehepaar, wo wir anlegten. Und da sie nun alle gern heirathen wollen, alle, welche jung nach dem Itajahy, oder sonst wohin wandern, so ist selbst bei jungen Leuten, namentlich bei jungen Mädchen, die Partie bald gewonnen. Sie packen die Art beim Stiel und heirathen ganz getrost und unbefangen, man kann keinen kostlichen Communismus sehen.

Wir gingen in den Wald hinein und kletterten meistens längs des Flusses über alle Hindernisse hinweg, welche die Natur dem Wanderer im Urwald entgegenstellt. Baumstämme sind umgeworfen und liegen zu den bizarrsten Barrikaden umher, Schlingpflanzen versperren den Weg, Felsblöcke müssen umklettert werden, oder man voltigirt mit Händen und Füßen längs einer jungen Palme, die gerade über einen Bach hingehängt. Es ist eine rechte Turnfahrt solch Wandern. Dazu knallt wol die Jagdbüchse dazwischen, und oben aus dem Gipfel des schlanken Araçabaums stürzt ein prachtvoller Tukan herab, der eine ebenso ausgezeichnete Suppe wie einen leckeren Braten abgibt.

Dann braust der Strom heftiger. Man steigt aus dem Walde heraus ans Flusbett. Die ganze Flusbreite ist von schwarzen Felsen durchsetzt, zwischen welchen in einer Menge von kleinen Wasserfällen der Itajahy hindurchbraust. Eine herrliche, wilde Urwaldscenerie, an der man sich, am stillen Ufer auf dem überschatteten Gestein lagernd, nicht satt sehen kann!

Unterdes haben sich die Canoeiros mit ihrem leichten Fahrzeug den Fluss hinaufgearbeitet, nicht ohne tüchtig durchnäht zu sein bei so mancher Gelegenheit, wo eine brausende Ca-choeira, eine Stromschnelle zu besiegen war. Um aber den eigentlichen Salto zu sehen, muß man ans jenseitige Ufer fahren.

Wir schifften uns ein. Die Fahrt schien mir höchst risikant zu sein. Hart neben den kleinen Wasserfällen ward das Canot zwischen Felsen durch die schäumende und wirbelnde Flut gegen den brausenden Strom angetrieben, der fast unbesiegbar schien. Kaum gewannen die Canoeiros einen Fuß breit nach dem andern und gelangten so ans jenseitige Ufer, wo das Wasser ruhiger war. Wir stiegen aus und begannen eine keineswegs gefahrlose Kletterei.

Unmittelbar am tobenden Fluss erstrecken sich ganz nackt die Felswände in cyclopischen Massen aufwärts. Von Block zu Block muß man längs der schroffen Wand hinklettern, ja manchmal hängt man im eigentlichsten Sinne des Worts über dem Wasser und muß sich mit den Händen aufwärts ziehen. So gelangt man an den eigentlichen Salto.

Hier hat des Wassers Gewalt eine mächtige Bresche gerissen durch die hemmenden Felsmassen. Mit rasender Gewalt stürzt der Strom gegen das schwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann vollends den Weg zurück zwischen den zerhackten Wänden des Kanals und tritt endlich heraus aus der wilden Sturzpartie.

Burkart verglich den Fall mit dem Rheinfall bei Schaffhausen. Wild genug ist er schon und allerdings herrlich und großartig, obgleich er mit dem Fall von Caveiras bei Lages an Massenhaftigkeit gar nicht zu vergleichen ist.

Auf dem kahlen Felsen des Salto hielten wir unser Frühstück. Hoch über uns hingen die schweigenden Waldkronen, neben uns donnerte der Strom hinunter; keine Menschenspur, kein Culturversuch hatte hier die wilde Natur beleidigt.

Unsere Canoeiros hieben mit ihren Waldmessern eine Picade oben durch den Wald, um uns das Klettern über den Felsen zum Canot hin zu ersparen. So kamen wir zwar langsamer, aber auch ohne alle Gefahr zum Canot zurück und schifften uns wieder ein. Pfeilschnell schoß der ausgehöhlte Baumstamm im brausenden Wasser dahin, aber eben nur eine Strecke. Es war gerathener für uns, uns zu Fuß weiter durch den Wald zu schlagen und das Canot weiter unten warten zu lassen am kleinen Gehöft des jungen Chepaars, wo wir uns am Morgen getroffen hatten.

Da hatte die junge Frau sich denn ganz hübsch angezogen und uns ein Mittagessen gemacht, so gut eine beginnende Colonie das erlaubt.

Mit herzlichem Danke schieden wir von den guten Leuten und fuhren den Fluss abwärts. Bei vielen kleinen Ansiedlungen, unter deren Flußrand wir durchfuhren, standen die Männer auf der Lauer, um uns als Ehrensalve ihre Flinten loszuschießen. Das gab ein lustiges Knallfeuer, was wir mit der Artillerie unserer Fregatte, mit Büchsen und Pistolen nach Kräften erwiderten, bis wir unten am „Stadtplatz“ anlegten.

Unmöglich kann ich in der Erinnerung an Blumenau an den Stadtplatz anlegen, unmöglich von ihm Abschied nehmen, ohne mit der herzlichsten Dankbarkeit und wirklicher Rührung an eine Gruppe guter, lieber Menschen zu denken, die da-

selbst wohnen, und mir in so ununterbrochener gütiger Weise die lieben Asyle ihrer Häuser geöffnet haben.

Um den einsam stehenden Dr. Blumenau hat sich eine Schar lieber Menschen versammelt, zum Theil mit ihm verwandt, die eigenthümlicherweise zum großen Theil von braunschweigischen Pastoren herstammt. Ich war kaum in Blumenau angelangt, als alle den ihnen ganz fremden Reisenden, der ihnen am Ende ja ganz gleichgültig sein mußte, unter sich aufnahmen in jener zwanglosen und dennoch vollkommen europäisch gesitteten Weise, die immer das Wohlthuendste ist, was der europäische Reisende treffen kann. Wenn die Wanderung des Tages durch wilde Naturscenerien hindurch, das Auffinden von halbcultivirten Roças, das leidenschaftliche Discutiren über Colonisation zu Ende war: dann war es mir eine seltsame Wohlthat, von den kaum aufgefundenen Freunden in ihre Wohnungen geführt zu werden, wo über aller wilden Naturscenerie, aller halbcultivirten Roça und jeglichem leidenschaftlichen Discutiren erhaben und uns selbst erhebend, liebe Frauenhände und Frauenritte das Zimmer geordnet hatten, und zuletzt noch ein deutsches Lied aus deutschem Frauenmunde seinen orphischen Klang verbreitete.

Kaum darf ich hier einzelne Namen nennen. Ein liebes Pastoren-Ehepaar habe ich am Itajahy kennen gelernt, den Pastor Herrn Hesse und dessen freundliche, edle Gattin. Sie wohnten damals oben im Hause des Herrn Friedenreich, bis ihr freundliches Haus fertig gebaut sein wird.

Je mehr ich beide achten und verehren gelernt habe, desto höher ist auch mein Unwille gestiegen über die ganze Art und Weise, wie man gegen den arglosen und biedern Mann gehandelt hat, als man ihn in Europa engagirte. Er ward zum 18. Nov. nach Hamburg zur Einschiffung bestellt, und legte am 14. Nov. sein Pfarramt nieder. Mit Frau und Kindern kam er nach Hamburg. Aber es lag kein Schiff

segelsfertig, wie sehr auch Hühn & Comp. ihn zum Kommen aufgesondert hatten. Erst am 6. Mai konnte er in See gehen. Unterdes hat man ihm per Tag neun Silbergroschen bezahlt, womit der Betrogene nicht auskommen konnte. Für sonstige Anleihen hat man ihm Bucherzinsen abgesondert. Auch in Hinsicht der freien Passage nach Blumenau sind schlechte Geschichten mit dem arglosen Manne vorgekommen, ja man hat ihm nicht einmal vom Tage seiner Einschiffung an, sondern erst vom Tage seiner Ankunft in Blumenau an seinen Gehalt festgesetzt. Kurz man hat den Mann in solche Bedrängniß gebracht, daß er eine für seine Besoldung bedeutende Schuldenlast nach Blumenau mitgebracht hat, an deren Deckung er; so wie diese Deckung stipulirt ist, fünf bis sieben Jahre arbeiten muß, — ein freudiges Beginnen eines schweren Wirkungskreises im fremden Welttheil, zumal wenn man dafür eine liebe Heimat und eine Berufsstellung ausgegeben hat!

Auch die Zuertheilung eines Urwaldgrundstücks scheint mir eine schiefe Geschichte zu sein. Ein Pastor soll nicht selbst seine Roça schlagen, und die Frau Pastorin Hesse soll es auch nicht. Tagelöhnerarbeit ist zu theuer, was soll also der Pastor mit seinem Grundstück? Ich habe den Pfarrkindern vorgeschlagen, freiwillig das Land ihres Pastors zu bearbeiten, und ich hoffe, sie werden es thun.

Aber mein lieber geistlicher Freund am Itajahy läßt sein Gottvertrauen keinen Augenblick fahren, und es hilft ihm aller Wege. So hat seine Sorge, wie gewissenhaft er sie auch nimmt, uns in den Stunden unseres Beisammenseins keineswegs gestört, und ich möchte von Herzen, daß es ihm mit diesen Stunden ginge, wie mir selbst; sie sind mir keine verlorenen Stunden gewesen und werden es auch nie werden.

Am 25. Juli, dem letzten Tage meines Aufenthalts in Blumenau, war Gottesdienst. Ein Theil des Empfangsschupps ist für den Gottesdienst eingerichtet worden; der kleine

Raum war stärker besucht, als die Kirche in Rio zu sein pflegt. Die Rede des Pastors war ernst und gewaltig. Der Gesang der Gemeinde war von keiner Orgel begleitet, aber ging vollkommen gut seinen Gang. Aber wie erbärmlich war das Lokal, zumal im Vergleich mit dem Hotel.

Der 25. Juli am Itajahy! Der Tag ist mein Geburtstag, er ist der Geburtstag meines lieben jüngsten Töchterchens! Und nun war er gar ein Sonntag! Ja er endete, gerade als ob er am Itajahy recht mein Festtag werden sollte, mit einem Festabend, den uns allen ein freundliches Ehepaar bereitete, Herr Gärtner, der Neffe und Stellvertreter des Dr. Blumenau und dessen liebliche Gemahlin, das einzige Kind eines braunschweigischen Landpredigers. Ein Seitenhaus des hübschen und sauberen Wohnhauses war von Feenhand zu einer Festhalle umgewandelt, deren Wände von allem, was der Urwald an herrlichen Pflanzenformen nur immer liefern kann, dicht bedeckt und versteckt waren. Der Anblick war selbst für einen abgehärteten Reisenden, wie ich bin, entzückend: was würde ein Europäer, der nie an die Tropenzone hinanstreift, von der Pracht solcher Halle zu sagen gehabt haben?

Alle Güte und Liebe aber, die mir an jenem Abende zu Theil ward, verschweige ich hier, ich werde sie nie vergessen. Die allgemeine Fröhlichkeit hielt uns bis tief in die Nacht hinein zusammen, ja fast hätte uns das erste Morgengrauen des 26. Juli noch auf unserm Feste vom 25. ertappt.

Kaum einige Stunden darauf saß ich mit Dr. Burkart im Canot. Oben am Rande des Flusses standen meine lieben Blumenauer, zum letzten male winkten wir uns zu; die Männer schoßen ihre Flinten ab, unser Fahrzeug glitt um die nächste Waldecke und die Colonie war vor meinen Augen verschwunden.

Wie oft nun auch auf der weiten Reise ich mich namentlich von deutschen Landsleuten ungern trennte, so erfüllte mich

dennoch diesmal mein Scheiden von den guten Menschen hinter dem Walde mit Wehmuth.

Was könnte aus dem Itajahy werden! Welche Segensfülle kann sich an seinen Ufern entwickeln zum Heil und Gedeihen des brasilianischen Kaiserreichs und der Einwanderer! Wie mächtig und frisch zieht der schöne, breite und meistens auch tiefe Strom seine Bahn durch die dichten Waldungen! Wie kostlich ist nicht das Land auf seinen Ufern, wie gesegnet die deutsche Arbeit in seinen Feldern!

Und wie kommt es, daß, nachdem von Dr. Blumenau eine lebhafte Anregung zur Bebauung der herrlichen Stromufer in gewissen Grenzen gethan und eine rüstige Bebauung wirklich angefangen und zur ersten Entwicklung gebracht ist, augenblicklich eine gewisse Stockung, ein Schwanken, ein Siechen des jungen Unternehmens eingetreten ist? Wie kommt es, daß man von oben herab, nachdem man dem Blumenau'schen Colonisationsplan volles Gehör, willigen Vorschub und schöne Geldmittel ohne alle Procante gegeben hatte, nun erst abwarten will, ob der Unternehmer auch seine contractlichen Verpflichtungen gegen die Regierung erfüllen kann und — was noch viel wichtiger ist — gegeh alle diejenigen, die da voll Vertrauen allein oder mit Weib und Kind und dem letzten Reste ihrer Habe über Meer kommen?

Ich glaube keinen übereilten Ausspruch zu thun, wenn ich behaupte, daß es der Regierung viel weniger, ja kaum etwas darum zu thun ist, ob strenge Verpflichtungen gegen sie selbst erfüllt werden, wenn nur die Einwanderer zufrieden gestellt werden und zur vollen Entwicklung ihrer Kräfte und Thätigkeit und damit zu einer festen Ansiedelung gelangen. Die Regierung hat eben nur ein einziges Interesse: das Aufblühen der Einwanderung und das Gedeihen der jungen Colonien. Dafür möchte sie alle nur möglichen Opfer bringen. Bei jedem Privatunternehmen aber wird aus diesem einen einzigen

Interesse ein dreifaches. Die Regierung will ihr Interesse gegen den Coloniegründer behaupten und ihre Gelder nicht nützlos verloren gehen sehen. Der Unternehmer will, und mag er sein, wer er auch will, aus der angeregten Einwanderung baren Geldnußen ziehen, sie wird ihm zu einer Handelsspeculation, zu einem Geschäft und gerath so himmelweit ab von der Bahn eines humanen Unternehmens, daß es nicht ohne harte Verstöße gegen Billigkeit und Schicklichkeit durchzuführen ist, wenn auch immerhin ein gewisser Rechtsboden, ein vorher stipulirter Rechtsvertrag eingehalten wird.

Gelingt nun eine solche auf Menschenübersiedelung beruhende Geschäftsspeculation nicht, wie ja manchmal die besten Handelsspeculationen nicht gelingen, so soll die Regierung von ihrem Interesse, ihrem Rechtsboden abtreten und Indulgenzen eintreten lassen. Sie thut es ganz bestimmt, wenn sie die volle Ueberzeugung gewinnt, daß nun den dritten Interessirten, den Einwanderern, außer dem vollen Rechte auch volle Billigkeit, Nachsicht, Indulgenz u. s. w. von seiten des vermittelnden Unternehmers geschehe. Möglich ist es, daß beim Blumenau'schen Unternehmen der Regierung diese volle Ueberzeugung nicht geworden ist, einer Menge von andern Umständen gar nicht zu gedenken, die einem nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter beim Besuch der Colonie in die Augen fallen müssen.

Eine Discussion darüber gehört nicht hierher. Wenn ich aber den ganzen Ernst der Frage, ob unter Blumenau's Leitung die Colonie Blumenau in einer allen gerechten und genehmigen Weise sich fortentwickeln könne, mir vor die Seele stelle, und ich mir dabei nicht verhehle, daß vielleicht der eine oder andere je nach meiner Beantwortung nach dem Itajahy wandern möchte, so kann ich die von mir aufgestellte Frage nicht mit Ja beantworten, kann mir nicht denken, daß die Colonie, so wie sie jetzt steht, weiter gehen kann.

Diese volle, klare, lebendige Ueberzeugung war es, die mich beim Absfahren von der Colonie mit Wehmuth erfüllte. Gerade all die freundlichen, wackern Menschen, mit denen ich zusammenkam, die mir so harmlos und gütig ihre Häuser öffneten, stehen dem Dr. Blumenau zunächst ja ganz nahe und verdanken gerade ihm und seiner Güte die Gestaltung des trauslichen Asyls, was sie sich am Itajahy eingerichtet haben. Es würde ein hartes Eingreifen sein in die freundlichen Lebensverhältnisse am Stadtplatz von Blumenau, wenn die Stellung des Doctors eine andere werden sollte.

Wenn aber einmal der Grund weggefallen ist, warum man jetzt mit abwartender Rücksicht und Zögerung die Geldquellen zur Belebung der Colonie sparsam stießen läßt, wenn einmal und zwar bald, so Gott will, die Regierung in vollster Freigebigkeit Mittel und Wege öffnet zur kräftigen Entwicklung der Anlagen am Itajahy: so wird die Colonie Blumenau zu einem Gedeihen, zu einer Kraftentwicklung gelangen, wie kaum irgendwo eine Colonie gedeihen kann. Menschen und Geld, beide von einer tüchtigen Persönlichkeit in Bewegung gesetzt, können und werden dort Wunder thun und aus der Einsamkeit der Gegend das lebendigste Treiben producirender Kräfte hervorrufen. Dahin muß mit allem Elfer, mit aller Anstrengung und Beharrlichkeit gewirkt werden, und ich halte es recht eigentlich für Pflicht und Gewissenssache eines jeden, der den Strom besucht, darauf zu hoffen! Geld und Menschen, Menschen und Geld! Möchten beide doch bald im vollen Maße dem Itajahy entgegenströmen in kräftiger Springflut! Menschen, nicht beschwächt durch Agenten und lügenhafte Ankündigungen in den Zeitungen, sondern geleitet von sicherer Ueberzeugung zur eigenen Kraft und deren freiester, ungehemmtesten Entwicklung; Geld, nicht in sparsamer, ängstlicher Verwendung und dem Rückhaltsgedanken, daß jeder einzelne auch dabei verdient, sondern in reichlichem Maße und

zur vollsten Bestreitung des Nothwendigen und Nützlichen, damit die Auswanderer gedeihen und kräftig aufwachsen, ohne unter der Angstlichkeit eines Privatunternehmers zu leiden!

Nur keine Privatspeculanter wieder! Wie oft, ja wie ununterbrochen möchte ich das ausrufen, wenn vom Colonistren die Rede ist. Sie sind aber alle, auch die besten, wenn sie überhaupt gut sein können, Speculanter; ich kann ihnen den Ausdruck nimmermehr ersparen, Speculanter von verdächtiger Färbung und unklarem Charakter. Wenn sich noch ferner Unternehmer zu solchem Colonialunternehmen finden sollten, so lasse man sich nicht wieder darauf ein. Wenn ihre Sache auf nur einigermaßen guten Principien beruhen will, so kommen sie nicht zu Stande und fallen auf halbem Wege zusammen, wie am Itajahy schon zwei derartige Beispiele existiren. Und statt der Auswanderungsfrage genügt zu haben, thun sie ihr den größten Schaden. In ihrer eigenen Unzulänglichkeit desacreditiren sie das Land und finden die Schuld nie in sich, sondern in der Landesregierung, und salviren sich durch eine gutgeschriebene Publication in Europa.

Einen Augenblick führen wir bei den guten Schramm's vor, um uns von den biedern Leuten zu verabschieden. Auch zu einigen andern Anwohnern des Flusses, die außerhalb des Blumenau'schen Colonialverbandes wohnen, gingen wir, um möglich vieles zur Kenntniß des Itajahylebens einzusammeln, wobei ich vielfach Gelegenheit hatte, mich immermehr zu überzeugen, wie bedeutend der schöne Fluß zur Entwicklung eines kräftigen Colonielebens unter specieller und directer Pflege und Leitung der Regierung geeignet ist.

Am längsten verweilten wir beim Kapitän Florer, einem der bedeutendsten Anwohner des Itajahy, der mir einige interessante Auskunft über Wege und Brücken gab, die von der Barre des Flusses zur Colonie angelegt worden waren. Es scheint alles wieder eingefallen und verkommen zu sein, und

die ganze Arbeit muß von sachverständigen Leuten unter Verwendung hinreichender Geldmittel von neuem beginnen. Bis jetzt ist alles nur kümmerlich gewesen, manches vielleicht nur Scheinarbeit.

Ein furchtbareß Gewitter bekamen wir auf dem Itajahy. Im kleinen Canot war unsere Lage keineswegs behaglich. Die Blitze tobten herab auf die mächtigen Bäume des Ufers, daß der ganze Wald krachte. Der Regen goss in Strömen. Erst spät am Abend kamen wir bei Sallentien an, und doppelt behaglich erschien uns das wohnliche Haus der freundlichen Bewohner.

Gleich am folgenden Morgen bekamen wir Pferde und konnten schon um Mittag mit denselben den breiten Fluß passiren. Die Pferde schwammen mit einiger Mühe durch das weite Gewässer. Breitere Fähren, wodurch das Ueberschiffen von Thieren und Menschen erleichtert werden möchte, existiren in der Provinz principiell nicht, und der Reisende muß sich damit begnügen, öffentlich auf den Scandal aufmerksam zu machen. Vor dem Uebersezzen über den Fluß hatte ich Muße, die Frage zu stellen, das Dertchen an der Barre mir etwas anzuschauen.

Viel ist noch nicht davon zu sagen. Ein bedeutender Handelsort wird er nicht werden; die Einfahrt in das Bassin der Flussmündung ist nicht gefahrlos und muß von einem guten Lotsensystem überwacht werden. Doch können mäßig große Schiffe unter Umständen ohne Schaden einlaufen.

Wir trabten mit unserm brasiliianischen Begleiter, von dem wir Pferde genommen hatten, weiter und kamen bald an einen andern Fluß, an welchem man ebenfalls absatteln muß. Später kommt noch einer, und vom ewigen Absatteln und Durchschwimmen wird man ärgerlich und die Pferde werden matt davon. Auch das Land ladet nicht eben zum Reiten ein. Meistens reitet man auf dem Sande des Seeufers, welches

zwar oft ganz romantisch aussieht, aber dennoch ziemlich verödet und arm ist. An Itapocoroi ist nichts zu sehen. Aber Penha ist ein allerliebster, kleiner Ort, wo auch Deutsche wohnen. Vor einer Vende sprachen wir mit einigen; die eine Tochter vom alten Adam ist dort verheirathet. Gern wären wir dort geblieben, aber wir wollten am folgenden Tage gern in S.-Francisco sein und hatten noch einen Abendritt zu machen. Man warnte uns davor; viel Gesindelwohnt dort an der Küste; erst vor zwei Monaten hatte man einen Reisenden erschlagen und ausgeplündert. Zu drei Mann aber ist gegen Lumpen keine Gefahr, und wir ritten bis 9 Uhr in den Abend hinein bis Barra-Belha, ohne Flibustier zu treffen.

Barra-Belha ist eine Gegend, kaum ein Dertchen. Wir fanden kaum noch ein Unterkommen, und ein Abendessen aus Fischen und Maniocmehlbrei. Und doch war beides vortrefflich. In Ermangelung eines Tisches ward das Essen auf dem Fußboden servirt; wir lagerten uns darum und aßen nach Kräften. Derselbe Fußboden diente uns auch zum Schlafen und wir schliefen vortrefflich. Auf Reisen ist alles gut, und alles, was noch leidlich abläuft, ist wundervoll gewesen.

Wir schliefen die ganze Nacht ruhig trotz der Mordgeschichten, die man in Penha zu erzählen wußte. Am folgenden Morgen verlangte aber mein brasiliischer Begleiter selbst, ich sollte für den Morgenritt meine geladenen Pistolen umschallen. Recht angenehm das. Die Gegend, wo man auf Anrathen aller Kenner mit Pistolen reiten muß, heißt Pissarros und ist schauderhaft. Man reitet etwa vier Stunden ununterbrochen auf dem Meeressand, welcher mit Treibholz dicht bedeckt ist. Die Gegend ist öde und traurig, recht ein Terrian für Spitzbuben. Meilenweit sieht man den Reisenden kommen, meilenweit kann er um Hülfe schreien, ohne gehört zu werden. Landgensdarmen gehören hier zu den Kurusartikeln, ja der alte Neger von Amorim, der mich den Tejucas

hinunterfuhr, warnte mich besonders vor der Gerichtsbarkeit in Pissarros. An der Mündung des Itapecu machten wir auf ödem Sande halt. Hier ist eine eigenthümliche Küstenbildung. Der ansehnliche Fluß Itapecu hat hier ein wirkliches, etwa drei Meilen langes Haff gebildet. Die Mitte der Sandzunge ist durchbrochen und mit großer Schnelligkeit schießt der Fluß durch die Lücke ins Meer.

Wir befanden uns zwischen dem Meere und dem schmalen Binnensee des Itapecu. Lange mußten wir schreien, ehe sich jenseits der Lagoa ein Mann zeigte und ein Canot vom Ufer abstieß. Wir sattelten ab, ich fuhr zuerst mit sämtlichem Gepäck ab. Mit dem kleinen Fahrzeug kann man aber nicht quer über den Strom fahren, man muß einen Bogen durch die schmale Lagoa machen, um der Strömung aus dem Wege zu gehen; ja eins unserer Pferde, ein sehr schlechter Schwimmer, mußte erst über die Lagoa ans Ufer des Festlandes gebracht, dort eine Strecke längs des Ufers geführt und dann wieder über die Lagoa zurückgeschwemmt werden, um der Strömung auszuweichen. Ich stand, von meinen Reisegefährten durch das Wasser getrennt, lange allein mit dem Gepäck auf dem Sande, doch waren die Bootslute, wenn sie auch in manchen unangenehmen Färbungen schillerten, wohl ordentliche Leute; es fiel nichts vor, und unsere mühsame und langdauernde Passage über den Itapecu lief glücklich ab. Kaum brauche ich dabei zu bemerken, daß der eigentliche Fährmann am Itapecu nicht zu Hause, sondern wie immer im Felde war, und die Leute, die uns halfen, sich nur ein Privatvergnügen daraus machten, uns für Geld und gute Worte überzufahren.

Solchem Privatvergnügen verdanken wir es auch, daß wir überhaupt nach der Insel kamen. Wir waren vom Itapecu nördlich auf dem öden Sandufer weiter geritten und kamen an den Meeresarm, der die Insel S.-Francisco vom Festlande trennt. Hier aber ist kein Fährhaus, vielmehr überläßt

die öffentliche Verwaltung es in der liberalsten Weise den Reisenden, ganz nach Gutdünken zu versfahren. So entdeckten denn auch wir am Strande ein Haus mit verschiedenartigen Menschen und Booten. Die Pferde wurden durchgeschwemmt und sollten auf Umwegen mit Hindernissen nach einem Fischerhause gebracht werden, wohin wir selbst etwa eine Meile nordwestlich fuhren. Zu beiden Seiten des breiten Meeresarms ist Sumpfusor und Manglegebüsch, hinter welchem kaum hier und dort ein höheres Terrain herausragt. Kleine Flüsse oder Bäche kommen aus dem Gewirr der Rhizophoren heraus; oft liegt das eine oder andere Canot an der Mündung und beweist, daß dennoch Anbau im Innern des Tieflandes ist. Dann ward der Boden ganz fest; ein wunderhübscher Palmenwuchs that sich auf und wir legten vor einem netten Fischerhaus ans Ufer.

Ein alter Fischer führte uns in seinen originellen Haushalt ein und ließ uns für Geld und gute Worte Essen bereiten. Die ganze rustike Wirthschaft hatte etwas Seltsames, Poetisches an sich. Das Haus mit seinen Fischernezen, seiner Bananenpflanzung, seinen hohen Palmen, dem wellenlosen und spiegelglatten Meeresarm, der einem Landsee glich und nur von springenden Fischen an seiner Oberfläche erregt ward, oder von einem vorüberziehenden Canot, dann in weiter Ferne ein blaues Gebirge, das alles machte sich gar gut und in seiner Einfachheit wirklich romantisch; ein leichter, leise rauschender Regen störte den Effect der Scenerie keineswegs.

Dann kamen die Pferde und wir sattelten. Immer sind doch diese humoristischen Naturmenschen mit Witzworten bei der Hand. Ich erfuhr, daß die schneeweise Stute, die ich ritt, das beste Rennpferd im Norden von Sta.-Catharina, allgemein unter dem Namen der Allemão, der „Deutschen“ bekannt wäre. Die deutschen Frauen der deutschen Einwanderer kamen den braunen Autochthonen der Gegend und ihren

Mischlingsdescendenten so weiß vor, daß jene seitdem sogar weiße Stuten „Deutsche“ nennen. Im Namen meiner blonden Landsmänninnen ärgerte ich mich über den schlechten Witz, mußte aber dennoch meinen rio-grandenser Sattel noch einmal auf meine arme, schneeweisse Thusnelda werfen und darauf weiter reiten.

Die Insel S.-Francisco ist im allgemeinen ganz hübsch angebaut. Wenn man eben den Moorboden des Ufers verlassen hat, reiht sich fast ununterbrochen eine kleine Anpflanzung an die andere an, wenn sie auch alle nicht eben wohlhabend aussehen. Hier und dort trifft man wol eine stattlichere Niederlassung, ja gegen die Nordseite, wo die Stadt liegt, scheint sich in den Anlagen eine gewisse Wohlhabenheit auszudrücken. Doch ward es dunkel und ich kann nur sagen, daß ich mich freute, als wir die Stadt S.-Francisco erreichten und wir in einem dortigen Hotel ein ganz leidliches Unterkommen fanden.

Dort fanden wir sogleich verschiedene Deutsche, sogar Bekannte, wie mir denn wirklich ein recht großer Theil der deutschen Welt in Brasilien bekannt ist. Alergerlich war es mir, daß ein total betrunkener Mensch im Hause ebenfalls ein Deutscher war. Können denn die Deutschen das Saufen gar nicht unterlassen! Es ist so viel Gutes, so viel Herrliches an dem Volke, aber trinken thun sie in aller Herren Landen.

Die Lage von S.-Francisco, die ich am folgenden Morgen in ihrem prächtigsten Glanze überblicken konnte, überraschte mich seltsam. Man sieht das offene Meer nicht, aber ein prächtiger, breiter Meeresarm, einem mächtigen Strome ähnlich, trennt die Insel vom gebirgigen Festland, dessen grüne Höhenzüge rein und klar in den blauen Himmel hinausragen und sich fern im Westen an die Hauptterra anlehnen. So breit, so tief ist das schöne Wasserbecken, daß große Schiffe, selbst noch Fregatten, hineinsegeln können, ja bedeutende Han-

delsfahrzeuge bis 500 Tonnen groß, können bis ans obere Ende des Meerbusens hinaussegeln, ein Umstand, durch welchen S.-Francisco einer der besten Häfen von Brasilien wird und allen zu seinem Bereich gehörenden Anlagen und Unternehmungen eine glänzende Entwicklung und Zukunft verspricht.

Dennnoch ist S.-Francisco nur ein unbedeutender Ort, wie alt auch seine erste Anlage immer sein mag. Kaum kann man von einigen Straßen reden, doch sind manche Häuser ganz groß und freundlich. Eine alte Kirche war mir früher einmal als ein bedeutendes Bauwerk gerühmt worden; ich fand nichts Ausgezeichnetes daran und konnte mir nicht verhehlen, daß selbst dieser so herrlich gelegene Platz der Provinz eines ganz besondern Aufschwungs bedürfte, um die Stelle und den Namen eines bedeutenden Punktes zu verdienen. Auch hier bemerkt man, wie in der ganzen Provinz, eine rechte Nachlässigkeit in allem, was zur Offentlichkeit, zur Verwaltung gehört. Schmutz und Unordnung bemerkt man in der ganzen Stadt, die glücklicherweise nicht groß ist, sonst würde man nirgends durchkommen können.

Auf der Post des Handelsplatzes wollte ich nach Briefen suchen. Die Post war aber aufs Land gegangen und ließ sich bis morgen entschuldigen, eine wundervolle Naivität, über welche man sich dennoch einen Augenblick ärgern muß. Die gute Frau des Posthalters schien nicht begreifen zu können, daß man mit Empfang eines Briefs bis zum folgenden Tag nicht warten wollte, und es unrecht fände, daß ein Postmeister auf Tage fortreite, ohne den Schlüssel zur Brieflade einem andern zu übergeben. Als kaum einige Morgenstunden verflossen waren, kam aus der Tiefe der Bucht ein großes Boot angesegelt. Zu meiner Freude war es das Boot der Colonie Donna-Francisca.

## Viertes Kapitel.

Besuch der deutschen Colonie von Donna-Francisca und Aufenthalt in derselben. — Rückblick auf die deutsche Colonisation im Norden der Provinz von Sta.-Catharina.

---

Gott mag wissen, was eigentlich die Gesellschaft *Associação central de Colonisação* in Rio-de-Janeiro vorstellt. Im Jornal do Commercio vom 25. Mai 1858 findet sich folgende Ankündigung von ihr:

„Es befinden sich im Empfangshause der Ilha do Bom Jesus unter den von Portugal, Gallicien, Belgien, Holland und Deutschland gekommenen Colonisten Feldarbeiter mit und ohne Familien, Zimmerleute, Tischler, Schiffszimmerleute, Steinhauer, Bretsäger, Schmiede, Seiler, Tapezirer, Bäcker, Diener und Dienerinnen für den Haussdienst.

„Die Begünstigungen, welche von der kaiserlichen Regierung den von dieser Gesellschaft eingeführten Colonisten zugestanden sind, machen die Preise ihrer Ueberfahrten billiger als die, welche auf irgendeinem andern Wege transportirt sind, und sind in vielen Fällen nur die Hälfte oder wenig mehr sich belaufend. Die Personen, welche Aufträge

zu solchen Individuen gegeben oder ihre Dienste nöthig haben, können sich an das Comptoir der Association wenden, Rua Direita Nr. 15, im ersten Stock, von 10 bis 3 Uhr." In derselben Zeitung heißt es am 30. Mat:

„Angenommen werden in der Rua Direita Nr. 15 Aufträge auf europäische Colonisten von Gutsbesitzern und Landbauern, unter Vorausbezahlung der nothwendigen Summen und Leistung der gebräuchlichen Garantien.“ u. s. w.

Aus dem von Donna-Francisca ankommenden Boot stiegen verschiedene Belgier aus, welche von der Colonie kommend, Arbeit in der Stadt suchen wollten. Sie erzählten mir eine eigene Geschichte.

Man hatte in Belgien eine kleine vlaemische und gleichlautende französische Schrift drucken und verkaufen lassen, in welcher den Leuten als Arbeitslohn sechs bis funfzehn Francs täglich versprochen ward. Das kleine Schriftchen erschien mir wie ein erbärmlicher Lockvogel, womit man Menschen nach Brasilien verführen wollte. Es waren mehrere Schiffe von solchen Verlockten nach Rio gekommen und im selben alten Kloster, wo ich im Jahre 1850 meine Gelbfieberfranken behandelte, untergebracht worden. Genaueres konnte ich von diesen Belgieren nicht erfahren, und verschob eine gewissere Erfundigung auf meine Ankunft in Donna-Francisca, wo man eine Anzahl dieser Leute hingeschickt hatte.

Wir suchten in S.-Francisco nach Arbeit für diese Belgier. Sie konnten aber weder für funfzehn noch für sechs Francs Tagelohn Beschäftigung bekommen, sondern fanden trotz der sauberen vlaemischen Schrift gar keine Arbeit. Die armen Teufel waren hungerig. Ich ließ sie auf meine Rechnung sich satt essen und nahm sie wieder mit nach Donna-Francisca, wo sie am Wegbau nach Coritiba hinauf Arbeit finden konnten, freilich für viel geringern Preis, was die Leute in hohem Grade aufregte.

Die Fahrt von S.-Francisco nach der deutschen Colonie Donna Francisca ist wunderhübsch. Wir gingen mit leicht auflaufender Flut aber ungünstigem Wind fort. Das Boot ist kein kümmerliches Canot, sondern ein breites, großes Schiffsboot von tüchtigen Dimensionen, mit welchem man auf die offene See hinausfahren könnte und höchst bequem eine Reise selbst eine Nacht hindurch machen kann.

Die Scenerie der Ufer ist prachtvoll und wirklich großartig. Ringsher prangen die Höhen im Glanz der Nachmittagssonne. Um grünende Inseln rauschen leise die klaren Meereswellen, und immer näher treten die Berge der Serra. Selbst das immer ferner zurück sinkende Städtchen S.-Francisco macht mit seinen hellen Häusern auf dem Hintergrunde dunkler Berge einen hübschen Effect. Gleich nach Sonnenuntergang kamen wir aus dem breiten Meeresarm in eine schmale Einfahrt, wo wir, da uns nun die stark laufende Ebbe in unserm nautischen Vorwärtsstreben hinderte, einen kleinen Anker auswerfen und einige Stunden warten mußten. Doch war die Verzögerung keineswegs unangenehm: die Sterne funkelten wundervoll über der herrlichen, in dunkeln Umrissen daligenden Gegend; auf dem spiegelglatten Wasser zogen leichte Canots mit Feuer vorbei, womit die Fischer die Garnelen anlocken; hier und dort sprang ein aufgeschreckter Fisch aus dem nassen Elemente, und durch die Nachtstille schallte der wilde Spätruf einzelner Vögel hindurch. Gegen 9 Uhr ging der Mond prachtvoll auf; wir fuhren weiter, kamen über eine hübsche Binnenlagoa, den See von Saguacu und ließen in einen kleinen Fluß, den Rio-da-Garoeira ein, auf dessen Krümmungen wir zwischen leicht umflochten und in Nebeln halbversteckten Ufern hinauffuhren.

Was doch wenige Jahre eifigen Arbeitens und rüstiger Kraftanstrengungen ausrichten können! Raum 15 – 17 Jahre mögen es sein, daß hier blutdürstige Bugres hausten und in

der einsam gelegenen Wohnung eines am Coroeira lebenden Anbauers eine Reihe von Menschen erschlugen! Und nun stiegen wir gerade um Mitternacht in voller Sicherheit ans Ufer, spazierten einen hübschen Weg hinauf, kamen in einen freundlichen Ort, dessen saubere Ordnung sich selbst tief in der Nacht zu erkennen gab, und erreichten ein kunstgerechtes Wirthshaus, wo man uns sehr zuvorkommend aufnahm, trotzdem daß es so spät war.

Und dennoch blieben wir nicht und gingen nicht zu Bett. Dicht beim Wirthshaus tönte fröhliche Tanzmusik; ein heiterer Ball schien die Versammelten vergessen zu machen, daß solide Leute, zumal auf dem Lande, um 10 Uhr Feuer und Licht ausmachen. Dr. Burkart, ein ehemaliger Bewohner und noch Grundeigentümer von Donna-Francisca, der unbedingt die tanzende Versammlung kennen mußte, übernahm die Ausführung eines Scherzes und ich mußte nolens-volens mithelfen.

Wir kamen an das Haus und schauten durch das Fenster. Zwei fremde Gestalten, nach Mitternacht, leise umherschleichend, in Ponchos eingehüllt, mein eigener Schatten kam mir verdächtig vor, wie sollten wir selbst nicht höchst verdächtig sein. Einige Herren im Ballcostüm kamen heraus, einer trat resolut hervor.

Als der Ikaromienippus beim Lucian ebenso unerwartet wie unangemeldet in die Götterversammlung trat, schnauzte ihn der oberste Zeus mit den groben Worten an: Τίς πόδεν εἰς ἀνδρῶν u. s. w., ein Empfang, der mir immer schrecklich vorgekommen ist.

Doch ging es mir besser! „Wer sind Sie, mein Herr, und was wollen Sie?“ fragte mich eine sonore Stimme im reinsten Deutsch, und ein männliches Gesicht schaute ganz dicht in mein eigenes.

Wer bin ich, was will ich? Ich war wirklich auf eine

so kurze, juristische Frage gar nicht gefaßt, machte aber aus ihrer Zweckmäßigkeit den Schluß, der Frager müßte der Subdelegat des Orts sein. Also ein Polizeiabenteuer! Ich konnte vor innerm Lachen nicht gleich eine Antwort finden, und die furchtbare Polizei trat mir immer näher, ich selbst trat einen Schritt zurück. Mein erster Gedanke war mein offener Brief vom Präsidenten an alle Civil- und Militärbehörden, mich vorkommendenfalls zu schützen. Mein zweiter war, den Versuch zu machen, um mich mit einfacher Nennung meines Namens durchzuschlagen, den ich wirklich mit dem reinsten Gewissen sagen konnte; ich hatte niemand etwas gethan, seitdem ich die Colonie betreten hatte, also seit einer halben Stunde.

Und doch bin ich gleich beim ersten Eintritt in die deutsche Colonie Donna-Francisca vom Subdelegaten, Herrn Niemeyer, bei Nacht und Nebel arretirt worden. Ich ward von ihm trotz meines gräulichen Reisecostüms mitten in die Gesellschaft geführt, wo mich Herr und Madame Aubé, das liebenswürdige Directions-Ehepaar, für ihren Arrestanten erklärtten, sodaß ich trotz meiner Vorstellungen und Einwendungen das Versprechen geben mußte gleich am folgenden Morgen mein Gefängnis zu beziehen.

Ich habe auch redlich Wort gehalten und wäre vielleicht gar nicht wieder losgekommen aus meiner Haft, wenn es mir nicht eines schönen Tages eingefallen wäre, daß ich eigentlich eine Reise mache und vor meiner Rückkehr nach Rio-de-Janeiro noch nach Coritiba und S.-Paulo gehen wollte.

Also Donna-Francisca! Donna-Francisca ist, wie meine Leser das wol durchweg wissen werden, der Name der Frau Prinzessin von Joinville, der jüngern von den beiden Schwestern Sr. Majestät des Kaisers von Brasilien, durch deren Verheirathung dem Prinzen Franz von Orleans, Prinzen von Joinville, fruchtbare Landstriche im Norden der Provinz Sta.-Catharina zufielen.

Eine Actiengesellschaft in Hamburg übernahm unter der Firma des Colonisationsvereins von 1849 die Cultivirung eines Theils dieser Ländereien. Der Prinz von Joinville schickte als seinen Intendanten den Herrn Aubé dorthin; von Hamburg sandte man einen Ingenieur, und die Colonie begann unter der Regide des Namens von Donna-Francisca.

Ohne eine genaue Geschichte der Colonie von Donna-Francisca schreiben zu wollen, will ich hier anführen, daß in den ersten Zeiten der Gründung ihrer Colonie die hamburgische Gesellschaft nicht besonders praktisch in der Wahl ihrer Direction an Ort und Stelle gewesen zu sein scheint. Der erste Anführer des Unternehmens, ein Herr Günther, hatte bald manche Stimmen gegen sich. Später kam als Director der Hauptmann von Frankenberg, der auch nach einigen Jahren zurücktrat und seitdem als einer der besten und geachtetsten Anbauer auf der Colonie lebt. Eine Art von Regenschaft ward von den Duumvirs Pabst und Hartung kurze Zeit geführt, bis man auf den glücklichen Gedanken kam, den Intendanten des Prinzen von Joinville, Herrn Aubé selbst zum Director der Colonie zu ernennen.

Seitdem und ganz besonders seitdem schreitet die Colonie in der allerkräftigsten Weise ihrer vollen Entwicklung entgegen und muß allen andern Unternehmungen der Art zum Muster vorgestellt werden.

Das Musterhafte der Colonie ist mir überall entgegentreten. Im höchsten Grade auffallend war mir, als ich gleich am ersten Morgen meines Aufenthalts in Donna-Francisca zur Thür hinaustrat, die Ordnung der Anlage.

Eine große, auf der einen Seite vom Fluß, auf den andern Seiten von mäßigen Hügeln unvollständig eingeschlossene und dem Urwald abgewonnene Ebene ist von reinen, mittels Seitengräben trockengehaltenen Wegen in rechten Winkeln durchschnitten. Die dadurch entstehenden großen Bierecke sind wie-

derum in regelmä<sup>s</sup>ig gestaltete Abschnitte von verschiedener Größe getheilt. Die meisten so entstandenen Grundstücke haben schon ihr Haus, welches selten hart an der Straße, sondern meistens etwas zurückgezogen auf dem Bla<sup>e</sup>ze liegt. So mögen wol 70 Grundstücke in der schönsten Ordnung und erquickender Sauberkeit nebeneinander liegen, nicht dicht aufeinander gedrängt, sondern lustig und frisch auseinander gehend, sod<sup>a</sup>ß der Complex der Häuser nicht sowol an eine Stadt, als vielmehr an die Gartenwohnungen außerhalb einer wohlabenden Stadt erinnert.

Dieses anmuthige, aus Gartenwohnungen zusammengesetzte Städtchen heißt Joinville. Es ist der Centralpunkt der ganzen Colonie, die Residenz des kleinen neuen Deutschland, das sich ringsum aus dem Urwald herausbildet. Von hier aus ziehen sich die vortrefflichsten Landstrassen in verschiedenen Richtungen durch das Gebiet der Colonie; man kann schon meilenweit auf ihnen dahintraben, ohne irgendwo stecken zu bleiben, oder auch nur in einige Verlegenheit zu gerathen.

Wenn man einen Landstrich beschreiben will, so gibt man gewöhnlich zuerst seine Größe und seine Einwohnerzahl an; ich aber mußte zuerst von den guten Wegen reden; sie sind der Hauptcharakter der Anlage, und diesen Hauptcharakter treffen wir überall wieder. Die 2500 Einwohner von Donna-Francisca gehen auf guten Wegen in jeder Beziehung, und diese guten Wege müssen immer weiter geführt und somit das Gebiet der Colonie immer weiter ausgedehnt werden. Achtzehn Millionen Quadratklafter Land sind bereits verkauft und zum größten Theil angebaut und in Angriff genommen.

Im Jahre 1850 ward hier der erste Baum gefällt, um einem Empfangshause für die zu erwartenden Colonisten Platz zu machen; im März 1851 kamen die ersten Anbauer! Und nun im Jahre 1858!

Da ziehen des Morgens früh schlafköpfige Kinder zur

Schule und rüstige Feldarbeiter bewegen sich hinaus gegen den Wald, der sich immer weiter zurückzieht. Da röhrt sich das Handwerk überall: es rollen vierräderige Wagen hin und her, bringen und holen, kommen und gehen, und überall hört man deutsche Rede in all ihren närrischen Dialekten, die dem Nordländer so komisch klingen, überall sieht man die Früchte deutscher Arbeit reifen.

Schon so oft und vielleicht etwas zu viel habe ich früher von deutschen Colonien auf brasilianischem Boden gesprochen. Ich darf als Reisender hier keine Monographie von Donna-Francisca schreiben, ich darf nur andeuten, nur flüchtig anzeigen und aufzeichnen, nur die Grundzüge angeben, in welchen sich diese Colonie vor andern hervorhebt.

So sind es denn vor allem die Menschen, die wir betrachten müssen. Die Colonie von Donna-Francisca hat ein seltes Glück gehabt. Es kamen im Anfang Menschen von allen Kategorien, gute und schlechte durcheinander! Vielen lustigen Wandervögeln und losen Zeisigen gefiel der Aufenthalt nicht. Nach und nach haben sie sich alle verzogen, und mehr als von irgendeinem andern Orte kann man von Donna-Francisca sagen, daß die Guten zurückgeblieben sind, die Anständigen und Wohlgesitteten, und daß gerade in Bezug auf diese anständige Besitzung Joinville ein höchst merkwürdiger und ausnahmsweiser Punkt ist.

Es ist schon oft im Entwicklungsgange einzelner größerer Anlagen vorgekommen, daß ihre Richtung von einer einzigen Persönlichkeit, von einer einzigen Familie ausging, ohne daß solche Persönlichkeit, solche Familie gerade mit dem Bewußtsein irgendwelches weiteren Berufs von vornherein auftrat.

Unter andern wohlerzogenen Menschengruppen, die sich der nur im Namen damals bestehenden Colonie zuwandten, kam auch ein Doctor der Rechtskunde mit seiner Familie nach Donna-Francisca. Die drei wohlerzogenen und wohlgesitte-

ten Töchter des Dr. Haltenhof verheiratheten sich schnell, die eine mit dem Director der Colonie Herrn Leonce Aubé, die andere mit dem jetzigen Subdelegaten Herrn Niemeyer und die dritte mit dem Vice-director Herrn Heeren. Zu diesen Familien der besten Gesittung und Gesinnung fanden sich bald noch einige gleichgesinnte und gleichgesittete, und so war ein- für allemal der Ton und die ganze Richtung der deutschen Colonie angegeben und festgestellt. Denn es scheint mir nicht bestimmt zu sein, daß kleine Spaltungen, Uneinigkeiten und Parteiuungen, von denen man mir hat erzählen wollen, hier und dort irgendwelchen störenden Einfluß haben sollten, und das um so weniger, da diejenigen, welche man mir als kleine Opposition nannte, Leute von guter Erziehung und guter Gesittung sind, und es gewiß allgemein anerkennen, daß man bei den großen Opfern, welche die Landesregierung für die Colonie noch bringen muß, die Freude am Fortschritt der Colonie nicht durch Misshelligkeiten stören darf.

Um die Familie des Directors treffen wir nun, wie gesagt, nähre und fernere Kreise von guter Erziehung und aus Ständen, die nicht eben zum Auswandern gemacht erschienen. Es sind Leute von gelehrter Bildung unter ihnen, Leute von adelichem Herkommen, und bei allen ist das das Hochachtbare, daß sie mit Beibehaltung ihrer guten Erziehung rüstig und unverdrossen das schwere Colonistenhandwerk anfassen und Art und Hacke mit dem besten Erfolg schwingen. Ich will keine Namen von diesen weiter anführen, ich müßte sonst einen Katalog von 20 — 24 Familien nennen, denen ich meine vollkommene Hochachtung zolle, eben wegen ihrer Thätigkeit und der freudigen Resignation, womit sie ganz ungewohnte Arbeiten anfangen.

Viele haben ohne Mittel oder doch mit sehr beschränkten Mitteln ihre Thätigkeit angefangen. Sie kauften sich ein Stück Land, schlugen ihre Roça, brannten sie ab und pflanzten dann

mit eigenen Händen, bis ihre Arbeit ihnen Früchte trug. Fast möchte ich diese ohne Mittel Anfangenden am glücklichsten preisen. Sie hatten nichts zu verlieren und gewannen täglich und lernten so das bedeutende Kapital kennen, was in ihnen steckte.

Andere fingen mit guten Mitteln, ja manche Familien mit sehr schönen Mitteln an, und haben daher schneller als die mit nichts Anfangenden sich Haus und Hof gegründet. Ich brauche hier nur auf Neu-Hamburg hinzudeuten, wie die große, im europäischen Stil angelegte Pflanzung des Herrn Poschaan genannt wird.

Das schöne Etablissement überrascht seltsam den Kommen-den, und doch überrascht ihn noch mehr die freundliche, wohl-erzogene Familie. Mir sind die wenigen Stunden, die ich dort zubringen durfte, wohlthuend und erquickend gewesen. Und eben deswegen kommt mir, vielleicht mit Unrecht, das Gefühl eines leisen Bedauerns, daß ein ganzes Vermögen in eine glänzende und wahrhafte Musteranlage, wie die Dampfzucker-mühle des Herrn Poschaan ist, gesteckt und vielleicht damit ein weiterer Schritt voraus gethan ist, als die Umstände einer sich eben und unter Mühen aller Art entwickelnden Colonie gut und zeitgemäß heißen möchten.

Je größer da die Mühe und Arbeit ist, desto mehr mag da vielleicht das Streben eines regsamten Geistes, wie Herr Poschaan ihn unbedingt besitzt, sein Feld finden. Das ganze liebenswürdige Schalten und Walten einer freundlichen Hausfrau mit drei anmuthigen Töchtern erregte aber in mir das Bedenken, ob es nicht etwas verfrüht sein möchte, solche Familie nach einer deutschen Colonie in Brasilien übergesiedelt zu haben, selbst nach einer schon so weit gediehenen wie Donna-Francisca.

So reiht sich denn ein gutes, helfendes, kräftigendes und versittlichendes Element an das andere an in einer wirklich

überraschenden Weise, und ich kann einem deutschen Gelehrten, der in Donna-Francisca gelebt hat und mir vor meinem Besuch der Colonie die Versicherung gab, es möchte schwerlich irgendwo einen Ort von so beschränkter Einwohnerzahl geben, in dem so viel gute Erziehung und Gesittung stecke als Donna-Francisca, nur vollkommen recht geben: so sehr, daß ich dem Dertchen Joinville trotz aller harten Arbeit, trotz allen Erfolges des Colonielebens, trotz aller oft bittern Wahrheit, die das Auswanderungsleben herausstellt, nimmermehr den Hauch einer tiefen, poetischen Romantik absprechen kann.

Das ist der große Vorteil, den mir Donna-Francisca vor der Colonie am Itajahy zu haben scheint. Man hat Untersuchungen darüber angestellt, in welcher Colonie der Boden besser und das materielle Gediehen in rascherm Fortschreiten begriffen wäre, man hat darüber disputirt, sich gezankt und kein Resultat erlangt, denn in beiden Colonien ist, wenn ihnen die von der Landesregierung gewährten Hülfsmittel in tüchtiger Weise zufüßen, das materielle Gediehen sicher und unbedingt. Doch möchte ich wohl glauben, daß die wohlgezogenen Familien in Blumenau an dem, was sie sich gegenseitig bieten können, vorläufig sich noch mehr trösten in ihrer Flußinsamkeit, während die Bewohner von Donna-Francisca sich schon daran erfreuen, denn rasch und in wirklich erfreuernder Weise sammelt sich um die dort Lebenden eine Gruppe von Erziehung und Gesittung nach der andern an, eine kleine freudige und erfreuende deutsche Welt.

Leider aber war, wenn ich das Unmuthige von Donna-Francisca mit der Natur einer Miranda vergleichen darf, gerade in den Tagen meines Aufenthalts in der Colonie, und seitdem noch in verschiedenen Ausgaben, ein ungeschlachter Karibian in die Colonie hineingebrochen.

Die *Associação Central de Colonização* von Rio-de-Janeiro, die unter unmittelbarem Schutze der Regierung steht, hatte in

Europa, und wie es scheint namentlich in Belgien, zur Uebersiedlung von Colonisten aller Art, Handwerkern, Tagelöhnnern, Dienstboten u. s. w. sich mit sogenannten Agenten eingelassen, einer Menschenklasse, die mir entweder gleich nach oder gleich vor der Klasse von Halunken und Spitzbuben kommt; denn für ihr Kopfgeld liefert sie alles, was kopfgeldfähig ist, ans Messer, unbekümmert, ob die Individuen, die sie heranschleppt, Banditen und Gauner sind, oder auch Leute, die man mit Ernst und humaner Zurede vom Auswandern abhalten sollte.

Die Herren Beaucourt & Comp., Rue d'Hauteville Nr. 19 in Paris, und Serigiers und Steinmann in Antwerpen rührten die Werbetrommel, und es ward eine kleine Broschüre, wie ich schon angegeben, publicirt: „Emigration pour le Brésil! Rien à payer avant le départ! Ligne régulières d'Anvers à Rio-de-Janeiro départ le 1<sup>er</sup> et le 15 de chaque mois!”

Ich kann aus der kleinen Schrift nicht recht klug werden. Thatsache aber ist, daß verschiedene Schiffe mit Leuten kamen, welche im Kloster der Ilha do Bom Jesus einquartirt wurden. Trotz des Ausbietens konnte aber die Associação Central wie es scheint, ihre Leute nicht absezzen; statt der Arbeit fanden sie ein ziemlich ödes Leben, und statt des Verdienstes machten sie täglich Schulden. Nun entstand Murmeln, Unzufriedenheit und Meutereien, und diese um so nachdrücklicher, da unter den BelgIern liebenswürdige Subjecte waren. Jetzt schlug sich die Regierung ins Mittel, packte den ganzen Schwund auf ein Schiff und schickte ihn nach der Colonie Dona Francisca mit einer Schuldenrechnung von 13 Contos (10000 Thlr.), aber auch mit der Weisung, Herr Aubé möchte sich keinen Kummer machen, wenn die Schlechten mit ihren Schulden davonsieben, es würden sich auch manche Gute unter ihnen finden.

Und so war es auch. Mit großer Energie und stiller Re-

signation brachte der Director Herr Aubé die Leute unter. Es waren Trunkenbolde und Meuterer unter ihnen, sodass jeder- man in der Colonie entsezt war. Am wüthendsten war die rohe Masse darüber, dass man ihnen in dem, was man ihnen in Belgien versprochen hatte, nicht Wort hielt, und es hielt sehr schwer sie zu überzeugen, dass das nicht Schuld des Herrn Aubé, sondern Schuld jener Menschenklasse in Europa wäre, die ich oben mit dem richtigen Ausdruck bezeichnet habe.

Ich suchte die Leute auf und hatte selbst mit ruhigem Blute Ursache genug mich zu empören. Schon mit der Ueberfahrt fing die Klage an. Auf einem Schiff, Elite von Antwerpen auf Rio, sind eine Menge Gemeinheiten vorgegangen. Und wie ist es möglich, dass man ein Colonistenschiff von Antwerpen nach Rio nur zu 70 Tage Proviant verpflichtet? Die Verpflichtung muss mindestens 96 Tage sein! Ich erinnere mich eines Auswandererschiffes, welches von England nach Rio 114 Tage Reise hatte. Es waren, wenn ich nicht irre, zwanzig Menschen gestorben und vierzehn kamen mit Hungertyphus an Bord. Es ist nicht nur möglich, sondern sehr leicht möglich, dass ein Colonistenschiff über 70 Tage hat von Antwerpen bis Rio. Mit der Novara hatte ich 50 Tage von Madeira nach Rio, und doch war das eine Fregatte.

Und nun gar die Proviantverpflichtung! Für einen Erwachsenen muss das Schiff zur Reise mitnehmen:

8	Pfund gesalzenes Ochsenfleisch,	
10	"	Schweinefleisch,
40	"	Weißbrot,
4	"	Butter,
70	"	Kartoffeln,
6	"	Mehl,
6	"	irgend Gemüse, Bohnen, Reis u. s. w.,
3	"	Zucker,
2	"	Kaffee — und noch einige Kleinigkeiten.

Auch in dieser sehr erbärmlich zugeschnittenen Verproviantirung liegt eine schwere Sünde, die um so mehr hervortritt, wenn ich sie der hamburgischen Verordnung entgegenstelle.

Ein hamburgischer Segelschiff, welches von Hamburg nach Brasilien mit Auswanderern geht, muß für mindestens dreizehn Wochen verproviantirt sein, und der Proviant für einen jeden Passagier besteht in wenigstens:

26 Pfund gesalzenem Ochsenfleisch,
13 " " Schweinesfleisch,
26 Stück gesalzenen Heringen,
65 Pfund Weißbrot,
5½ " Butter,
6½ Spint Kartoffeln,
45½ Pfund Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen, Sauerkohl,
1½ " Syrup,
1¾ " Kaffee,
¼ " Thee,
2 Quart Essig und 1¾ Ochost Wasser. Zwei Kinder unter zehn Jahren werden für einen Passagier gerechnet.

Damit kann ein gewissenhafter Kapitän sich in See hinauswagen, aber mit dem antwerpener Proviant nicht. Daher ist auf einem Schiffe, was von dort gekommen ist, denn auch in der allerschmutzigsten Weise gespart worden; ich fragte Leute, jeden besonders und getrennt vom andern, und erhielt immer dieselben Aussagen. Ja, es ist mir mehrfach gesagt worden, daß man sich mit gewissen Weibern und Mädchen, die sich dem Kapitän und Steuermann angeschlossen hatten, gut stecken müste, um zu seinem Rechte zu kommen.

Ich sah in den folgenden Tagen verschiedene Belgier in den Wegen von Joinville zu allgemeiner Indignation umherstauneln, ja einen Kerl sah ich, der die ganze Zeit meines Aufenthalts betrunken war.

Doch verzog sich dieser erste Kaliban etwas. Man hat aber seitdem die hübsche, reine Colonie zum Absezungsquartier von all denjenigen Leuten benutzt, welche die Associação Central de Colonisação nicht anderweitig absezzen kann. Der Director ist seitdem in großer Aufregung und Sorge, denn die Brutalität solcher Leute reißt alle Ordnung, Zucht und Sitte um. Es ist zu Unordnungen aller Art, ja bis zu Messerstichen gekommen, — die ganz natürliche Folge von dem Bestreben gewinnstüchtiger Agenten in Europa.

Es sind aber auch gute Leute gekommen, allerdings! Und was ist mit ihnen gewonnen, wenn sie sich betrogen finden und nach Europa schreiben: „Man hat uns betrogen und belogen!“ Hier ist z. B. die Copie eines Briefs, den ein sehr wohlergzogener Mann schreibt.

Monsieur!

Parti de France le 2 mai 1858 pour le Brésil, la compagnie qui m'a engagé, m'avait promis une position. J'ai payé mon voyage, et dès mon arrivée je n'ai trouvé que déception. La compagnie à Rio a gardé mes papiers, qui sont partis de Southampton le 6 mai. Je les ai réclamé en vain.

M. M. Beaucourt & Cie. m'avaient dit d'une manière formelle, qu'une fois arrivé je ne manquerais de rien.

Je me vois avec peine obligé de piocher la terre, quand je pourrai par mes capacités rendre des services plus réels.

Je vous demanderai aussi, Monsieur, de m'autoriser à aller à Annabourg; là je trouverai au moins des compatriotes, qui parlent ma langue u. s. w.

Ich weiß, daß das nicht im Plane jener Gesellschaft, nicht im Plane der Generaldirektion des Colonisationswesens ge-

legen hat. Man hat ja auch, wie gesagt, all den Leuten ihre Schulden ohne weitere Bürgschaft gelassen, aber man hat wieder einmal einen Denkzettel bekommen, was europäische Anwerberei ist! Hier und dort, in Europa und Brasilien vergiftet sie das Vertrauen, denn sie ist eine Lüge, ein Judas Ischarioth, der seinen Heiland um 30 Silberlinge Kopfgeld verkauft!

So Gott will, wird der Stoß, den Donna Francisca durch diesen Menschenzuwachs erlitten hat, nur vorübergehend sein.

Nun sollte ich systematisch über Zuckerbau, Kaffee, Manioc, Kartoffeln, Mais und eßbare Aroidenwurzeln, über Viehzucht, beginnende Industrie, über Schneidemühlen und Mahlmühlen erzählen und über alles, was das Treiben in Donna-Francisca ausmacht.

Gerade, als ich manche Erfundigungen über alles einzog, erfuhr ich, daß ein Anbauer von ausgezeichneter akademischer Erziehung, Herr Leistico, sich eifrig mit einer Monographie über die Colonie Donna-Francisca für den Druck in Deutschland beschäftigt. Und da neben der genauen und systematischen Arbeit des sachkundigen Mannes jegliche Arbeit von mir ganz zusammenfallen möchte, so begnüge ich mich mit einigen Notizen, wie sie sich mir gerade am meisten aufdrängten.

Als die erste Anlage der Colonie begonnen ward, stellte sich ein ungünstiges Gesundheitsverhältniß heraus. Dysenterien, Diarröen und Sumpfiebererscheinungen traten auf, rafften manche Menschenleben hinweg und erregten ernste Sorge für das Wohlergehen der Colonie. So kam es ganz von selbst, daß das Ufer des kleinen Flusses Cachoeira aufgegeben und das heutige Dertchen Joinville etwas weiter zurückgezogen ward, während es mittels einer guten Fahrstraße mit dem Einschiffungspunkte zusammenhängt.

Wie wellig, hügelig und selbst bergig das Terrain der Colonie auch sein mag, so liegt es doch im ganzen ziemlich

tief und wies von vornherein seine Anbauer auf die Anpflanzung des Zuckerrohrs hin. Und allerdings scheint die Zuckergewinnung und die Branntweinbrennerei eine bedeutende Rolle in der Colonie spielen zu wollen. Ich habe schon vortreffliche Zuckerpflanzungen gesehen, und namentlich ist bei Herrn Po-schaan die Bearbeitung des Zuckerrohrs schon im vollsten, ausgedehnten Gange.

Der Kaffeebau ist noch unbedeutend; doch sieht man auch davon manche hübsche Anpflanzungen. An trockenen Stellen und Abhängen gedeiht auch Manioc ganz vortrefflich. Und doch hat die Farinha von Manioc und selbst die Kartoffel einen höchst eigenthümlichen Concurrenten in Donna-Francisca, von dem man in Europa wenig genug kennt.

Diesen Concurrenten bildet das Caladinin in verschiedenen Species. Besonders ist es die Tahawurzel, das so weit verbreitete Taro der Südseeinseln, das *Caladium esculentum* und die Mangaritenwurzel (wol *Caladium violaceum* oder auch *sagittifolium*), vielleicht dieselbe, die in Bengalen als Manguri gegessen wird, wovon ein ganz bedeutender Consument in der Colonie gemacht wird. Bei der Leichtigkeit des Anbaues und der Reichlichkeit des Ertrags sind diese verschiedenen Caladienarten recht eigentlich die vegetabilische Hauptspeise in Donna-Francisca geworden, und als solche auch von mir ganz besonders gern genommen, denn in der That stehen sie guten Kartoffeln keineswegs in irgendetwas nach. Doch gedeiht neben ihnen jeglicher anderer vegetabilischer Nahrungsartikel vollkommen gut, und man kann in Donna-Francisca, was das Pflanzenreich betrifft, ganz vortreffliche Sachen essen.

Ganz anders ist es dagegen mit der Fleischnahrung. Noch lange hat der Colonialpunkt keinen hinreichenden Viehstand für seinen Ackerbau. Es ist viel leichter aus einem Urwald ein Ackerland als eine Viehweide umzuschaffen. Und dennoch ist das Fortbestehen eines Ackerbaues mit sorgsamer Benutzung

des Bodens ohne einen entsprechenden Viehstand nicht denkbar. Das Schlachtvieh kommt von der Provinz Paraná auf dem Wege von Tres-Barras herunter; damit bekommt die Colonie zwar Fleisch zu essen, aber der Boden bekommt keinen Dünger. Einige Anbauer haben schon ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet und ihre Viehzucht gedeiht ganz vorzüglich; aber hinreichend ist sie noch lange nicht, weswegen Milch und Butter auch keineswegs im Ueberfluß in der Colonie vorkommen.

Mir selbst erscheint eben um des Bodens willen eine weitere Ausdehnung des Viehstandes in der Colonie, trotz der Nachbarschaft des viehzüchtenden Curityba, unumgänglich nothwendig.

Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, daß man es der Colonie Donna-Francisca oft zum Vorwurf gemacht hat, daß sie sich noch immer nicht allein ernähren kann. Und in der That kann sie es noch nicht. Der Grund ist sehr einfach.

Wie sehr sich auch der Landbau nach allen Seiten ausdehnt, so ist er doch im Verhältniß zur Zahl der Einwohner nicht groß genug. Zudem ist eine gewisse Richtung auf Handel und Industrie, nach meinem Urtheil eine etwas zu große, unverkennbar.

Handwerker, offene Läden von Zeugen, Benden u. s. w. gibt es zahlreicher im Ort, als man das vermuthen sollte, und es überrascht gewiß, wenn man sieht, daß aus der Colonie Donna-Francisca Mobilien nach Rio oder in eine nöhere Umgegend ausgeführt, dagegen manche Nahrungsmittel, die in der Colonie ausgezeichnet gebaut werden können, eingeführt werden.

Dann muß man auch bedenken, daß beim fortwährenden Hinzukommen von Einwanderern viele Consumenten noch gar nichts produciren. Außerdem arbeiten viele Leute an den Wegen, die eben deswegen meisterhaft sind, und unbedingt ebenso

sehr wie der Landbau selbst zum Gedeihen und zur fernern Entwicklung der Colonie gehören und einen sehr wesentlichen Theil einer Colonie bilden, wenn auch nichts auf ihnen selbst wächst.

Aber nur flüchtig andeuten wollte ich, warum die Colonie Donna-Francisca noch nicht aus eigenen Mitteln bestehen kann. Wenn sie nur so zunimmt, wie sie angefangen hat, wenn sie nur so ihren guten Kern bewahrt, so kann man der Opfer gar nicht genug für sie bringen.

Indes wächst der Landbau der eigenthümlich städtischen Entwicklung der Colonie und namentlich des Hauptorts Joinville ganz vollkommen nach. Während im letztern Orte sich immermehr Grundstücke herausbilden, eine katholische und protestantische Kirche in sehr hübschen Verhältnissen massiv errichtet werden, und eben alles geschieht, was demselben den Anstrich einer zukünftigen kleinen Stadt gibt, dehnt sich der Landbau und auch dieser besonders in den letzten zwei Jahren mächtig aus. Gerade in der Richtung, in der der Boden sich mehr hebt und immer besser wird, gegen das Gebirge hin, reiht sich eine Ackercolonie an die andere an. Ueber Thal und Hügel führt die Straße, es ist Anbau links und Anbau rechts, oft eine kaum erst geschlagene Roça, meistens aber schon das anspruchslose und doch nette Auswanderungshäuschen mitten im fruchtragenden Felde. So reitet man an zwei Meilen weit, bis sich hinter einem Walde wieder mehrere kleine Ansiedelungen an der schnurgeraden, von einer andern in rechten Winkeln durchschnittenen Straße zusammengruppiren und den Anlauf zu einem zweiten Dertchen nehmen, welches nach der Gemahlin des Directors Aubé Annaburg genannt wird, und sogar schon für achtzig dortige Schulkinder seine eigene Schule hat.

Noch weit hinaus über Annaburg erstreckt sich die in reißender Progression um sich greifende Waldvernichtung. Was man in Joinville fertig sieht, nimmt hier seinen ersten An-

sang. Hier erklingt links und rechts die Axt und frischt sich hinein in den Stamm des mächtigen Waldbaus. Ein leises, kaum vernehmbares Knacken warnt den eifrigen Waldhauer. Noch ein Hieb und lauter knackt und kracht der Stamm, und mit heftigem Sausen stürzt er langsam zur Erde, sodass der Arbeiter, wenn er nur einigermaßen vorsichtig ist, immer Zeit hat zurückzutreten, um nicht vom fallenden Stamme verlegt zu werden.

Ganz anders geht es dagegen den benachbarten Waldbäumen. Beim Fallen des angehauenen Baumes werden ihnen Zweige und Äste in Menge abgeschlagen, und eine Gruppe von Parasitenpflanzen nach der andern fliegt durch die Luft. Oft haut man mehrere Bäume an und benutzt dann einen größeren ihrer Nachbarschaft, um mit seinem Falle auch die andern umzureißen. Wird dieser kleine Schlachtplatz mit Geschick ausgeführt, und nöthigt man durch das Anhauen den großen Stamm, die schon halb schwankenden Nachbarn mit umzureißen, so gibt das einen wirklich hübschen Anblick,namlich an Abhängen. Unter prasselndem Krachen stürzt ein kleiner Wald um und eine vollkommene Klärung hat sich dort gebildet, wo eben noch ein Dickicht düsterte.

Während der Mann die Roça schlägt, bauen Frau und Kinder die provisorische Colonistenwohnung, zu der alle Ingredienzien im Walde, in der nächsten Nähe des Bauplatzes wachsen, ohne große Mühe auf.

Fast möchte ich sagen, dass die Wohnung des Colonisten im Walde schon fertig gewachsen ist. Will man dem Häuschen von vornherein einen festern Halt geben, so pflanzt man in den vier Ecken des kleinen Bauplatzes vier schon von Natur glatte, gerade Araçastämme auf und verbindet sie oben und unten mit den schlanken Stämmen der Kohlpalme (*Euterpe oleracea*). Dieselbe Palme muss in dünnern Exemplaren, Stamm an Stamm gedrängt, die Zwischenräume aus-

füllen. Da nun aber keine Nägel zur Hand sind, so wird alles fest aneinander gebunden. Die Stricke dazu hängen in vielen Tausenden von Exemplaren im Walde umher.

Was man auch unter dem Namen von Cipó, Schlingpflanze, im Urwald zusammenfassen mag, ein Gewirr, an dem vielleicht ein Dutzend Pflanzensorten teilnehmen, so ist dennoch der Cipó der merkwürdigste, ja bewundernswürdigste, der zur Familie der Aroideen gehört.

Während mannichfältige Araceen in großen, kräftigen Exemplaren an feuchten Stellen wachsen und dem Anbauer als Zaha und Mangariten mannichfache Nahrung bieten, klettert eine Araceenschlingpflanze, ein Philodendron am Stamme der höchsten Waldbäume aufwärts und bildet unterwegs eine Menge Blätterpartien in einzelnen Zwischenräumen. Hat es so die höchstenaste erreicht, so treibt es in senkrechter Richtung schnurgerade, astlos und blattlos, eine Menge Ausläufer, Stolonen, vom luftigen Revier zur Erde hinab, die ganz wie mächtige Darmseiten nebeneinander herabgespannt sind und, wenn sie den Boden erreicht haben, in ihn hineinwurzeln. Wer zuerst solche Araceenstricke sieht, weiß wirklich nicht, was er von ihnen denken soll. Vom Umfang einer dünnen Darmsaite bis zur Dicke eines starken Daumens sind sie so zu Tausenden, wie schon gesagt, schnurgerade ausgespannt, die dicken immer stark genug, um einen Menschen zu tragen, weswegen ihr Herunterreißen oft Mühe macht. Man thut wohl, sie beim Anziehen, wobei sie sich elastisch ausdehnen, etwas um ihre Achse zu drehen, dann reißen sie in der Regel oben an der Pflanze ab und das schönste Seil von zehn Klafter Länge stürzt zur Erde herab. Freilich ist es nicht glatt, sondern hat eine Art von kleinen, stumpfen Stacheln, die aber so kurz und stumpf sind, daß sie eben mehr dazu dienen die zupackende Hand nicht abgleiten zu machen als sie zu verwunden. Der Strick selbst besteht aus einer mittlern, holzigen Substanz und

einer baskartigen äußern, sodaß man ihn fast eine ungeheuer lange und dünne Rübe nennen möchte.

Dieser Aroideenstrick ist nun das Factotum im Urzustandsleben. Mit dem Cipó bindet der Fischer sein Canot fest, aus ihm macht der Küstensahrer seine Takelagenstricke. Das Pferd des Colonisten wird mit dem Cipó gehalten, die Kuh daran nach Hause gezogen. Mit dem Cipó spannt man Befriedigungen um kleine Plätze; auf dem Cipó trocknet die Colonistin ihre Wäsche und bindet ihre Reiser damit zu einem tüchtigen Besen zusammen, oder braucht auch wos ein Ende Cipó, um ihren widerspenstigen Rangen den Buckel abzuprügeln.

Und mit dem Cipó der Araceen baut der Colonist vor allem sein Haus. Am liebsten nimmt man dazu kräftige Cipós, die der ganzen Länge nach aufgespalten sind. Sie sind beim Knotenschlagen weniger brüchig und trocknen fester in sich zusammen.

Ueberall nun, wo wir Gegenstände zusammennageln, bindet der Colonist sie zusammen, und so bindet er auch die Palmenstämme, welche die Seitenwände seines Häuschens bilden, fest mit Cipós zusammen, und sie halten zusammen, fester als wenn sie angenagelt wären.

Wenn so der Cipó in seiner ganzen Länge und Breite seine Pflicht gethan hat, wird die Euterpe wieder in Anspruch genommen. Von den der Länge nach gespaltenen Stämmen wird ein Dachstuhl gemacht, der eben nicht sehr hoch zu sein braucht, weil er die luftigsten Dachpfannen zu tragen bekommt, die nur ein Dach bilden können.

In großer Menge wächst in Donna-Francisca die kleine Geonome, eine Palme, deren dicht geringelter Stamm kaum sechs bis zehn Fuß hoch wird. Auf langen, zierlichen Blattstielen wachsen auf dieser Geonome ziemlich zahlreiche Palmblätter, welche eine nur hier und dort ausgeschnittene, sonst aber ganz zusammenhängende und feste Blattfläche bilden.

Von diesen Blättern werden je drei bis vier zu einem Büschel mit den eigenen Blattstielen in kleinen Distanzen, so aber, daß sie sich gegenseitig etwas decken, an gespaltene Palmstämmen gebunden, zu welchem Dienst man nur sehr dünne, leichte Palmstamm-Streifen zu nehmen braucht. Diese mit natürlichen Dachpfannen versehenen Latten werden nun der Quere nach von unten nach oben, sodaß sie sich schuppenförmig decken, auf den Dachstuhl gelegt. Ist solch Dach sorgfältig gemacht, so kommt kein Regentropfen durch, ganz abgesehen davon, daß es wirklich reizend aussieht.

Im Innern des Hauses kann man nun aus denselben Euterpestämmen kleine Abtheilungen machen, die nur sieben bis acht Fuß hoch zu sein brauchen. So kann man auch aus ihnen, wenn man eigenfinnigerweise nur ein Palmenhäuschen haben will, sich kleine Bänke fabriciren, und selbst Tischplatten, wenn man gleichdicke Stämme der Länge nach spaltet und sie nebeneinander auf einige Duerhölzer festbindet. Die lockere Fasersubstanz der Palme trocknet bald fest zusammen und bildet so einen originellen Tisch, um den mancher Pavillon in fürstlichen Parks von Europa die armen Anbauer von DonaFrancisca beneiden möchte.

Von der umgehauenen Euterpe wird aber noch viel mehr benutzt. Das grüne Stammende unter der Krone, welches die neuen, zarten Blattpräformationen enthält, wird von den festern äußern Blattscheiden befreit und liefert den so vielbekannten Palmentohl, eine zarte, weiße Pflanzensubstanz, die äußerst angenehm schmeckt und sogar roh geessen werden kann, wie ich denn manchmal roh davon geessen habe. Gekocht gewinnt der Palmentohl einen spargelartigen Geschmack und ist ein ausgefuchtes Gemüse.

Ein viel einfacheres Dach wird aus den großen Blättern der umgehauenen Euterpe gemacht. Auf ein einfaches Lattengestell werden sie nebeneinander hingelegt und die einzelnen

Folioen etwas ineinander geschoben. Die unterste Lage macht man gewöhnlich so, daß das dicke Ende der Blattstiele nach unten ist, die dann folgende so, daß das dicke Ende nach oben schaut. Zwei bis drei Schichten solcher Euterpeblätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem der Regen sehr leicht abläuft, und unter ihm macht die Colonistenfrau ihr Mittagessen zu recht. So baut man eine Colonistenküche!

Aber woher bekommt sie ihr Mittagessen, ehe das Land etwas hervorbringt? Je nach Umständen geht der Mann oder ein Sohn auf Tagelohn aus und verdient damit den Lebensunterhalt. Wenn der auch in Donna-Francisca nicht hoch ist, so reicht er doch für die ersten Bedürfnisse einer Familie recht gut aus. Dabei ist es wohl zu beherzigen, daß in einer Colonistensfamilie eigentlich jedes Individuum eine gewinnende Kraft ist, selbst kleine Kinder. So sah ich am Ende von Annaburg eine kleine Anpflanzung, die eben im Beginn war. Es hausten dort fünf Kinder, welche Vater und Mutter verloren hatten. Die älteste Tochter der verstorbenen Eltern mochte siebzehn Jahr alt sein. Sie führte den kleinen Haushalt, während die kleineren Brüder den Wald umhieben und die Anpflanzung vergrößerten. Ich sah eine von dem kleinen Volk geschlagene Roça, welche die gelungene Arbeit von Männern zu sein schien. Im kleinen Palmenhäuschen wohnen die Kinder friedlich beisammen und besprechen abends die Arbeit des folgenden Tages. Solch ein Anblick geht dem Vorbeiwandrenden wie ein Stich durch das Herz: aber wenn Gottes Segen irgendwo sichtbar ist, so ist er es an solchen Waisenkindern am Rande des Urwalds. Ein Spiel scheint ihnen dieses arbeitsame Kinderleben, und aus dem Spiel entsteht ihnen ein hübsches Besitzthum. Vor allen werden solche Kinder die besten Anbauer und die wohlhabendsten Grundinhaber.

Ich war aber dabei, den mannigfachen Nutzen der Euterpen für den Haushalt der deutschen Colonisten darzustellen.

Einen kleinen habe ich noch vergessen. Die aus der ausspringenden Spatha hervorwachsende Blütentraube bildet, wenn man sie von den kleinen Knospen befreit, einen zierlichen natürlichen Besen und selbst eine Kleiderbürste. Bindet ein Colonistenmädchen ihrer drei bis vier Euterblüten mit einem Araceencipó um das Ende eines Palmenstiels fest, so kann sie damit das ganze kleine Gehöft rein fegen; ihr Besen ist hübscher als irgendeiner in Europa!

So ist es denn wirklich wahr, daß des Colonisten rudimentärer Haushalt fast vollständig im Urwald wächst, freilich klein, rudimentär, uranfänglich.

Und gerade das ist auch in Donna-Francisca das, was mich förmlich begeistert hat. Ein Stück blauen Himmels, eine Art, einige Morgen Urwald, und der Colonist ist schon geborgen, sowie nur die ersten Bäume zusammenkrachen; im eigentlichsten Sinne des Wortes schlagen sich diese Leute, gerade die armen am besten, durch Wald und Schwierigkeiten hindurch, und haben es in Donna-Francisca schon meilenweit gethan, namentlich in nördlicher und nordwestlicher Richtung gegen das Gebirge der Serra-Geral hinwärts, wo der sich hebende Boden immer mehr Vortheile bietet.

Dort baut sich denn an den letzten Grenzen des Anbaues wieder starrer, schweigender Urwald auf. So weit der Anbau geht, folgt ihm auch der Straßenbau der Colonie, sodaß die fernsten Punkte derselben überall mit einem guten Wege versehen sind und im leichtesten Zusammenhange mit dem Mittelpunkte Joinville stehen.

Vor dem Urwalde stockt der Weg und dennoch zieht sich eine Picade, das erste Rudiment eines Wegs, in den Wald hinein, welches mit dem Kompaß angelegt und mit dem Waldmesser durchgeschlagen ist.

Wer aber nie auf so kümmerlichem Pfade durch den Wald gedrungen ist, dem rathe ich hinter Annaburg jener Wald-

picade zu folgen, aber nicht allein, denn er findet sich nicht hindurch, sondern mit wegekundigen Begleitern.

Einen solchen freundlichen Begleiter hatte ich eines Tages im Vicedirector Herrn Heeren, mit dem ich und Dr. Burkart nach Annaburg geritten waren.

Im kleinen freundlichen Wirthshause ließen wir bei der „schönen Marie“, einer Schweizerin, deren Benennung eben das sagt, was sie ist, unsere Pferde, und befanden uns bald darauf im Urwald.

Hier schweigt denn alles, was noch an Leben, namentlich an Menschenleben erinnert. Selbst der Eisentrus des Chasmarchynchus oder Ferrador bringt nicht mehr in diese Waldesstille. Gerade diesen Vogel muß ich hier anführen, denn wenn er irgendwo ein Charaktervogel ist, so ist er es in Donna-Francisca. Kaum erhebt sich die Sonne aus dem fernen Ocean und wirft ihre ersten Purpurlichter über die Waldungen des Festlandes und die mächtigen Klärungen der Colonie, so flirrt und hämmert und seilt der Uruponga schon auf allen Seiten. Auf den höchsten Spizzen der Waldbäume sitzend, namentlich am Rande des Urwaldes, aber immer verborgen in einem kleinen Blattbüschel, ruft der eine dem andern den schrillenden Gruß zu, und in Hunderten von Baumgipfeln flirrt das Metallfeilen des seltsamen Thieres und hört nicht auf den ganzen Tag, solange die Sonne scheint und das Wetter gut ist. Gegen Sonnenuntergang ist das Uruponga-Geschrei besonders stark: sowie aber die Sonne gesunken ist, schweigt auch augenblicklich der Ferrador!

Deswegen ist er auch ein Wetterprophet. Wenn der Uruponga am Waldrande schreit, so kann man auf gutes Wetter rechnen, schreit aber das Walduhn Uru im Dickicht auf dem Gebirge, so bekommen wir Regen.

Auf unserer Waldpicade hinter Annaburg hörten wir den Ferrador nicht mehr. Kaum hier und da rauschte ein auf-

gescheuchter Vogel oben in den Kronen, oder ein kleiner Waldbach braust vorüber, über den man sich mit Springen, Klettern und Balanciren hinüberhelfen muß, je nachdem die Umstände das eine oder andere erheischen. Alles ist hier Chaos, alles Naturzustand. In mächtigen Umarmungen halten sich baumartige Schlingpflanzen und gewaltige Baumstämme umfaßt! Ueberall treibt der Cipó matador seine Mordklammern hinein in seinen Nachbar, an dem er sich anfangs unschuldig in die Höhe schlich; überall hängen tausend schlanken Araceenstricke von lustigen Gipfeln herab, während oben selbst Brosmalien, Orchideen und klimmende Farrenkräuter das Revier ausfüllen. Die ziemlich schnurgerade Richtung der Picade ist oft durch einen darüber hingestürzten Stamm unterbrochen. Wenn man solchen Stamm nicht überklettern kann oder unter ihm durchkriechen, so macht man einen kleinen Umweg um ihn herum, wobei man an seinem Fuhrende häufig eine ganze Erdwand aufgerichtet findet, welche die Wurzeln des Baums beim Sturz desselben mit sich herausriß: denn der Waldboden ist ungemein locker und weich, sodaß man fast nie einen Baum vom Sturme abgebrochen, sondern meistens mit dem ganzen Wurzelballen umgeworfen findet.

Diese Weichheit des Bodens ist beim Wandern nun höchst empfindlich, besonders für den, der vorangeht. Alle Augenblicke steckt er bis zum Knie im Morast an Stellen, die ganz solid aussehen, und dient in dieser seiner Versunkenheit den Nachfolgenden zum abschreckenden Beispiel: abgesehen von dem Humor, den er erregt, wie denn die ganze Wanderung wirklich etwas Originelles an sich hat, als eine Wanderung mit Hindernissen. Man thut wohl einen kleinen Geonomenstamm oder eine junge Myrte als Sonde, Stecken und Stab mit sich zu tragen, dessen man sich auch als Springstock bei kleinen Bächen bedienen kann.

Beim Uebergang über einen Bach, der ziemlich breit war,

hätten wir beinahe unsfern wackern Burkart eingebüßt. Hier lag ein Baumstamm quer über das rauschende Gewässer hin geworfen und etwa vier Fuß hoch über demselben. Heeren ging zuerst hinüber und das Experiment gelang vollkommen gut. Burkart glaubte aber einige Vorsicht und jene Gründlichkeit anwenden zu müssen, welche deutschen Gelehrten so leicht eigen ist. Er setzte seine Brille auf und kam ungemein geschickt bis auf die Mitte des Baumstamms. Hier mußte ihm, nur von ihm gesehen, irgendeine Nymphe entgegentreten; der wackere Schulmann, um aller höchst heidnischen Versuchung auszuweichen, machte eine halbe Wendung und stürzte sich lothrecht in das nasse Grab mit dem leisen Ausruf: „Ah Gott!“

Doch versank er nicht ganz. Das rauschende Wasser war kaum einen Fuß tief, und Burkart war wohlbehalten und ohne einmal umzufallen, auf den reinen und festen Grund angekommen; er schien sich sogar recht behaglich, wie ein junger Tapir, im Wasser zu befinden, sodaß ich keinen Grund hatte weiter besorgt zu sein, sondern mich vielmehr der vollen Heiterkeit des Augenblicks hingeben durfte. Burkart watete vollends durch den transatlantischen Jordan und kam drüben an. Auch mir gelang die Passage längs des Baums ganz gut, obgleich ich die feste Ueberzeugung hatte, ich würde mich von der sehr urzuständlichen Brücke ins Wasser hinunterlachen.

Tief im Walde begegneten wir einmal einer Andeutung einer Wegkreuzung in rechten Winkeln, wenigstens zeigte mir Heeren eine kaum bemerkbare Demarcationslinie. „Hier wird die nächste Ortschaft nach Annaburg errichtet werden“, sagte mir Heeren. „Wann wird die entstanden sein?“ fragte ich; denn wirklich mitten im Urwald kommt einem das Wort Ortschaft wie ein Utopion vor. „Wol schon nach zwei Jahren“, meinte mein freundlicher Begleiter!

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Und doch war das

heutige Annaburg vor zwei Jahren auch noch solch ein Urwald, und kaum eine Picade hatte sich hineingewagt in die dunkeln Schlupfwinkel von Unzen und Bugres.

Nach mühsamem, aber höchst interessantem Wandern kamen wir in eine weite Klärung, auf welcher Balken und Breter um die Wette mit rohen Baumstämmen umherlagen.

Hier ist der letzte Vorposten der Colonie und überhaupt der Cultur gegen die Serra-Geral hinwärts. Nach links hinüber ragt aus dem Walde ein schroffer, isolirter Waldkegel, der Morro da Tromba oder Rüsselhöhe genannt, etwa 800 Fuß heraus. Den Hintergrund bildet die mässige Gebirgsfette der genannten Serra, hinter welcher das Wassergebiet des Paraná und das Hochland der Provinz gleiches Namens beginnt.

Mehr rechts über die Klärung hinüber liegt ein großes, aus Bretern und Balken zusammengefügtes Gebäude, ein eigentliches Blockhaus in dieser Wildniß.

Wundervoll braust jenseits des Hauses ein schöner, reißender Waldstrom in einiger Tiefe daher. Tief in der Serra-Geral entspringt der Cubatão, wie dieser Fluss heißt, wie es scheint aus zwei Armen, und durchbraust mächtige, noch ganz unersuchte Gebirgsschluchten. Aus diesen ist er eben herausgetreten, wenn er zu jenem Blockhaus kommt, und bricht deswegen noch brausend aus dem Walde hervor und macht dort einen herrlichen Wasserbogen. Ein kleiner Waldbach fließt ihm zu. Von diesem Waldbach, Rio-da-Prata, ist ein Arm gegen ein hübsches Sägewerk abgeleitet, welches neben dem Blockhaus erbaut ist und in Masse die umstehenden Waldbäume in Breter verwandelt, und längs des Cubatão, der sich in den Rio-S.-Francisco, mehr einen Meeresarm landeinwärts als einen Fluss seewärts, ergießt und freien Verkehr mit der Stadt S.-Francisco hat.

Mit wenigen Arbeitern wohnt der Inspector der dem Prin-

zen von Joinville gehörenden Mühle im Blockhause. Eine tiefe, romantisch-elegische Poesie liegt auf der einsamen Gegend. Urwald, Gebirge, rauschender Strom, das ist alles, was sich zur Herausbildung solcher Poesie zusammendrängt. Kein Reisender kommt in diese Gegend, kaum vernimmt man das erste, nur noch traumartige Aufathmen der Cultur.

Deswegen ist der Aufenthalt in der Sägemühle am Cubatão auch ein ziemlich unsicherer. Als der Wald sich noch dichter an das Blockhaus hinandrängte, erschienen am hellen Tage Bugres und schossen verschiedene Pfeile auf einen Arbeiter ab. Bis in die nächste Nähe drangen sie. Im Hause war kein Gewehr geladen; aber der bloße Anblick eines verrosteten Flintenlauff schreckte die unheimlichen Gäste in den Wald zurück. Am Abend vertheilten sie sich in einer langen Linie und brüllten. Das thun sie immer, wenn sie bei geringer Anzahl sich furchtbar machen wollen. Da brüllten die Leute aus der Sägemühle wieder, und die Kriegsscene war so komisch, daß beide Parteien zu lachen anfingen. Da es aber spät ward und die Bugres nicht still sein wollten, feuerte der Inspector Weber statt eines fernern carmen amoebaeum einen scharfen Schuß in den Wald. Sowie die Kugel oben durch die Laubkronen hindurchpfiff, schwiegen die Wilden und verschwanden.

Und bei der Gewohnheit des einsamen Lebens, bei dem Zunehmen der Klärung macht sich auch die kleine Menschengruppe keinen Kummer um die Wilden. Sie kommen nicht wieder und wenn sie wiederkommen, so jagt man sie wieder zurück, woher sie gekommen sind; eine einzige wohlgezielte Kugel schlägt zwar nur einen nieder, aber ihrer doch viele in die Flucht.

Zudem ist die Sägemühle auch schon in ziemlich naher Zukunft vollkommen sicher gestellt. Fast könnte man ja schon die Art der Anbauer hören, die jenseits des Waldes von Annaburg her herandringt und mit dem Lichten des Forstes auch

die dunkeln, umhachteten Menschengestalten verjagt. In zwei Jahren schon ist der Urwald eine Ortschaft, und die Sägemühle am Cubatão vielleicht ein Sonntagnachmittags-Spaziergang für die Ansiedler.

Eine höchst bemerkenswerthe Zukunft steht dieser ganzen Gegend bevor. Die Colonie Donna-Francisca, wie interessant und wichtig sie auch in sich selbst schon ist, hat dennoch noch zwei andere Beziehungen: zwei Missionen, die sehr hoch anzuschlagen sind und der Grund mit sein mögen, warum der Colonie specieller Werth von der Landesverwaltung beigelegt und specielle Unterstützung gewährt wird, trotzdem daß sie eigentlich das Privatunternehmen einer hamburguer Colonisationsgesellschaft ist, die aus der Colonie Geldvorteile ziehen möchte.

Die eine Beziehung geht ostwärts zur See. Ein prachtvoller Meeresarm drängt sich hier zwischen dem Festlande und der Insel S.-Francisco tief ins Land hinein, mit einer Hafengelegenheit, die wirklich selten ist und sich der von Rio-de-Janeiro und Bahia an die Seite stellen kann. S.-Francisco ist der eigentliche Handelpunkt an diesem prächtigen Meeresarm, dessen benutzbare Zuflüsse mitten durch die Colonie Donna-Francisca führen. Aber bisher war kein Menschenleben an jenem Meeresarm und seinen Confluenten, alles war stiller Wald und Versumpfung des Bodens und der Waldmenschen, die über ihn hinschllichen.

Das frische Leben von Donna-Francisca soll nun auf die öde Stadt S.-Francisco zurückwirken und den wenig besuchten Hafen zu einem bewegten Tummelplatz von Schiffahrt und Handel umschaffen. Unbedingt hat die deutsche Colonie dazu schon den allerbesten Anfang gemacht, und in S.-Francisco wird es keineswegs verkannt, daß das neuangeregte Leben der Colonie anregend auf das der halb abgestorbenen Stadt zurückwirke. Es findet täglich Verkehr zwischen beiden statt.

Nach diesem kurzen Blick gegen Osten müssen wir einen

Blick gegen Westen und Nordwesten werfen. Ziemlich unerschlossen und eines kurzen und bequemen Verkehrs mit dem Meeresufer entbehrend hat bisher der südliche Theil der neuen Provinz Paranaá dagelegen. Selbst von der Hauptstadt Coritiba oder Curityba nach dem so wichtigen Hafenplatz Paranagua ist noch keine gute Straße eröffnet, und der so bedeutende Handelsverkehr leidet unter den allerhärtesten Schwierigkeiten.

Auf der nördlichen Seite des Meeresarms und des Flusses von S.-Francisco zieht sich eine Art von Straße an einem steilen Gebirge hin, an der Serra das Tres Barras, von dem jener Pass auch seinen Namen erhalten hat. In vier bis fünf Tagen kann man auf ihr in das Oberland von Paranaá hinauf gelangen: aber die sogenannte Straße ist eigentlich nur ein Ochsensteig und soll von beladenen Thieren kaum passirt werden können.

Da hat sich denn nach einer einleitenden Untersuchung die Möglichkeit, ja Gewißheit herausgestellt, daß von Dona-Francisca aus eine Straße südlich vom Cubatão im Thal des kleinen Rio-da-Prata und eines mit ihm zusammenhängenden Rio-Secco in die Serra-Geral mit sehr gelinder Ansteigung hinaufgeleitet und, die Höhe einmal gewonnen, auf dem Bergplateau in das Hochland von Coritiba hineingeführt werden kann, sodaß man fünfzig nach vollendetem Wegbau mit einem vierräderigen Wagen von Joinville nach den Campos von Paranaá (zehn Leguas) in einem Tage gelangen wird. Der Ingenieur der Colonie, Wunderwald — sit nomini omen — hat auf mühsamer Picadentour einen Plan zur Wegerichtung entworfen, und der Ingenieurmajor der Provinz Sta.-Catharina, Aloim, sein Gutachten darüber abgegeben, sodaß die Regierung eine bereits stipulirte Summe zum Wegbau gewährt hat.

Von der Sägemühle am Cubatão konnte ich einigermaßen die Gebirgsrichtung übersehen, in welcher die Straße gehen

soll. Aber von fern gesehen machen sich solche Ueberblicke ungemein leicht und angenehm. Eine ungeheuere Schwierigkeit schien mir doch immer in jenem Wegbau zu liegen, und ich konnte nicht umhin jedesmal, wenn man mir fortan von der neuen Straße sprach, einige stumme Bedenken in meinem Herzen dabei zu bewegen.

Der Anblick des waldigen Gebirgsdamms, der dort das Völlwerk zwischen der Meeresküste und dem Gebiet des Paraná bildet und den Strom nötigt auf weitem Umwege das Meer zu gewinnen, das Interesse, was mir der projectirte Wegbau als ein mächtiges Beförderungsmittel zum Wohlstand der Colonie erregte, und das Seltsame der Situation auf einer erst zu eröffnenden Picade mit dem Kompaß in der Hand durch eine wilde Gebirgsgegend durchzudringen, in der noch keine Cultur ihre Bahn getrieben hat, oder selbst in Gegenden kommen, von denen ich bestimmt sagen konnte, daß noch nie eines Menschen Fuß sie betreten hätte, machten mich seit meiner Wanderung zum Sägewerk am Cubatão eifrig daran denken, ob es sich nicht möglich machen ließe, daß ich von hier aus in das Oberland von Paraná hinausdringen und so nach Coritiba, der Hauptstadt der Provinz, gelangen möchte, in welcher Form auch immer. Ich sprach mit Herrn Aubé darüber, aber ohne Zuziehung des Ingenieurs Wunderwald konnten wir keinen Entschluß fassen. Wunderwald war gerade im Thal des Rio-Secco beschäftigt, und wir mußten seine Ankunft abwarten.

Er verschwieg mir, als er nach einigen Tagen kam, keineswegs die großen Mühseligkeiten einer Picadenschlägerei durch die Serra-Geral nach den Campos von Coritiba, zunächst nach dem Campo do Ambrosio, wo sich zuerst wieder zusammenhängende Ansiedelungen fänden. Doch schlug er die Dauer der dabei zu ertragenden Anstrengungen und Entbehrungen aller Art nur auf acht Tage an. Und da er doch

nach einigen Wochen noch einmal in Angelegenheit des Wegbaues sich nach dem Hochland hinaufschlagen mußte, so fand er in mir einen Bundesgenoffen à toute épreuve, der seine Kräfte vollkommen kannte, um sich mit großer Ruhe sagen zu können, daß er das, was ein Mensch an Entbehrungen und frankmachenden Einflüssen überhaupt ertragen könnte, auch wol noch mit durchmachte.

Meinem lieben Reisegegenoffen Dr. Burkart aber konnte ich die harte Tour nicht zumuthen. Unsere Reisefirma von kurzer Dauer löste sich schon in Joinville auf, und er ging mit dem Dampfboot von S.-Francisco nach Rio-de-Janeiro, während Wunderwald unsere complicirte Picadentour mit Umsicht vorbereitete.

Kaum darf ich es irgendeinem meiner Leser zumuthen, so manches Freundliche und Erfreuliche zu vernehmen, was mir in meinem Aufenthalt in Donna-Francisca zu Theil ward, oder mir auf einzelnen Spaziergängen in die verschiedenen Districte und Partien der Colonie zu folgen und zu deren wohlgesitteten Bewohnern.

Einquartiert im anmuthigsten Sommerstübchen, welches mittels einer Thür mit dem Innern des Hauses, mittels einer andern mit der offenen Veranda derselben und somit dem freien Felde zusammenhing, schien ich einerseits als ein Mitglied in das Haus und die Familie des Herrn Directors Aubé aufgenommen zu sein, und hatte doch andererseits meine volle Unabhängigkeit. Ich durfte alle diejenigen kennen lernen, die das Haus besuchten, und konnte mich auch mit denen befrieden, die weniger oft kamen, sodaß ich nach jeder Seite hin einen Ueberblick über die Colonie und ihre Gegenwart gewinnen konnte.

Und wenn ich nun aus dem, was mich die Gegenwart der Colonie gelehrt hat, einen Schluß auf die Zukunft derselben ziehen kann, so möchte ich Folgendes sagen.

Ich glaube, daß gerade im selben Verhältniß, wie S.-Leopoldo in Rio-Grande für jene Provinz der Hauptpunkt der deutschen Colonisation geworden ist, und der Brennpunkt des ganzen deutschen Lebens in derselben, Donna-Francisca für die Provinz Sta.-Catharina der Centralkörper desselben deutschen Lebens sein wird: die Metropole eines Ansiedlungssystems, welches weit entfernt, nicht so bedeutend ausgreifen zu können, wie die Colonie Rio-dos-Sinos, dieselbe in cultivirender, germanistrender Bedeutung noch bedeutend übertrifffen wird.

Denn neben der eigentlichen Bezwigung des wilden Bodens und des entfesselten ungebändigten Urwaldes, gegen den ja alle Colonien ihren Krieg führen, hält Donna-Francisca vor ihnen allen und so auch vor S.-Leopoldo das weithin flatternde Banner der Menschen cultur, der Besitztumung, des Europäismus fest, und trägt es fühl voraus gegen das Barbarenthum des Indianismus und brutalen Bugresthums, wie es ja auch unter Menschen aller Klassen und selbst unter manchen Einwanderern als ein hemmendes, herunterwürdigendes vorkommt, und dort vielleicht als das allerschlimmste, wo es der Einwanderung selbst inhärend ist und mit ihr als eine ihrer Eigenschaften schon von Europa herkommt.

Somit finde ich in der ganzen Haltung, dem ganzen Tone, ich möchte wirklich sagen dem guten, feinen Tone von Donna-Francisca den Hauptwerth, die Hauptbedeutung der Colonie angegeben, ihren Hauptreiz, ihre volle Anziehungs Kraft.

Mag eben darin der Grund liegen, den einige, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, der Colonie zum Vorwurf machen, daß sie auf ihrer breiten materiellen Basis nicht so weit vorangeschritten ist, wie die Einwohnerzahl voraussehen ließ, daß sie noch nicht so viel zu Markt bringt wie andere Colonien; mag eben in dieser feinern Entwicklung und zartem Gliederung der Grund liegen: Donna-Francisca ist nun

einmal das saubere Fürstenkind im einfachen Colonisten-Mädchen Gewande; sie ist nun einmal — und mir gefällt der Vergleich ganz gut — jene feingewebte Miranda, der es in ihrem einsamen transmarinen Aufenthalt verboten ist ihren Namen Miranda zu nennen, weil man solche Mirandanatur in einer Inselverbannung nicht gleich anerkennen möchte. Die deutsche Colonie aber, welche von der anmuthigen und schönen Prinzessin von Joinville aus der Taufe gehoben ward, darf ja nichts anderes sein als solch außnahmsweises Wunder im Walde, und darf auch nie anders werden.

Daher verschone man sie doch um Gottes willen mit allem, was einen echten Kaliban vorstellt, mit herumvagirenden Belgieren und Trunkenbolden, gegen deren Importation ich im Namen der mir so lieben Colonie mit Hand und Fuß protestire. Sonst ist Donna-Francisca nicht mehr die Bathin der anmuthigen Prinzessin Joinville, sondern eine tüchtige Viehmagd mit stämmigen Fäusten, die ich in ihrer derben Gliederung, in ihrer derben Faustkraft immer achte und anerkenne, aber nimmermehr vor allen andern Colonien hervorheben kann als erste an Sittlichkeit und Schicklichkeit.

Es ist ein eigenes Zeichen der Zeit, daß Leute aus sogenannten guten Ständen, mit einigen Hülfsmitteln oder ohne dieselben, sich auf den fast unbegreiflichen Wanderzug der Auswanderung nach Westen begeben. Wenn ich nun solche Leute von guter Erziehung vor mir sehe, die sich weder vom Fortziehen aus Deutschland abhalten lassen, und noch viel weniger, wenn sie nun ziemlich rathlos in Brasilien stehen, sich in die soeben verlassene Heimat zurückschicken lassen wollen, und ich ihnen, den in der ganzen Auswanderungsmarime sich vielleicht Irrenden, einen Rath über die Wahl ihres künftigen Aufenthalts geben soll: so muß ich ihnen unbedingt Donna-Francisca anrathen, den Ort, wo sie materielles Fortkom-

men wie in andern Ansiedelungen finden werden, und dazu ein gesittetes, wohlgehaltenes Leben, wie irgendwo in deutschen Colonien, die ich betreten habe. Ich wenigstens würde mit meiner Familie, wenn mich Irthum oder Nothwendigkeit zu einem Leben in einer deutschen Colonie zwingen sollte, das Leben in Donna-Francisca jedem andern unbedingt und bei weitem vorziehen.

Und in dieser Stimmung, womit ich auf die Colonie und das in ihr Erlebte zurücksehe, gehe ich noch weiter.

Wie viel es auch der hamburguer Colonisationsgesellschaft zu danken sein mag, daß sie die ganze Mühe der ersten Colonieanlage übernahm: so kommt es mir doch vor, als ob die Gesellschaft in Hamburg für den raschern Entwicklungsgang der Colonie etwas Hemmendes und Lähmendes an sich hätte. Ich will nicht, da ich nicht alle Umstände genau kenne, darüber aburtheilen, aber Eins meine ich ganz bestimmt, nämlich: daß die brasiliische Regierung noch freigebiger und freisinniger große Mittel für die Colonie hergeben würde, wenn sie aus jedem hamburguer Nexus losgewickelt dastände. Na-mentlich würde mit diesem Freistehen von europäischer Abhän-gigkeit die Thätigkeit des Directors viel weitgreifender werden. Er kann dann von seiner Oberbehörde, seiner einzigen in Zu-funft, mittels Dampfschiffahrts-Verbindung alle vierzehn Tage seine Weisungen bekommen, statt daß jetzt eine durch Monate sich hindurchschleppende und ausschiebende Expedition von Ham-burg aus ihm recht oft Muth und Eifer lähmen mag. Ich möchte, daß auf dem allerfreundlichsten Wege die völlige Ueber-gabe der hamburguer Colonie an die unumschränkte brasilia-nische Verwaltung geschähe. Dann fällt unmittelbar ein Uebel-stand fort, an den ich schon in einem Gespräche mit dem Staats-rath Herrn Manoel Felizardo de Souza gedacht habe, und zwar folgender:

Wenn die Einwanderung zunimmt und der Landbegehr so

fortgeht wie jetzt, so hat das bisherige hamburgер Terrain bald ein Ende; und dann hätte vielleicht die ganze Colonie Donna-Francisca ein Ende, gerade dann, wenn sie erst recht anfangen soll und sich in Deutschland den besten Namen erworben hat.

Doch darf ich aus einer Aussage des genannten Herrn Staatsrathes den Schluss ziehen, daß man auch dann erst recht mit Donna-Francisca anfangen will. Ueber ihre Grenzen hinaus liegt wundervolles Regierungsland; es soll gerade jetzt, um keine Stockung im Abgeben von Ländereien eintreten zu lassen, vermessen werden, besonders in südlicher Richtung nach dem Itapetu hinwärts, ja es kann sogar billiger an die Colonisten abgegeben werden und in größern Stücken als im hamburguer Nerus.

Darin sehe ich die ganze Zukunft der Colonie, die ganze Zukunft' von dem nördlichen Theile von Sta.-Catharina. Die deutschen Pioneers werden unten an der Serra-Geral entlang nach Süden mit Colonisation und guten Wegen gehen, sie werden am Itapetu einen Haltpunkt anlegen und eine Brücke über den Fluß werfen, wo dann ein neues „Frankfurt“, ein Uebergang des freien Anbaues über den Fluß sich herausbilden wird. Von dort werden sie in immer südlichem Vordringen den Itajahy treffen und sich an seinem Ufer ausdehnen.

Wie wird sich aber die Colonie Blumenau zu dieser friedlichen Invasion verhalten? Denn ich glaube mit vollem Ernst an ein solches Ueberschreiten der Colonisation von Donna-Francisca über den Norden der Provinz von Sta.-Catharina.

Wenn die Regierung volles Zutrauen zur Schöpferkraft des Dr. Blumenau hat, so wird sie ihm volle Mittel an die Hand geben, mit einer künftigen Colonisationsentwicklung außerhalb des Blumenau'schen Colonieverbandes gleichen Schritt gehen zu können. Wo nicht, so möchte wol ein Welken in

der Privatanlage Blumenau eintreten, bis sie in ein anderes Verhältniß tritt, und im nächsten Zusammenhange mit den wirklichen Regierungscolonien, vielleicht gar als eine solche, steht und als solche ebenbürtig eine gleiche kräftige Unterstüzung genießt.

Mit Recht aber muß der Itajahy und alles, was an Land und Menschen an seinen Ufern liegt, auf jeden Fall mit aller Macht, mit allen Mitteln angefaßt werden. Wer sie hat, wer Macht und Mittel hat und sie anwenden und aufopfern will: der wird aus dem herrlichen Strome eine gewaltige Colonisationsader herausbilden.

Vor allen Dingen sind dazu gute Wege nöthig, Wege, wie man sie in Donna-Francisca macht. Von Annaburg bis zum Itajahy würden zehn Leguas Wegs zu machen sein, vielleicht mit geringern Kosten und größerer Haltbarkeit, als von Blumenau bis zur Barre vom Itajahy: denn für Weg und Steg ist der Waldstrom ein schlechter Nachbar, wie er sich denn als ein solcher schon mehrfach bewiesen hat. Weniger an Zerstörungen durch Naturereignisse möchte eine Straße von Blumenau nach Donna-Francisca zu leiden haben.

Und wenn ich nun noch daran denke, daß der Handelsverkehr im Hafen von S.-Francisco, wenn nur einigermaßen Sorge getragen wird, ein so bequemer, so sicherer ist, mit dem die Kleine Bucht am Itajahy sich nie, auch nur im allerentferntesten vergleichen lassen kann: so komme ich immer wieder zu dem Schluß, daß alle weitere Colonisationsentwicklung im Norden von der Provinz Sta.-Catharina als eine einheitliche von Donna-Francisca ausgehen und in jener Colonie ihren eigentlichen Schwerpunkt, ihren Hauptstiz, ihr leitendes Organ haben müsse.

Vor solcher und in solcher größern Colonisationsentwicklung aber müssen alle Sonderinteressen, alle Privatunterneh-

mungsabsichten schweigen und zum Schweigen gebracht werden. Es darf da nur das Gedachten derer, die da als Selbstarbeiter, als Selbststanbauer kommen, berücksichtigt werden: nicht das Gedachten derer, die da inmitten des sich regenden Menschenknäuels Ländereien auf Speculation liegen lassen, um sie durch die Arbeit fleißiger Nachbarn und deren mühsame Anstrengungen zu verwerthen.

Solche stille Landspeculationen finden auch in Donna-Francisca statt. Dort besitzen reiche Leute in Europa Ländereien, die durch den Schweiß der um solche Ländereien sich ansiedelnden Anbauer im Preise steigen, während dadurch den Arbeitenden bedeutender Abbruch geschieht. So besitzt unter andern der Fürst von Schönburg-Waldenburg 6000 Morgen Waldland, so einzelne Kaufleute in Deutschland. Auch am Itzjahr liegen solche Landstücke auf Speculation unangetastet.

Ich habe in Betreff von Donna-Francisca in Rio ernstlich darum angehalten, daß solcher Beeinträchtigung des Anbaues auf Kosten und zum Schaden der Anbauer gewehrt werde, und hoffe es dahin zu bringen, daß jeder, der in einer Colonie Land besitzt, ohne es selbst anzubauen, jährlich für den Morgen eine gewisse Strafe gibt, die mindestens dem Vortheile entspricht, den das Land jährlich an größerer Verwertung dadurch gewinnt, daß die Nachbarn ihr Land anbauen. Oder auch: man treffe eine Anordnung, wonach jeder, der sein Land in einer gewissen Zeit gar nicht in Angriff nimmt, desselben für verlustig erklärt wird.

Etwas Ähnliches existirt schon im kleinen in der Colonie Blumenau. Es sollte aber auch im großen überall da geltend gemacht werden dürfen, wo bei angeregter Colonisation einer Gegend, längs eines Flusses, mit großen Landstücken speculirt und ein wirklicher Landschacher getrieben wird. Was als zweckmäßige Anordnung den Kleinen Recht ist, sollte auch unter den Großen billig erscheinen. Und am Ende sind

ja der Segen für den brasiliischen Landbau und die Colonisation die Kleinen, nicht die Großen.

So hoffe ich, daß sich in nicht gar langer Zeit aus dem Norden von Sta.-Catharina ein neues Pennsylvanien herausbildet, ich hoffe es, halte es für sehr möglich und finde viele Elemente dazu gegeben und bereits in Thätigkeit. Freilich vermisste ich noch die Seele eines solchen Pennsylvanien: die Seele eines William Penn, der — nicht um in Landspeculationen einen „Rebbes“ zu machen — Leib und Seele für seine von Europa kommenden armen Auswanderer und Glaubensgenossen daran setzte, wie das seitdem kein zweiter gethan hat.

---

## Fünftes Kapitel.

Schlußwort über die Provinz von Sta.-Catharina. — Ihre Zukunft.

---

So ging denn mein mir so liebgewordener Aufenthalt in der deutschen Colonie Donna-Francisca zu Ende und mit ihm mein Besuch der Provinz Sta.-Catharina.

Da konnte ich denn nicht umhin einen Rückblick auf das von mir in der Provinz Gesehene und Erlebte zu werfen.

Es haben nicht viele Reisende in so mühevollen Touren, wie ich, die Provinz durchstreift und ihre einzelnen Districte von so vielen Punkten überschaut.

Ohne kleiner Ausflüge auf der Insel zu gedenken, erinnere ich daran, daß ich von S.-Jozé auf dem Festland nach Laguna ritt. Von dort machte ich eine Canotfahrt auf dem Tubarão nach Piedade. In Rapoza am Tubarão verließ ich die letzten Menschenwohnungen und schlug mich durch Wald, Flüsse und Gebirge über Barro-Branco mit seinen Steinkohlenlagern, über Bassa-Doris, Rossinha, Bassa-Vinte und dem Feiro, alles nur Dörter ohne Ortschaft, ohne Anbau und Menschen, an der steilen Gebirgswand der dortigen Serra aufwärts in das Oberland der Provinz und zu den manich-

sachen Quellen des Uruguay hindurch. Von der einsamen Estancia das Tejucas aus nahm ich den vollen Eindruck des Lebens im Oberlande in mich auf; er blieb mir auf der Reise nach Lages und während des dortigen Aufenthalts, und wiederholte sich mir in seiner wunderbaren Eigenthümlichkeit auf der Estancia dos Indios und während meines Tropeirolebens von dort über die Felder des letzten Uruguaygebietes hin und zur Militärcolonie am Itajahy hinab.

Am Rio-dos-Bugres fand ich die erste deutsche Colonieentwicklung in Sta.=Isabel und folgte derselben längs des Cubatão. Ich ging den Fluß hinunter, um dann den Maruim wieder hinaufzugehen, wo ich die Deutschen in S.=Pedro de Alcantara besuchte. Der Rio-Louro führte mich an den Biquassu, dieser zur Meeresküste.

Von hier ging mein Lauf nördlich mit einzelnen Flußverfolgungen in westlicher Richtung. Ich ging den Rio-das Tejucas-Grandes bis zu seinem Salto, folgte dann der öden Meeresküste, erreichte die Insel S.=Francisco und gelangte von dort zur Colonie Donna-Francisca.

Einen ziemlich constanten Charakter des Bodens habe ich in jeder der drei Hauptabtheilungen der Provinz gefunden, sodas jede ihren eigenen und wirklich fast ausnahmslosen Charakter zeigt.

Von S.=Jozé nach Süden ist, sowie man über den Maruim und Cubatão hinaus ist, eine etwas schroffe Bergnatur unverkennbar, die das anbaufähige Land einer Fläche, eines gelinden Abhangs ziemlich einschränkt. Dehnt sich aber einmal längs eines Flusses ein Flachland hin, so ist es häufig so morastig, daß es ziemlich hartnäckig den Anbau zurückweist. Kaum besser ist es da, wo in größern Flächen eine sandige Natur vorherrscht. Hier decken kurzes Gebüsch oder ungeheuere Scharen verkrümpter Palmen den Boden und kaum eine beginnende Cultur watet im lockern Sande der Halbwüste.

Eine glückliche Ausnahme von diesem Steckenbleiben im Sande macht nun der Tubaão mit seinen Zuflüssen, seinen Schlüchten, seinen Abhängen, seinen Flachgegenden. Der Hauptarm des Flusses ist schon bis Rapoza angebaut; von dort aber liegt noch alles in Wald und Naturschweigen, obgleich auch wundervolle Strecken Landes in jener Wildnis verborgen liegen, die des schönsten Anbaues fähig sind. Ein Nordarm des Flusses mit seinen Walddistricten ist ganz unbenutzt. Von dort geht ein Fußsteig für höchst kleinen Verkehr ins Oberland. Dem Braço do Norte reihet sich das schöne Weideland in der Fläche des Capivari an; dort liegen schöne Keime zu einer deutschen Colonie verborgen, in der Landbau und Viehzucht im Gleichgewicht bleiben können.

Von solch einer anzulegenden Colonie ist der Verkehr nach Laguna leicht und wundervoll; der öden Stadt erwächst eine ganz neue Zukunft. In wenig Stunden Dampfschiffahrt bringt sie ihre Producte in die schützende Bucht von Sta.-Catharina, welche vier mal im Monat mittels Dampfschiffahrt mit Rio-de-Janeiro zusammenhängt. Ich konnte nicht umhin in Rio die Aufmerksamkeit auf diesen etwas stiefmütterlich behandelten Theil der Provinz hinzulenken; denn zu lebhaft erinnerte mich die Situation hier an die von Donna-Francisca. Eine Colonie am Tubaão hat eine Beziehung in sich selbst, eine zum Hafen von Laguna, eine dritte zum tief versteckten Oberlande an den Quellen des Uruguay.

Aber auch der Landbau der Nachbarschaft, der dort schon existirt, würde durch eine Concurrenzcolonie angeregt werden. Brasilianische, glückliche Anbauer am Tubaão und selbst die, welche in schon sandigern Gegenden viel Manioc bauen, würden noch vielmehr ihre Kraft entwickeln, und das um so mehr, da Flüsse und Lagoen den Absatz über Laguna so ausgezeichnet erleichtern. Freilich müßte jeder dortigen größern Anlage eine höchst genaue Untersuchung vorhergehen, denn

der Vorüberreisende kann eben nur übersehen, wobei er allerdings manches über sieht.

Und sowie jegliche Cultur eine viel größere Peripherie um sich herumzieht, als ihr materieller Anbau anzudeuten scheint: so würde auch der Süden der Provinz noch einen andern Segen von solch einer Colonisation empfinden. Kaum irgendwo anders als eben im Süden von Sta.-Catharina, vom Tubarão in Rio-Grande hinein, schlägt man die Zahl der Bugres hoch an. Ja im Relatorium des Generallandamts von 1858 finde ich die Zahl der Wilden auf 2000 angegeben, und dabei auf die Furcht hingedeutet, die man bis nach Piedade am Tubarão vor ihnen hat, sodaß manches schon Gewonnene in dieser Furcht schon wieder aufgegeben ist. Ich selbst traf auf meinem Zuge in das Oberland hinauf Spuren dieses Aufgebens von gewonnenem Terrain. Die Rossinha machte mir einen höchst betrübenden Eindruck. Wenn ich dort Spuren von Mordbrennerei der einsfallenden Bugres gesehen hätte, so würde mir das weniger ärgerlich gewesen sein als so, wo die bloße Furcht eher davonläuft, als die Gefahr andringt.

Was möchte ich die Frage aufwerfen: woher weiß man denn, daß die Scharen jener nackten Räuber sich noch auf 2000 Individuen belausen? Gewiß, ich würde mit der größten Seelenruhe eine Null fortstreichen. Und wenn ich auf einer deutschen zukünftigen Colonie in der Gegend des Tubarão nur 30 – 40 Flintenläufe weiß, so halte ich diese Colonie für vollkommen gesichert gegen 200 oder gegen 2000 Bugres!

In einem ganz andern Colorit als jenes Unterland erscheint das Oberland, wenn man vom Feiro nach oben hinauf geklettert ist. Trocken und doch wundervoll bewässert, mit weiten Grasfeldern und doch auch dichtem Wald versehen, bietet das ganze, meistens über 3000 Fuß hoch gelegene Oberland für Viehzucht alle nur möglichen Proportionen. Eben

deswegen wird Viehzucht zu überwiegend ausgedehnt. Wie viele zum vollendetsten Ackerbau passenden Gegenden liegen unangerührt da! Wie wenig wird irgendwelchem Fortschritt die Hand geboten!

Ich kann hier nicht den Vorwurf zurückhalten, daß von Seiten der öffentlichen Verwaltung der Provinz an allen Ecken und Enden gefündigt wird. Kaum hat man sich von São Joaquim etwas entfernt, so hört alles auf. Fleckenweise sieht man noch Wege, Stege aber meistens gar nichts. Wie ungeheuer lotterig wird der Uebergang über einzelne Flüsse betrieben! Alles ist schwierig, lumpig, erbärmlich, kaum ein skandalöses Canot, kaum eine Furt! Und nun gar der Weg ins Oberland und der Weg durch das Oberland! Der Uebergang vom Canoas, vom João Paulo! Das soll eine Hauptpassage sein! Der Weg über den Morro do Trombudo wird recht hübsch geslicht, denn anders kann ich eine langsame Wegbauerei nicht nennen, hinter welcher das Werk längst eingefallen ist, wenn sie vorn mit der Arbeit zu Ende kommt. Hier müssen ganz andere Wegrichtungen eingeschlagen werden, in allem eine viel größere Energie entwickelt werden. Im Norden der Provinz helfen sich die deutschen Anbauer schon selbst; dort braucht man sie nur nicht zu hindern, muß ihnen, wie z. B. in Dona Francisca, nur nicht sagen, daß ihre Wege zu gut sind!

Man behauptet allgemein, daß von allen brasiliischen Provinzen Sta.-Catharina noch am urzuständlichsten sei. Und wahrhaftig, nach dem, was ich erlebt habe, möchte ich das auch sagen. Ja, schlimmer als das! Es ist ein gewisser Schein vorhanden, als ob schon etwas gethan wäre, als ob etwas gethan würde! Und was ist es? Ich weiß es nicht, habe es nirgends gesehen, nur da gesehen, wo deutsche Faust die Art schwang und höchstens einigermaßen am Tubarão im Süden.

Eben deswegen haben die Deutschen einen so großen Be-

ruf für Sta.-Catharina, eben darum werden sie dort ein neues Pennsylvanien gründen, eben darum ist jegliche Naturscenerie noch so großartig in der Provinz.

Von Granit, Sandstein und Syenit sind die gewaltigen Höhenzüge aufgebaut, welche das Land durchziehen. Viele Schieferlagerungen kommen zwischendurch vor, mächtige Stein- kohlen schichten an einzelnen Stellen. In isolirten Gruppierungen finden sich Porphyre. Als Haupt- und Charaktermassen aber müssen immer Sandstein und Syenit, jener mehr im Süden, dieser mehr im Norden, genannt werden.

Die schöne Pflanzennatur habe ich schon hinlänglich berücksichtigt. Im Unterlande ist sie eine fast durchweg tropische, eine wundervoll glückliche, im Saft und Ueberfluß strozend. Kaum irgendeine Pflanze möchte in dem sonnigen, feuchten Unterland das Gediehen versagen. Kaffee, Zucker, Tabak, Reis, europäische Früchte, Orange und Pisange wetteifern untereinander in Schönheit und Fülle des Ertrags und harren ungeduldig der vielen noch fehlenden Hände, um ihren Anbau zur höchsten Segensfülle zu bringen.

Nordische Fichtennatur, Nachtreife und selbst Eissscherben charakterisiren dagegen das Oberland. Ungeheuere Pinheiro-Waldungen geben den mächtigen Bergwellen einen mit Worten nicht zu schildernden Charakter. So rauschen auch die Uruguay-Zuströmungen besondere Weisen. Aus Fichtenwaldungen heraus, in Fichtenwaldungen hinein stürmen und brausen der Pelotas, der Lavatudo. Im Schlunde eines Pinhals stürzt der gewaltige Caveiras wie ein norwegischer Strom hinunter und bildet um seinen Wasserfall ein naßkaltes Ungewitter, fast einen Novembersturm des Nordens. Aber ungeheuere Papageienschwärme führen den vom Norden träumenden Reisenden immer wieder in die Südewelt zurück.

Ungeschlachte Farrenkrautstämme geben dieser seltsamen Natur einen noch europa-fremden Charakter. Es hat jemand

das Unterland von Sta.-Catharina mit der Phystiognomie größerer Südseeinseln vergleichen wollen. Vielleicht hätte er auch an das Oberland denken und dessen alles Maß überschreitenden Farrenkrautwuchs erwähnen sollen, neben welchem sich die Araucarien leicht, um an ein neuseeländisches Bild zu erinnern, in Dacrydien verwandeln möchten.

Ebenso wenig wie ich noch einmal die Pflanzenphysiognomie der Provinz in ein allgemeines Bild zusammendrängen will, darf ich hier auch von der Thierwelt sagen. Unzen, Affen, Tapire, Capivaris, Pacas und Dicotylesarten theilen sich mit lichtscheuen Botokuden in das Dunkel der Waldungen, keins von allen irgendeiner Jähmung nützlicher Art fähig, und eben deswegen alle nur provisorische Geschöpfe des provisorischen Urwaldes. Im Oberlande werden sie mehr und mehr vom Kind und Ross zurückgedrängt, welche beide Thierarten, obwohl sie ja eingeführt sind, recht eigentlich die Charakterthiere auch um jene Anhänge des Uruguay sind, wie wir sie im weiteren Verlauf des Flusses als solche in Menge gefunden haben.

Die rio-grandenser Vogelwelt ist in Sta.-Catharina schon bedeutend modifizirt. Das Ema kommt nicht bis hierher. Mycteren und Reiher sind viel seltener, Urubus und Weiheradler dagegen häufig. Vielleicht nehmen in Sta.-Catharina zahlreichere Ibisarten die Stelle der Reiher ein. Im Unterlande sah ich den schwarzgrauen Ibis (Plumbeur?) häufig und oft in dichten Scharen in einzelnen Morästen. Der Ibis aber mit weißer Brust und braunen Flügeln (Albicollis?) zeigt sich im Oberlande viel, ein dummes, ungeschicktes Thier, welches sich leicht schießen lässt. Wenn diese Ibis von bunten Colorit sich abends in einem hohen Baume zur Nacht ruhe niederlassen, so lassen sie lange ein anhaltendes Geschrei hören, fast ein hühnerartiges Geschrei und doch ganz seltsamer Art. Das seltsamste Vogelgeschrei aber, was ich in der gan-

zen Provinz vernommen habe, war das von einer kleinen Heerde von Trompetervögeln (*Psophia*), die ich am Walde auf der Estancia dos Indios traf. Drei bis vier mal hintereinander stießen sie ein scharfes Pfeifen aus, dem dann eine höchst heftige, tiefstönende Lufsterplosion folgte. Die schlankgebauten Vögel hatten sehr helles Colorit und silbergrau glänzende Flügel. Ich habe sie nur das eine mal getroffen.

Neben Papageien treten in Sta.-Catharina nun auch in voller Farbenpracht die mannichfachsten Species von Tukanen auf. Um beginnende Anpflanzungen wimmelt es oft von ihnen. Sie sitzen dann lauernd auf den Spiz'en hoher Bäume und verrathen sich durch schnarrende Löne. Ein guter Jäger schießt leicht an einem Morgen 30—40 Stück und gewinnt damit ein ganz köstliches Essen, namentlich eine Suppe erster Qualität. Die ihnen nahe verwandten Arten Pogonias und Trogan mit schönen Färbungen (manche daher Pavão, Pfau genannt) kommen ebenfalls vor. Einen schönen hierher gehörenden Vogel schoß Friedenreich am Salto des Itajahy; als ich ihn aus dem Dickicht aufnahm, biß er mich aber so empfindlich, daß ich die Spur des falkenartig gezähnten Oberkiefers noch lange an der Hand trug.

Die schwarzen Krotophagen (*Aru*) kommen ungemein häufig vor, werden aber nicht gegessen.

So ist denn die Familie der Klettervögel überaus reichlich in der Provinz Sta.-Catharina bedacht worden. Wenn viele von ihnen auf den Anpflanzungen schädlich sind, so liefern sie dafür auch, zumal da sie fleischige, fette Vögel sind, sehr wohlschmeckende Braten, und die Jagd auf diese verschiedenen Scanfores ist eine unterhaltende und einträgliche.

Doch will ich auch von diesen kurzen Notizen keine weiteren befügen.

Aus dem, was ich flüchtig über Thiere und Pflanzen gesagt habe, thut sich unbedingt schon ein gewisser Tropencharak-

ter kund. Ich kann seiner nicht gedenken, ohne auch einer Krankheitsscheinung zu erwähnen, die sich daran knüpft und im Colonisationstreiben, namentlich des Deutschen, einige Rücksicht verlangt, ich meine das Mal-da-Terra, die Bleichsucht, Chlorosis intertropica, oder wie man das Uebel sonst noch genannt hat, eigenthümlich genug und richtig Mal-da-Terra genannt: Uebel, nicht nur des Landes, wegen seiner fast tropischen Breite, sondern des Erdbodens, wegen seiner Ausdünstungen.

Wo in warmen, feuchten Gegenden, und die Nordhälste der Provinz Sta.-Catharina ist warm und feucht, der unbeführte Boden, der jungfräuliche Urwald von der befruchtenden Cultur etwas stürmisch angefasst und zur Hervorbringung mannichfacher Ackerbauprodukte gezwungen wird, da rächt sich die bisher unentweihte Erde und haucht Miasmen aus, die störend und vergiftend in das Blutleben der Menschen eingreifen, wenn diese nicht durch verständige Maßregeln sich dagegen zu schützen suchen.

Diese Vergiftung oder doch Störung einer gesunden Hämatose kann einen jeden treffen, ja Männer und Knaben, eben weil sie sich mehr solchen Miasmen aussetzen, noch mehr als Frauen, während doch außerhalb des Tropenrayons Chlороsen mehr bei Frauen und Mädchen vorkommen.

Das schnelle Bloßlegen eines sumpfigen Waldlandes, welcher dann auf einige Zeit der fast senkrecht darüber hingehenden Sonne, recht eigentlich dem Hyperion ausgesetzt bleibt, mag wol eine Hauptursache zur Chlorosis sein. Es ist da des vegetabilischen Faulungsprocesses und Verdampfens am Tage und des Niederschlagens von unreinem Thau in führen Nächten kein Ende, um so weniger, da in diesen vom Urwald rings eingeschlossenen und wol gar noch von nahen Gebirgen förmlich umzäunten Niederungen kein Wind in Masse, kein Luftstrom von bedeutender Breite und Tiefe das Unreine mit sich fortnimmt.

In solchem Infectionssproceß, den der Ansiedler selbst hervorruft, kommt er nun der sich an ihm rächtenden Natur förmlich zu Hülfe. Er denkt nicht immer daran, daß wenn er sein Haus einige Fuß höher als jene Niederung ist, anlegen kann, er seiner Gesundheit eine Wohlfahrt damit erzeigt; er sieht ja keinen Krankheitsstoff, er riecht und schmeckt ihn nicht, folglich gibt es keinen solchen. Dazu hält er den Erdboden seines kleinen Häuschens nicht trocken und glatt, sondern läßt ihn, wie die Natur ihn gerade gebildet hatte, liegen, beschmutzt ihn mit Feuchtigkeiten aller Art und unterhält ihn in künstlicher Gärung. Es sollte jeder Colonist, der sich beim Gründen seiner kleinen Waldwohnung nicht gleich einen Breiterfußboden machen kann, sich vor allen Dingen dadurch einen gefunden Fußboden schaffen, daß er vor dem Bau des Häuschens den Boden reinigt, möglichst planirt, fest stampft und dann einige Tage hindurch auf demselben ein tüchtiges Waldfeuer so groß wie möglich unterhält und nachher streng dafür sorgt, daß auf demselben nichts ausgegossen werde.

Auch die flüchtig und unordentlich zubereitete Kost wird Ursache zur Bleichsucht. Ramentlich habe ich die oben genannten Arvildeen in Verdacht, daß ihre schlecht gekochten Wurzelnkollen eine gute Hämatose verhindern. Sie müssen bis zum Zerspringen gekocht sein und vollkommen rein abgegossen werden, sodaß sie in ihrer eigenen Hitze vollständig abtrocknen. Auch viele Früchte mögen nachtheilig sein: sauere Orangen, unreife Bananen, Pfirsiche, Araça und andere Myrtaceen, unbedingt auch eine sparsamere Fleisch- und Thierfettahrung, und letztere wol am meisten, denn gerade da, wo neben dem Landbau der Viehstand am weitesten zurücksteht, tritt die Chlorose am meisten auf.

Auch in der Kleidung müßte mancherlei geändert werden. Ramentlich scheint mir das so bequeme und billige Barfußgehen tadelnswerth. Dazu habe ich bemerkt, daß die Anbauer

sich abends die Füße in kaltem Wasser rein waschen. „Wir sind das gewöhnt“, sagen sie und bleiben bei der Gewohnheit.

Auch das Schlafen auf dem Boden müßte ganz wegbleiben. Es ist ganz gut, hübsch, romantisch, mit einem Erdlager von Palmblättern sich zu begnügen: wenn man aber eine Bettstelle mache, würde man sich doch besser befinden.

Und so greifen tausend Kleinigkeiten, anscheinend ganz geringfügige, in das Leben der Colonisten ein, und weniger starke NATUREN leiden darunter und bekommen das Mal=da=Terra.

Sie fühlen sich unbehaglich, faul, müde, weniger warm, obgleich sie leicht transpiriren, werden blässer, zuletzt leichenbläß und bekommen Herzklöpfen. Vorausgehend oder nachfolgend kann ein wirklich intermittirendes Fieber dabei sein. Geht es voraus, so ist es meistens die Tertianform; kommt es später zum Vorschein, so ist es täglich da und ist dann wol weniger intermittirend, sondern remittirend und symptomatisch. Die europäischen Chlorosen sind so gleich mit diesem Mal=da=Terra, daß ich die weitere Symptomatologie hier weglassen.

Thut man nichts dazu, so geht die begleitende Herzneurose in eine wirkliche Atrophie mit Dilatation über. Es tritt Durchfall auf, Fußödem und Wassersucht, und gar manche junge Anbauer starben schon am Mal=da=Terra. Doch sind die Fälle häufig, wo ohne alles Zuthun von Seiten der Kunst, ja ohne alle hygienische Rücksicht das Uebel sich von selbst wieder verzog und die blassen jungen Männer und Mädchen tüchtige und handfeste Anbauer wurden. Es war ein Acclimatationsprozeß mit ihnen vorgegangen.

Borbeugung der leicht einzusehenden, aber schwer wegzuräumenden Causalmomente möchte da wol Hauptversfahren zur Heilung sein: andere Wohnung, andere Arbeit, andere Kost. Als Arzneimittel ist hier fast uneingeschränkt das Eisen zu empfehlen. Eisenrost und Heilspäne mit Drangensaft einge-

kocht liefern ein wundervolles Präparat, was sich auch ungemein leicht verdaut.

Aber der intelligente Arzt einer Colonie — und die Ansiedlung eines solchen ist eine nothwendige Gewissenssache in jeder Anlage — weiß da am besten, was zu thun ist.

Und am Ende ist das Mal-da-Terra nur ein Durchgangsübel, nicht nur der Individuen, sondern einer ganzen Colonie. Ist Weg und Steg gut gehalten, hat sich Sauberkeit und Ordnung, Sittlichkeit und Zucht in einer Colonie einmal festgesetzt, so verschwindet das Mal-da-Terra und die Gesundheit bleibt unangetastet.

Davon ist Donna-Francisca, namentlich Joinville, ein schlagendes Beispiel. Die Flachlage des Bodens, das Andringen der Flut bis in den Rio-da-Cochoeira gab anfangs zu manchen bedenklichen Krankheitsscheinungen Anlaß. Und schon heute ist Joinville ein unbedenklich gesunder, frischer, fröhlicher Aufenthalt, in welchem ein ängstliches Gesundheits-theoretiren vor der Erfahrung und dem prächtigen Gedeihen der Kinder und Heranwachsenden vollkommen schweigt.

So hat denn auch das Mal-da-Terra keinen tiefeingreifenden Einfluß in die Zukunft der Provinz.

Noch einmal gesagt: eine herrliche Zukunft hat diese Provinz, in ihrem Norden, in ihrer Mitte, in ihrem Süden, im Oberland, im Unterland.

Wenige Küsten mit so vielen schönen Hafengelegenheiten gibt es, wie längs des Ufers von Sta.-Catharina sich finden, wenige Küsten auch, auf denen so hübsche, wenn auch nicht große, dennoch wohl zu benutzende Flüsse dem Meere zufließen.

Auf allen diesen gegebenen Elementen wird, wenn erst Menschenkraft in ihrer vollen Entwicklung sich geltend gemacht hat, einmal eine schöne Provinz sich aufbauen lassen, die an Ausdehnung vielen andern Landestheilen Brasiliens nachsteht, aber an Intensität wol zu den ersten gehören möchte.

und der einen oder andern eine bedeutungsvolle Concurrenz machen kann.

Ich erinnere nur an die großen Chancen, die der Norden von Sta.-Catharina für den Zuckerbau bietet. Hier wird einmal von freien Händen der Zucker gebaut werden, der schon heute in Bahia nicht mehr so im Uebermaß von den abnehmenden Sklavenkräften producirt wird. Und im Süden des kleinen Landes mag sich wol einmal ein vortrefflicher Handelsweg in die Provinz Rio-Grande hinein eröffnen, wenn die Barre der Provinz fortfahren sollte, Uebelstände und augenscheinliche Gefahr für den Seehandel zu bieten.

Bei meinem Aufenthalt in Donna-Francisca hatte ich vor, die ganze Provinz Sta.-Catharina genauer monographisch zu behandeln. Dazu waren aber Specialstudien nöthig, die ich an Ort und Stelle nicht machen konnte, weil mir manche hübsche schon vorhandene literarische Hülfsmittel fehlten.

So blieb auch in dieser Provinz mein Reiserelatorium nur eben ein solches und mußte ein solches auch nach meiner Ankunft in Rio-de-Janeiro bleiben, wo mir bei der mir zu meiner brasiliischen Reise zugemessenen Zeit noch weniger Muße zu einer ausführlichen Darstellung der Provinz Sta.-Catharina blieb, als in der Provinz selbst und in meinem Aufenthalt in der Colonie Donna-Francisca.

## **Vierter Abschnitt.**

### **Die Provinz Parana.**

---



## Erstes Kapitel.

Abschied von Joinville. — Walberxpeditioп durch die Serra-Geral zwischen Sta.-Catharina und Parana. — Ankunft auf dem ersten Caminho der Provinz Parana.

---

Um 16. August morgens 8 Uhr nahm ich von dem freundlichen Joinville Abschied. Ich nahm ihn nicht ohne innere Erregung und Wehmuth; gar zu freundliche Tage hatte ich daselbst zugebracht. Dennoch würde mir mein Scheiden vom lieben deutsch-brasilianischen Städtchen noch schwerer geworden sein, wenn nicht eine Begleitung mich erfreut hätte, die ich nimmer vergessen werde. Meine besten Freunde von Donna-Francisca gaben mir zu Pferde das Geleite, besonders war es Herr Aubé selbst, der mich bis über die Grenzen seines Territoriums bringen wollte, ja die liebenswürdige und jugendliche Frau Directorin hat bei der Gelegenheit die unerhörte Thatsache aufgeführt, daß ein zierlicher Frauenfuß auf rauher Urwaldspicade bis zur Sägemühle am Cubatão vordringen kann.

Wir trabten fröhlich von dannen. Am Kirchhofe warf ich den letzten Abschiedsblick auf den lieben Ort. Bald waren

wir, nachdem wir um so manche mir liebgewordene Waldecke gebogen, durch so manchen traulichen Colonieweg geritten waren, in Annaburg, bald am Ende der letzten Rocas. Und nun begann unsere Fußwanderung durch den Urwald.

Schon einmal habe ich von dem Wege nach der Sägemühle geredet. Auch bei diesem zweiten mal zog Munterkeit und frohe Laune mit uns durch die einsame Picade. Was würde doch die europäische Romantik um solch einen Waldzug geben! Wo ein Waldbach floß, wurden im Nu einige kleine Palmen mit dem Waldmesser umgehauen und eine leichte Brücke gebaut; wo ein Baumstamm die Picade hemmte, ward geschickt darüber hinwegvoltigirt oder, wenn Raum da war, unten durchgefrochen. Alles ging vortrefflich; unser voraufmarschirender Ingenieur Wunderwald erwarb sich wirkliche Lorber um uns und unsern Marsch. Ich muß aber dennoch gestehen, daß unsere annuthige Führerin Madame Aubé sich noch viel verdienter um uns machte. Im zierlichsten Wandercostüm, an welchem ein kleiner Bloomerismus nicht zu verfennen war, überwand sie leichter als wir fast alle die Picadenschwierigkeiten und munterte die Reisecolonne durch ihr Beispiel auf, ja an einem klaren Waldbache, an dessen Rand ganz schnell einige Palmblätter hingestreut wurden, bekamen wir alle aus ihrem Frühstückskorb etwas zu essen.

Unterdeß frachte auch mancher Flintenschuß im Walde. Aus den hohen Waldesgipfeln stürzten zwei Jacutingas und einige Tukane herab und wurden sorgfältig mitgenommen.

Am Ausgang des Waldes kam uns der biedere Schweizer von der Sägemühle entgegen, Herr Weber. Es war jemand vorausgeeilt, um ihn von dem Waldwunder, dem Anmarsch unserer Frau Directorin zu unterrichten, an welches er nicht hatte glauben wollen. So zogen wir denn mit fliegenden Fahnen in unser Standquartier ein und nahmen Besitz von der Mühle am Cubatão.

Noch einmal empfand ich die volle Poesie des wunderlichen Ortes! Durch den stillen Hochwald braufste der wilde Cubatão daher; am Rio-da-Prata plätscherte das Rad der Sägemühle, hinter welchem wir auf einem schmalen Steg hinübergingen, sodas wir uns zwischen den beiden Flüssen befanden. Einzelne Eisvögel flatterten hin und her am Wasser, durch welches mit mächtiger Kraft gerade ein troßiger Stier hindurchwanderte. Hier am Walde der Wildnis, umgeben von so lieben Menschen, fühlte ich es einmal wieder recht lebhaft, daß es doch nicht so leicht ist von gestern zu scheiden, um in die erstere zurückzukehren, und nun gar zu einer Picadentour, wozu noch keine Picade geschlagen war.

Eine wunderhübsche Abendscene begann. Unser Wild war zum kostbarsten Leckerbissen umgewandelt und eine tüchtige Portion der Tajawurzel dazu gekocht. Tischtuch und regelmäßiges Service war damals noch nicht am Cabatão; statt der Teller dienten kleine Bretchen; die Honoratioren unter uns bekamen eine Art Messer und Gabel, sonst mußten die Finger helfen. Alle tranken aus einem kleinen Glase den mitgebrachten Wein. Es ging ganz vortrefflich.

Es ward spät und etwas kalt. Nachdem Herr und Madame Aubé sich zurückgezogen hatten, machten mir mitten in dem Mittelraum des Hauses ein lustiges Feuer und unser Nachtlager umher. Doch war in den ersten Nachtstunden an keine Ruhe zu denken. Gott mag wissen, was eigentlich in uns gefahren war. Wir spielten Sommernachtstraum und waren alle verwandelt. Das war mein erster Reisetag von Joinville nach Coritiba.

Nicht so fröhlich war ich am folgenden Morgen. Wir nahmen Abschied. Eine schwierige Waldwanderung begann. Der Boden hob sich allmählich, lauter brausten die Wasser, steiniger ward der Boden, wilder lagen die umgestürzten Baumstämme durcheinander; zuletzt ward der Wald selbst dämmern-

der, denn zu beiden Seiten bauten sich die Höhen der Serra auf. Südlicherseits vom Thale des Rio=da=Prata und Rio=Secco hebt sich die Picade mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit. So weit man bis jetzt urtheilen kann, wird die Straße ganz ausgezeichnet werden.

Enger ward die Waldschlucht, einsamer, wilder. Da that sich eine Klärung auf. Das originellste Waldasyl lag vor uns. Sechs bis acht Männer, Deutsche und Helvetier, bauten sich ein langes, niedriges Palmenhaus; ein anderes, größeres stand schon seit Wochen da, Wunderwald's Rancho.

Wunderwald's Rancho! Wirklich ein Ideal von Waldhütte oder Waldhaus ist dieser Rancho. Er ist 14 Fuß tief, 24 Fuß breit, ein breites Dach mit sehr niedrigen Wänden. Alles ist von Palmen, von ganzen und gespaltenen Palmenstämmen, von Palmenblättern, in der saubersten Ordnung mit Eipös zusammengebunden, das Ganze hauptsächlich von zwei großen Walbbäumen getragen; zu beiden Seiten sind halbhöhe Lagerstätten von Palmenlatten mit Palmenblättern belegt; vor ihnen liegen einige Myrtenbalken als Sitze; die Thür wird nachts mit einem Palmblattdeckel zugesezt. In der Mitte brennt auf der Erde ein gemüthliches Feuer, kurz in Abraham's Schose kann man nicht gemüthlicher sitzen wie in Wunderwald's Rancho oben auf der Serra.

Dazu hängen an Duerlatten alle nur denkbaren Gegenstände umher: Äxte und alte Hosen, Carne secca und Leder-gamaschen, geschossenes Wild und alte Decken, Kochtöpfe, Blechbedcher, Salz, Reis, eine kleine Apotheke, Pulver, Blei, Flinten und Pistolen, mitten im Walde waren wir und lebten wie die Fürsten.

Und vor dem Palmenpalast loberte tiefer unten ein helles Feuer, um welches unsere Leute in der prachtvollsten Gruppe lagen. Ein dichter Nebel zog durch den Wald. Wie Ge-spenster schauten die Kronen der Bäume hoch hinaus; die

Scenerie war gar zu hübsch, wir waren von uns selbst ganz erbaut.

Am folgenden Morgen machten wir eine herrliche Bergpartie. Oben auf steilem Waldgipfel standen wir. Wunderwald ließ eine Reihe von Bäumen anschlagen, sie stürzten krachend hinab und eine herrliche Bergkette lag offen da. Meilenweit konnten wir nach der Provinz Coritiba hinssehen, eine duftige Laubwaldswelt mit schönen Thälern. Aber vergebens sucht man im Bergchaos nach einem cultivirten Punkte, kein Haus, kein Feld erscheint, kein Rauch steigt auf, kein Hahnenruf tönt. In der Tiefe braust der Waldbach, sonst vernimmt das Ohr keinen Laut. Und durch dies Chaos sollten wir uns durchschlagen!

Wir kletterten hinab zum Rancho zurück. Die letzten Begleiter, der gute Pfarrer und Leistico, die Lieben, Guten, mußten zurück zur Sägemühle, sie nahmen meine besten Grüße mit. Und nun war ich mit meinem Waldgenossen Wunderwald allein.

Unterdes hatten unsere Leute ein tüchtiges Stück Picade westlich geschlagen. Doch nahmen wir uns vor erst am nächsten Morgen aufzubrechen. Wir kletterten den Rest des Nachmittags an den schönen Waldbergen umher und packten dann alles zurecht zur mühseligen Waldfahrt, die mir noch origineller erschien als mein Maulthiertreiberleben von Lages nach S.-José.

Zu dieser Waldfahrt war es nöthig gewesen zwölf Menschen aufzubieten. Diese hatten sich auf acht Tage verproviantiren müssen, hatten verschiedene Kochapparate bei sich, meine Sachen und eine Art von kleinem Haussstand, damit wir unterwegs wenigstens zur Noth uns unser Essen kochen könnten. Einer von den Leuten fehlte noch. Er war auf dem Marsche zur Sägemühle halb angetrunken mit einem Theile meiner Sachen liegen geblieben; die Nacht mit allen ihren

Waldschauern und der unheimlichen Einsamkeit hatte ihn überfallen. Am Morgen früh hatte er nicht gewagt allein weiter zu gehen, er ließ meine Sachen an einem Bach liegen und kehrte nach Annaburg zurück, von wo aus ein mutigerer Mann, als er selbst war, aufbrach, unterwegs meine Sachen fand und so mit ihnen zu Wunderwald's Rancho am Ende des Thales vom Rio-Secco hinauf kam.

Am 19. August früh morgens war es denn ein lustiges Regen und Bewegen dort oben. Die ganze Mannschaft packte ihre Sachen, ihr Essen, Wäsche, Decken, eiserne Kochgeschirre u. s. w. zusammen; noch einmal hielt Wunderwald, der vielerfahrene Waldläufer, Musterung, einiges Vergessene ward noch nachgeholt und eingewickelt, dann noch einige Jagdflinten umgehängt, und fröhlich zogen wir zu vierzehn Menschen in den Urwald hinein, in welchem wir sechs bis acht Tage bei den wilden Bestien zubringen sollten.

Doch nicht unter eben günstigen Anzeichen. Der Frühmorgen war schwül geworden, ein heftiger, warmer Wind tobte hoch oben in den Waldbäumen; auf den Berggipfeln schrien die Urus, eine Art Tinocamu oder wohl richtiger Inhamu oder Waldhühner (Uru im Guarani = Hahn, Uruguay Hahnenschwanz) und verkündeten Unwetter; aber alles konnte unsren Mut nicht stören: wir zogen kühn durch die enge Waldpicade, die den Tag vorher geschlagen war.

Man denke nur ja nicht, daß eine Picade ein Weg ist, wie wir uns in Europa Wege bahnen; die Sache ist ganz anders. Ein Mann mit einem Waldmesser, einem kurzen Degen geht vor dem Ingenieur vorauf; letzterer gibt nach seinem Kompaß die Richtung an, in welchen ersterer sich durch den Wald zu schlagen hat. Nun wird freilich das nothdürftigste Gebüsch, Kraut, Rohr weggeschlagen, sodaß man durchschlüpfen kann, aber auch nur dieses. Und so wenig ist dieses Abgeschlagene, daß man kaum die Fährte des Vorschlags-

gers, wenn man weit hinter ihm zurückbleibt, erkennen kann und sich wohl hüten muß, von der Picade abzuirren. Und trotz des Wenigen, was angehauen wird, kommt man mit einer Picade nur sehr langsam fort; kaum kann man in einem Tage 1500—2000 Klafter vorwärts dringen und dennoch ist die Arbeit des Nachfolgens für die Lastträger, die mit dem Gepäck hinterdrein gehen, in hohem Grade aufreibend und wahrhaft tödtend. Das Gepäck haben sie sich umgebunden, mit Händen und Füßen müssen sie klettern, Gebüsch und Schlingpflanzen packen sie fest und oft müssen sie sich gegenseitig loswickeln. Alle Augenblicke versperrt ein umgestürzter Baum den Paß, man muß darüber hinwegklettern oder unten durchkriechen. Oder so jäh ist der feuchte Abhang, daß man viele Fuß hinuntergleitet in ein Loch, einen Bach, einen Morast. Scheinbar ist die Picade oft bequemer, weil der Wald lichter erscheint, doch nur scheinbar. Denn nun haut der Vorschläger oder Ingenieur nur eine kleine Marke an einzelnen Bäumen und man findet oben nur die Richtung, die eingeschlagen ist, aber keine eigentliche Picade. Kurz, man muß sich selbst durch den Urwald gehauen haben, um das unbedeutende Wörtlein, sich durch eine neue Picade über die Serra-Geral zwischen den Provinzen Sta.-Catharina und Paraná hinüberzuschlagen, in seinem vollen Gewicht zu erkennen und beurtheilen zu können.

Und was hat man nun für alle Mühe, Arbeit und direkte Gefahr? Etwas, was der Europäer, ja selbst die größte Zahl der Reisenden nimmer empfinden können: man hat die classische Ansicht des Urwaldes in seinen geheimsten Tiefen, in seinen letzten Winkeln! Die meisten Reisenden, ja alle reisen immer noch auf Straßen, auf Wegen und wären sie noch so klein, noch so enge; oder sie fahren auf Flüssen, auf Strömen, auf Landseen, immer noch in einer gewissen Bequemlichkeit, unter dem Schutze einer wenn auch noch so klei-

nen, eben beginnenden, kaum aufzräumenden Cultur, unter der Leitung eines Baqueano, eines der Steige und Durchschlüpfungspunkte fundigen Führers, eines Negers, eines Indianers. Nimmer so auf der Picade! Hier weist nur die Magnetnadel stumm und still nach Norden und schweigt, mag man auch noch so viel fragen, ob Höhe, ob Tiefe, ob Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Durchkommens, des Ueberkletterns vorhanden sei! Kein Mensch mehr, nicht mehr irgend eines Menschen Spur! Kein Hahnenruf, kein Hundegebell! Oben in den Gipfeln des Waldes rauscht der Wind, unten im Grunde der Strom, in weiter Ferne donnert der Wasserfall, niemand, niemand ist mit der muthigen Schar, Gott allein ist mit ihr! Das ist eine wunderbare Situation!

Vor dreißig Jahren soll einmal ein Ochsentreiber von Coritiba ins Cubatäothal hindurchgedrungen sein. Der nächste, der dann sich einmal eine Picade hindurchschlug, war nun Wunderwald; auf einer Irrfahrt von drei Wochen waren sie fast verhungert, bis sie auf das Hochland der Provinz Paraná hinaufkamen. Ein anderer füher Waldläufer war der Ingenieur Hégraveille. Er kam, was unbedingt viel leichter ist, von Coritiba hinunter und ließ sich dann vom Thale des Cutabão leiten. Die Picaden beider Ingenieure sind aber vollkommen verwachsen, und von neuem muß jeder, der die Waldtour wagen will, mit Kompaß und Waldmesser sich durchhauen. Der Ingenieurmajor Alvim ist nur bis zum Ende des Thals vom Rio-Secco gekommen, wo Wunderwald's Rancho steht. Dort fanden wir seinen Namen in einem Baume.

So lag denn heiße Arbeit vor uns. Bald war das Ende der Tags vorher gehauenen Picade erreicht und wir schlügen lustig und unverdrossen nach Westen und Südwesten weiter. Lustig und unverdrossen sage ich, denn in der That waren meine zwölf Pioneers gar gut aufgeräumt. Es waren Hol-

steiner, Mecklenburger, Rheinländer, Holländer und Schweizer. Letztere verstanden erstere nicht; es gab komische Missverständnisse, einer hielt dem andern sein grausiges Deutsch vor, man neckte sich plattdeutsch und alemannisch! Links und rechts kamen herrliche Urwaldsbäume zum Vorschein, oft von tüchtigen Dimensionen; ich maß einen Feigenbaum von 38 Fuß Umkreis, was immer über 12 Fuß Durchmesser gibt. Gewaltige Stämme halten sich umklammert und ruhen erstarrt, ja erstorben in wilder Umarmung, in hassendem, vernichtendem Ringen.

Ein Gewitter zog über uns hin, wir mußten uns verkriechen, so gut es gehen wollte. Und da es doch schon später ward und wir bei schlechtem Wetter keine Aussicht hatten weiter zu dringen, ward Befehl zum Abpacken und Ranchobauen gegeben.

Die Einrichtung eines Nachtquartiers im Urwald ist aber höchst originell. Das Gepäck wird weggesteckt, um es provisorisch vor Nässe zu schützen. Und nun flingt ringsher die Art. Es kommt darauf an möglichst viel Blätter von der Euterpe edulis, der Kohlpalme zu gewinnen. Ringsher stehen viele dieser edeln, schlanken Palmen. Nach acht bis zehn wohlgeführten Streichen bewegt sich der Stamm; Achtung! schreit der Waldhauer, und wie in einem Zammerruf stürzt die liebliche Waldkönigin zur Seite; krachend stürzt ein ganzes Chaos von Baumästen, von jungen Bäumen unter ihrem Fall zusammen; oft zerschlägt sich der Stamm in drei bis vier Stücke beim Aufschlagen auf feste Stämme oder auf den Boden. Ist dann das faulende Ungewitter des Umstürzens vorbei, so haut man die großen zweizeiligen Blätter ab und schleppt sie zum Bivouak. Und auf diese Weise werden acht bis zwölf Palmen zu einem einzigen Rancho für eine einzige Nacht umgehauen.

Dort haben andere Waldhauer unterdeß ein schräges Dach-

gerüst in einem Winkel von etwa funfzig Graden aufgerichtet, vorn etwa sieben Fuß hoch und dreißig Fuß lang. Dieses wird jetzt mit Palmenblättern belegt, deren Foliole mit vielem Geschick und großer Schnelligkeit sich ineinander schieben lassen. Ist so eine drei- bis vierfache Blattschicht aufgelegt, so ist das Dach ziemlich dicht selbst gegen starken Regen; die vorn über das Gerüst hinausragenden Blattenden werden umgeknickt und bilden ein Vordach; auf den Boden des Rancho werden nun Palmblätter in genauer Ordnung hingelegt, so daß ein Blatt das andere halb deckt; zwischen jede Blattrippe wird ein Mann gelagert, und man hat ein tief dunkelgrünes, glänzendes Waldhütchen und ein Lager à la Paul et Virginie, über welches alle, die solch Ding sehen, in jubelnde Freude ausbrechen möchten, nur nicht die, die darin die Nacht zubringen sollen; denn der Boden ist naß, das Lager ist naß, die Luft ist naß und die Temperatur ist naßkalt.

Und doch diese auch, auch diese, die in solchem Palmenrancho übernachten, sind voll von der jubelndsten Freude, voll von Begeisterung über den wunderbaren Aufenthalt. Ich wenigstens war es durch und durch! Hell aufflackerten die beiden Wachtfeuer vor unserm Rancho und warfen seltsame Lichten auf die Stämme des Urwaldes. Um den erwärmenden Brand saßen die nordischen Waldgenossen: der eine kochte Kaffee, der andere brühte Carne secca, der dritte schnitt den Palmenkohl in einen eisernen Topf, der vierte kletterte in den Bach hinab und schöpfte Wasser. Und aus nah und fern tönte so manche Nachstimme durch den Wald hindurch, so wenig Leben that sich fund in der Nacht, und doch war eben dieses wenige so mächtig, so groß, so erhaben. So verging die erste Nacht ganz wundervoll.

Wieder die unglücklichen Ursus weckten uns am Frühmorgen des 20. August aus dem Schlafe und rissen uns zum Aufbruch. Bald war der Kaffee mit Maniocmehl getrunken,

rasch alles zusammengepackt und die ganze Karavane in Bewegung. Eine sehr beschwerliche Picadenpartie begann: es wechselten Höhen und Tiefen, ein feuchter, kalter Nebelregen folgte uns. Unten an einem sehr schroffen Waldbabhang entstädigte uns ein kleiner, hübscher Wasserfall, kaum einige Fuß breit und etwa zwölf Fuß hoch, klar und weiß herabstürzend über schwarzem Gestein; eine Partie so sinnig und poetisch, daß sie dem schönsten Park im großen Stil alle Ehre gemacht haben würde. Nach einer kleinen Mittagsrast führte uns unser Kompaß weiter in westlicher Richtung. Ganz fern hörten wir einen Wasserfall zu uns herüberdonnern, einen herabstürzenden, schon besuchten Arm des Cubatão, der großartig sein soll, aber außer unserm Curs hinauslag. Dann rauschte es wieder tief unter uns. Wir stiegen hinab. Ein kräftiger Waldbach schoß dahin, um wenige Schritte von uns über rothen Granit an hundert Fuß in schrägem Felsbett hinabzustürzen. Ein mächtiger Felsblock bildet an jähem Rande eine kleine Grotte, oben auf derselben hängen uralte Waldbäume, die ruhig und ernst in die Tiefe des Felsenrisses und ihr wildes Toben hinabschauen. In solcher Serra folgt eine große Scenerie der andern. Ist das Gebirge erst einmal wegsam geworden, hat erst die nachhelfende Kunst an diesen einzelnen Wasserfällen feste Punkte angegeben und gesäubert, von denen aus das Naturschauspiel übersehen werden kann, so wird diese und jene herrliche Partie schon ihren Namen gewinnen und vielfach berufen werden.

Und nun wieder mühevolles Klettern hoch bergan. Viel Bambusrohr hemmte unsern Schritt. Ein Tapir schoß aus dem mächtigen Grase und rannte davon; lange noch hörten wir das Knistern im Gebüsch. Auch einige Affen bewegten sich im Gipfel eines hohen Baums, aber vergebens war ein Jagdversuch: die scheuen Thiere wissen sich zu gut zu verstecken, man kann ihnen nicht beikommen. In einem tiefen,

feuchten Grunde machten wir halt und dieselbe Waldverwüstungsscene wie am Tage vorher begann zur Errichtung eines Rancho. Bald war das Palmendach fertig, bald flackerten die Feuer, bald lagen wir gemütlich auf unserm Blätterbett und schlürften unsern Kaffee trotz Gewittern und Abendnebel. Dann schließt die ganze Mannschaft. So einfach, so bescheiden war unser Waldquartier und dennoch kam ein Dieb über Nacht. Ich erwachte um Mitternacht und vernahm ein Klappern an unserem Kochgeschirr, in welchem ein Stück Carne secca zum Frühstück liegen geblieben war. Ein Gamba (*Didelphis*) hatte sich darüber hergemacht und sprang davon, ohne das Fleisch fahren zu lassen; immer ein schmerzlicher Verlust, wenn auf einer Waldfahrt die Diät genau abgemessen werden muß.

Zwar keine Ursus, aber ein rollendes Gewitter weckte uns am folgenden Morgen. Bald aber war es klares Wetter und fröhlich und unverdrossen und unter manchen Neckereien zogen die Pioneers weiter im Walde. Außerordentlich hoch kletterten wir; vom luftigen Gebirgszuge herab blickten wir in das schroffe Cubatäothal hinein, ohne das rauschende Wasser erblicken zu können. Und dennoch war die Ansicht von den steilen Bergwänden wundervoll.

Auf hohem Baumgipfel sonnte sich ein Jarutinga. Ein glücklicher Schuß stürzte das schöne Thier herunter. Seltsameweise trafen wir hier die Spur eines ganz zusammengesunkenen Rancho. Vor drei Jahren hatte Wunderwald an derselben Stelle sein Nachtkwartier aufgeschlagen, und mit freudigem Ausruf begrüßten wir die Stelle, von welcher aus unser Führer schon einmal in das Hochland von Paraná hinauf gedrungen war. Ein neues Gewitter zwang uns zur schleunigen Errichtung eines kleinen Palmendachs; ein sonniger Nachmittag erlaubte uns noch ein schönes Ende mühevoller Waldfahrt durch eine etwas flachere Gegend. Dann zwang uns

ein neues Gewitter zum Lagern. Und nun waren keine Palmen am Orte, der Boden war morastig, der Regen floß in Strömen und da standen wir mitten im Walde unter einem alten Baume und durften kaum daran denken, daß noch ein Nachtquartier zurecht gemacht werden könne. Und dennoch ging es mit vereinten Kräften. Einige Palmen sandten sich noch in einiger Entfernung; das zu einem vollständigen Dache fehlende ersetzten große Baumfarrenblätter und dichtbelaubte Bambusen. So kam denn ein Rancho zu Stande, rauh und struppig wie ein Stachelschwein, aber doch ein Rancho. Und sogar Feuer konnte angemacht werden. Ein mühsamer Tag lag hinter uns mit allen Wechseln einer Picadentour, wir lagen am Bivouakfeuer wie nach einer geschlagenen Schlacht, nach einem mühsam erkämpften Siege. Aber man muß solche Partie mitgemacht haben, um mich zu verstehen. Eine erbärmliche Nacht folgte. Der Regen rauschte und bald leckte das Wasser überall durch. Ein Schläfer erwachte nach dem andern mit einem Fluche und lange vor Tagesanbruch saßen wir alle ärgerlich halb und halb lachend da und suchten wenigstens unser Feuer zu erhalten.

Biel besser ging es uns am 22. August. Der klare, frische Morgen machte auch uns mutig und frisch und so begannen wir unsere mühevolle Fahrt von neuem. Tiefes Staunen erregte nach einigen Stunden anstrengenden Kletterns bei uns allen der Anblick von drei zusammengefallenen Ranchos. Wunderwald hatte hier nie gelagert; Hütten von Bugres waren die bescheidenen Ruinen vor uns auch nicht. Wir mußten sie demnach dem Ingenieur Hégraveille zuschreiben; offenbar hatte er hier eine Nacht mit seinen coritibamer Gefährten zugebracht. Zum zweiten mal hatten wir demnach auf unserer einsamen Wanderung die Freude, Menschenspuren zu treffen und uns daran zu freuen. Und worin bestanden diese Spuren von Menschen, an denen wir uns freuten? In einigen

wenigen Stäben, die von europäischen Messern zugeschnitten waren!

Wir suchten die wenigen Spuren, welche die damals geschlagene Picade noch in einigen Schnittflächen einzelner Gebüschsstäbe gelassen hatte, festzuhalten und wurden eben dadurch irre geführt: offenbar hatten sich hier die beiden alten Picaden der beiden Ingenieure geschnitten und wir verwechselten die eine mit der andern, ein Irrthum, dessen Folgen für uns einen bedeutenden Zeitverlust hervorriefen.

Vor Sonnenuntergang lagerte sich ein feuchter Nebel über den Wald. Wir fanden einen hübschen Platz zum Rancho, in dessen Nähe alles Baumaterial zur Errichtung des Bivouaks vorhanden war. Krachend stürzten zehn bis zwölf Euterpalmen zusammen, wod dreißig bis vierzig kleine Tripalmen gaben ihre breiten Blätter zur Dachdeckung her und wir bauten unsern grünen Waldpalast in großen Dimensionen, über 40 Fuß lang und 8 Fuß tief, mit reichlichem Palmenlager zur Nachtruhe. Ein prachtvoller Araça (*Myrtus araca*) fiel unter den Anstreben eines kräftigen Waldhauers, um mit seinem ausgezeichneten Brennholz unsere beiden Nachtfeuer fortwährend zu nähren. Wirklich vornehm waren wir gelagert, herrlich flammten unsere Holzstöße und trefflich schmeckte das Abendessen, obgleich jeder Europäer es für ziemlich erbärmlich gehalten haben würde. Ja so weit ging der Luxus unsers Palastes, daß wir die ganze Nacht vollkommen trocken lagen, obwohl es einige male in der Nacht regnete. Wahrhaftig, man wird im Urwald schon genügsam.

Ungern verließen wir am folgenden Tag unser langes, grünes Palmendach. Doch ward aus der grauen, nebeligen Frühdämmerung ein sonniger Morgen, in den wir rüstig hereinwanderten. Rein und blau wölbte sich der Himmel über den schroffen Schluchten des Gebirgs, in dessen bedeutendstem Thale wie in einem mächtigen Einriß der Cubatão unter uns

dahinrauschte. Schon ziemlich weit hinter uns hörten wir noch immer den Wasserfall eines seiner Seitenarme herabstosen ins Felsenthal.

Unsere Bouffole wies uns jetzt den Weg in das Flusthal hinab. Mühsam war die Niederafahrt. Ein fast undurchbringliches Gewirr von Bambusen füllte die Zwischenräume zwischen den Waldbäumen aus; jeder Schritt musste mit Messerhieben erkauft werden.

Plötzlich standen wir am brausenden Fluss. Er gewährte einen erquickenden Anblick. Schäumend und brausend zog das unruhige Gewässer seinen Felspfad dahin, schweigend und reglos hingen des Urwalds düstere Kronen weit hinüber über den Fluss. Im feuchten Schatten der Bäume blühte zahlreich eine schöne Amaryllis, je zwei Blumen auf einem dicken, hohen Schafte, jede Blume eine volle Spanne offen stehend. Hoch über ihnen hingen elegante Fuchsienblüten in den Laubkronen, untermischt mit einer prächtig rothblühenden Leguminose. Einzelne Alcedonen flogen umher über den Fluss, sonst war alle weitere animalische Natur vollkommen verschwunden.

Unter vielen Mühen gingen wir am Ende den Fluss aufwärts. Eine herrliche Felspartie aber durchsetzte das ganze Thal. Durch eine Lücke desselben brach der Fluss hindurch und bildete einen freilich nur wenige Fuß hohen, aber höchst romantischen Wasserfall. Hier mussten wir mitten auf den glatten Steinen, völlig umrauscht vom klaren Bergwasser, halt machen, an ein Weiterdringen war nicht zu denken. Wir mussten einige Hundert Schritt wieder umkehren und es versuchen die andere Seite des Flusses zu gewinnen. Ein kleineres Felsenriff bildete hier eine brausende Cachoeira, eine Stromschnelle. Wir konnten hindurchwaten, eben bis zum Knie reichte uns das tobende Wasser, aber es war schneidend kalt, und die scharfen Felskanten unter dem Wasser wirkten auch nicht etwa angenehm auf unsere nackten Füße.

Einen herrlichen Lagerplatz fanden wir auf der andern Seite unmittelbar am Flusse. Bald war unsere Hütte gebaut und unser kleiner Haushalt installirt. Ich lag auf einem glatten Felsen, der in den Fluß hineinsprang und schlürfte mit Begegen den eben gebräuten Kaffee. Ueber mir hauchten zahlreiche Orchideen ihre starken Vanilledüfte aus. Rechts von mir, einige Meter den Fluß aufwärts, tobte der Wasserfall vom Felsen herab, links vor mir brauste die Stromschnelle.

Wir hatten unser geringes Essen beim Hereinbrechen der Abenddämmerung eingenommen. Hell loderten unsere Wachtfeuer im Walde. Um Mitternacht culminirte der Vollmond am wolkenlosen Himmel. Scharfe Lichter fielen auf den schäumenden Wasserfall und des Flusses glänzende Wirbel. Tiefschwarz erschienen des Waldes Schatten neben den mondbestrahlten Fluten. Einzelne kleine weiße Nebelstreifen schwammen hoch über dem Flusse an den Laubkronen des Urwaldes umher. Die Gefährten schliefen ruhig unter dem Palmedache, mit ihnen schließt jede Sorge vor einem Ueberschwund der Wilden. Gott wachte über allen. Es war eine wunderbare Nacht; ich werde sie nie vergessen.

Wir zogen am folgenden Morgen (24. August) den Fluß aufwärts und begegneten noch mehreren kleinen Wasserfällen. Fast ebenso schön wie die tobenden Abtheilungen des etwa 40 Fuß breiten Flusses sind seine ruhenden Partien, die man in der Landessprache sehr passend Poços, Brunnen nennt. Es sind das tiefe, vollkommen reglose Wasseransammlungen, welche, da man keinen Grund aus ihnen heraußschimmern sieht, vollkommen grünschwarz erscheinen. Meistens schwärmen zahlreiche Insekten auf ihnen umher; ihre Läuse sollen reich an kleinen, aber wohlgeschmeckenden Fischen sein. Das stille Wasser drängt sich so dicht an den Waldesabhang heran, daß man oft Gefahr läuft in solchen Poço hineinzufallen, wenn die Piade ihm sehr nahe kommt. Mehr als einmal sahen wir

fast sothrecht einige Fuß unter uns die schwarze, schweigende Tiefe.

Unser tapferer Anführer Wunderwald schlug, wie er es für zweckmäßig hielt, die Richtung nach Nord und selbst Nordost ein, um bald den Hochrand der Provinz Paraná zu gewinnen. So geriethen wir ab vom Flusse und erklimmen unter großen Mühen eine sehr hervorragende Waldhöhe, von welcher aus in der angegebenen Richtung kein Weiterdringen möglich schien. Kaum konnten wir oben durch die Läuse von Bromelien, Farrenkräutern und Melastomen hindurchkommen; überall hingen die verwitterten Baumstämme voll von Orchideen, überall aber hemmten auch dichte Taquarabüsche unsere Schritte. Nach einem langen Irrweg mussten wir uns entschließen, wieder zum Cubatão hinabzuklimmen und seinem höchst steilen Bett nach Westen hin aufwärts zu folgen, in dessen dunkler Kluft wir in weiter Entfernung einen Wasserfall von bedeutenden Dimensionen erblickten, der bisher ganz unbekannt war.

Wir kamen etwas matt und abgespannt zum Flus zurück. Beim langen Umherirren auf den Höhen war der Tag allmählich zu Ende gegangen und wir mussten uns dicht am Wasser unser Dach aus Taquara machen, denn Palmen kamen in der Gegend nicht vor. Kaum einige Hundert Klafter waren wir vorwärts gekommen; unser Proviant nahm reißend ab und mit ihm auch etwas der Muth und die Fröhlichkeit der Leute. Unter einem Gewitterregen schliefen wir ein oder legten uns doch zum Schlafen nieder, unter einem feinen Staubregen wachten wir durchnässt wieder auf, wenn wir überhaupt geschlafen hatten. Und zu all dem Unbehaglichen der Situation kam noch die Morgenparole, sich nicht allzu satt zu essen, damit wir nicht direct Hunger leiden möchten, falls sich unser Waldaufenthalt noch länger hingiehen sollte.

Mit diesem schlechten Troste zogen wir in nassen Kleidern

durch den triefenden Wald und wateten wieder durch den Cubatão, um an seinem rechten Ufer nach Westen aufwärts zu gehen. Dies war aber unmöglich, das Thal ward so schroff und wild, daß wir am steilen Abhang in die Höhe klettern mußten.

Unter vielen Mühen drangen wir aufwärts. Das Donnern jenes Wassersalles kam uns immer näher, aber immer steiler ward auch die Höhe; aus unserm Wandern ward ein Klimmen mit Händen und Füßen zwischen mächtigen Farrenfrahdbäumen und Myrtaceen von großen Dimensionen.

Vom jähnen Abhang blickten wir in die schwindelnde Tiefe. Schroffe Waldabhänge bildeten einen weiten, gewaltigen Kessel. Von drüben her kam der Cubatão aus enger Schlucht hervorgeschoßen und stürzte wol einige Hundert Fuß in einer schneeweißen Schlangenlinie und mehreren Absätzen in den Thalschlund hinab. Von einem zweigetheilten Stamm eines Riesenfeigenbaums aus suchte ich eine genaue Ansicht von dem großartigen Naturbilde zu gewinnen, es war mir aber nicht möglich. Da mich ergriff eine Art von Furcht. Es war mir, als möchte sich die ganze Erdwand mit all ihrem Walde ablösen und in das rasende Wasserelement hinabstürzen.

Noch hatte keines Menschen Fuß diese Gegend betreten, noch keines Reisenden Auge hinabgeschaut auf das wundervolle Naturschauspiel. Wir waren die ersten Europäer, die ersten Menschen gewesen, die auf mühsamer und gefahrvoller Wanderung hierher vorgedrungen waren und den großartigen Wasserfall am oberen Cubatão entdeckt hatten. Und da nun beim raschen Vordringen der Cultur vom Meere herwärts wahrscheinlich in einigen Jahren schon kühne deutsche Pioneers ihren wohlbetretenen Weg durch die wilde Serra-Geral zwischen Sta.-Catharina und der Provinz Parana gezogen haben und somit auch jenes Thal mit der mächtigen Cascade zugänglich gemacht haben werden, so glaubte ich das Recht zu

haben, dem erhabenen Naturbilde einen Namen zu geben und nach der erhabenen Kaiserin von Brasilien Donna Thereza Maria Christina den „Theresienfall“ nennen zu dürfen.

Hoch oben über dem Fall des Cubatão ragen schon einige mächtige Araucarien in die Luft hinaus und bekunden so die Nähe des Oberlandes. Uns war ihr Erscheinen doppelt lieb: einmal kündeten sie das Ende unserer Irrfahrt an und dann konnten wir hoffen, noch einige Pinhaões, Früchte der Araucarienzapfen, auf dem Boden liegen zu finden. Leider irrten wir uns in heidem.

Wir kletterten nach Nordwest vollends über die schroffe Höhe hinüber und gelangten wieder zum Cubatão hinab, der oberhalb seines großen Falles sehr still und ruhig seinen Weg zieht und zu beiden Seiten kein sehr schroffes Terrain zeigt, sondern mehr einen feuchten, ziemlich unscheinbaren Waldb, durch welchen wir nun weiter gingen. Ein breiter Bach kam hier von links her gegen den Fluß. Wir durchwateten wieder den Cubatão, unten und oben recht naß und nüchtern gestimmt und in einer amphibienartigen Temperatur. Jenseit des naßkalten Fußpfads hatte ich eine Freude, die nun eben für einen Reisenden eine wirklich kindische ist, weil sie andern sehr klein erscheint und dennoch recht von Herzen kommt. Auf dem feuchten Boden blühte in prachtvoll großen und zahlreichen Exemplaren eine weiße mit leichtem Roth angehauchte Anemone, deren ganzer Habitus und besonders ihre Standbedeutung mich lebhaft an unser liebstes Frühlingskind, die Anemone nemorosa erinnerte. Ja selbst eine gewisse Dreitheiligkeit der Blätter brachte die Blume der Serra-Geral in die nächste Nähe ihrer nordischen Verwandten. Und so war sie mir denn auch am Cubatão von Sta.-Catharina ein gar lieber Frühlingsbote, an dem ich mich den ganzen Tag erfreute. Damit ging der Tag zu Ende.

Mitten im dichtesten Gewirr von Taquara neben einigen

Palmen und Araçabäumen schlugen wir unser Lager auf. Alles war naß, alles recht miserabel, besonders war unser Proviant knapp. Mit mehr als Sparsamkeit eingetheilt, wollte unser Eßvorrath immer nur höchstens noch für drei Tage reichen; wir drehten ihn rechts, wir drehten ihn links, drei Tage und nicht mehr konnte er ausreichen, nicht um uns zu sättigen, sondern um uns künstlich hinzuhalten. Außer der Feuchtigkeit, die uns sehr ungemüthlich plagte, und dem starken Appetit, der uns fast schon frankhaft erschien, ging es uns aber doch, Gott sei es gedankt, vortrefflich: noch immer waren wir gesund, nur einer litt etwas an Dysenterie; ich gab ihm ein kleines Brechmittel, obwol er behauptete, er hätte ja bei so wenig Kost gar nichts im Magen. Nach kurzer Zeit war er auch wiederhergestellt.

Mit Mühe machten wir in unserer naßkalten Hungerstimmung ein Feuer an. Weil alles Holz naß war, rauchte das selbe sehr stark. Ein heimtückischer Wind trieb uns den Qualm in unsern Rancho hinein und erregte allgemeines Husten und ein arges Thränenvergießen. Kurz und gut, unsere Lage war so erbärmlich, daß wir uns halb todt darüber lachten, obwol einige einen verben Fluch dazwischen in den Wald hinausschickten und einen Schwur ablegten, nie wieder „in den Wald“ zu gehen. Ein sanfter Regen, den wir wer weiß wohin wünschten, ergoß sich die ganze Nacht. Gar erquicklich troff es durch unser Dach auf uns hernieder, ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so dicht zusammengefauert wie hier, aber alles vergeblich: ich ward naß und blieb naß.

Am 26. August morgens ganz dasselbe Bild! Viel Regen und wenig Essen, die Natur grau in grau, die Menschen in aschgrauer Stimmung. Wunderwald that mir am meisten leid. Er hatte, da er schon einmal eine solche Waldfahrt gemacht hatte und demnach die Richtung unserer neuen Picade kannte, bei unserm Aufbruch von Joinville den Leuten nur

auf acht Tage Proviant zu nehmen aufgetragen. Sie waren nun bereits zehn Tage im Urwald und konnten noch immer kein Ende absehen. Zudem war die Arbeit des Schleppens meiner Sachen, in wie kleine Parcellen wir dieselben auch getheilt hatten, höchst anstrengend und die Lust bedeutend anregend. Ich selbst war die Ursache aller Noth, ohne dafürzurechnungsfähig zu sein; ich am allerwenigsten konnte wissen, wie kraftaufreibend und riskant die Picadenpartie werden konnte.

Um nun den Appetit der Leute möglichst wenig anzuregen, schlug Wunderwald uns einen Ruhetag vor, während er mit zwei Arbeitern Picade schlagen wollte. Das ward angenommen. Falls er bis zum Campo der Provinz Paraná hinaufdringen und dort irgendein Stück Vieh treffen sollte, woran nicht zu denken war, wollte er uns Essen mitbringen. Und damit ging er.

Wir machten unterdessen Besserungsversuche mit unserm Rancho und bekamen zuletzt ein dichtes Dach und ein lebhaf tes Feuer. Nun ward Zeug getrocknet und zerrissene Beinkleider geslickt, ein echt niederländisches Bild im brasilianischen Urwald. Tiefe Stille herrschte im Walde: kein Vogelruf erscholl, ihm wäre auch nothwendig ein Flintenschuß gefolgt, um den besiederten Bewohner der Bäume in unsern leeren Kochtopf zu bringen. Nirgends ein Wild, zwar Tapirspuren und „Antensteige“ genug, die wie förmliche Fußsteige durch das Baumbusrohr gehen. Aber Anten kann man ohne tüchtige Antenhunde nicht jagen. Wir hatten aber keinen Hund bei uns. Hätten wir einen Hund gehabt, wir hätten uns auch kaum auf Jagdversuche gelegt, sondern vor allem den Hund selbst erschossen und geessen.

Ganz von fern her hörten wir noch den Theresienfall zu uns herauschen. So still war es, daß man auch selbst noch eine Nadel hätte zur Erde fallen hören. Reglos standen die

Palmen umher. Um sie zu messen, ließ ich eine recht schlanke umhauen. Krachend stürzte sie in den Wald hinein. Bei neun Zoll Durchmesser unten am Stamm maß sie 63 Fuß Länge, ein edles Verhältniß und gewiß eine Schlankheit, wie sie sonst nirgends in der Natur erreicht wird.

Um halb 4 Uhr nachmittags blies Wunderwald's Signalhorn von fern. Nach einer halben Stunde kam er selbst. Er hatte tüchtig Picade geschlagen und hoffte uns sehr bald auf den Campo von Paranaá bringen zu können. Diese Nachricht und ein heiterer Abend machten den allerbesten Eindruck, ohne unsern Appetit zu vermindern, denn der blieb unerschütterlich der allerbeste.

Freundlich war es auch am folgenden Morgen trotz vielen Steigens und Kletterns. Wir kamen tüchtig vorwärts auf der Tags zuvor geschlagenen Picade; herrlich und gesund war der Wald. Das Untergebüsch bestand aus Bambusen, Farrenkrautstämmen und parasitischen Bromelien. Höher hinaus strebten Araçá und andere Myrten, neben ihnen viele Sassafrastämme. Alle Augenblicke verbreiteten sie ihr Aroma, wenn sie vom Picadenschläger angehauen wurden, um die Picade zu bezeichnen für die nachfolgenden Waldläufer, die sich sehr oft ausruhen mußten. Kein kräftiges Essen hatte sie zur Arbeit gestärkt. Am herrlichsten ragten Palmen und Araucarien hinaus aus dem Walde. Wir trafen Palmen, die wir über 100 Fuß hoch schätzten. Dennoch wurden sie überragt von den mächtigen Pinaceen, deren Riesenäulen wirklich gewaltig emporstiegen. Schon zu oft habe ich von Araucarien geredet, als daß ich es noch einmal wiederholen dürfte, wie begeisternd diese schlanken und doch so kolossalen Bäume auf mich einwirkten, wie ich sie auch nur immer fand. Sie sind die gewaltigsten Säulen, um das Laubdach vom Parthenon des Urwaldes zu tragen. Ein walzenrunder Stamm von vier bis fünf Fuß Durchmesser, der 50 Fuß schnurgerade ansteigt, ohne einen Ast abzugeben, ist ein imposanter Anblick.

In der guten Laune, worin uns der schöne Tag und besonders die hübsche Strecke des zurückgelegten Wegs versetzt hatte, waren wir leichtsinnig geworden. An einer sehr passenden Stelle hatten wir unsern Rancho gebaut und ihn nur leicht mit großen Farrenkrautblättern und einem Bambusgebüsch bedeckt, um so mehr, da das Wetter hell und klar blieb. Nachts kam Regen und wir mußten unsern Leichtsinn büßen; am Morgen war alles naß.

Am 28. August brach Wunderwald wieder allein auf mit zwei Picadenschlägern. Der Redliche, Unermüdliche wollte uns so gern aus unserer preßhaften Lage ziehen und den Campo möglichst bald erreichen, wo ihm bei seinem ersten Zuge vor drei Jahren verwilderte Schweine begegnet waren. Wenn er Fleisch fände, wollte er es uns sogleich schicken, so war die Abrede, — bestimmt wußte ich, er würde nichts treffen. Jeder wünschte sich nun beim letzten Frühmahl, wenn man unser knappes Essen noch so nennen konnte, irgendein Nahrungsmittel. Am leichtesten wäre es noch gewesen, unter dem Rande des Campo irgendeine alte Stute zu treffen. Es geht diesen equestrischen Schönheiten, wie es alten Tänzerinnen und Sängerinnen auch wol zu gehen pflegt. Haben sie ihre Jugend auf dem weiten Campo des Lebens unter allgemeinem Applaus vertummelt, so ziehen sie sich an den Rand eines stillen Asyls zurück in wehmüthiger Betrachtung über verlorene Schönheit, Jugend und Weltbeifall. Fast überall im Oberlande von Sta.-Catharina traf ich so am Rande der fernnen Campos und halb versteckt im Gebüsch einige alte Stuten. Wie gern hätten wir nur eine im Walde gehabt. Nur eine kleine Legua noch konnten wir vom Campo entfernt sein.

Wie Leonidas bei den Thermopylen nahm ich mit meinen Getreuen unser letztes Frühstück ein, um dann mit Würde und spartanischer Ruhe mit ihnen zu verhungern. Ginge der Proceß des Verhungerns rasch vor sich, man hätte uns zu elf

Menschen in einer wohlgeordneten Reihe verhungert getroffen. So wie aber die Sachen standen, wußte ich bestimmt, wir würden, zwar mit tüchtigem Heißhunger, aber dennoch recht wohl und munter das Hochland erreichen.

Unterdeß besserten wir unsern Rancho gründlich aus; er hielt dicht gegen den fallenden Regen, und diese Verbesserung unserer Lage kam uns wie ein errungener Sieg vor. Wir waren seelenvergnügt ohne Mittagessen. Einige Jagdversuche ließen erfolgslos ab. Ich ging über eine volle Stunde mit der Flinte umher, fand aber gar nichts. So ging es auch einigen andern Jägern. Gegen Abend konnten wir noch einige Spuren von Nahrung aufweisen und vertheilen. Wunderwald kam nicht wieder, er wollte seine Ankunft auf dem Campo von Paraná erzwingen, und wir konnten uns nur freuen über seinen Entschluß. „Bei Philippi sehen wir uns wieder“, war unser Abschiedswort gewesen.

Aber nicht bei Philippi, nicht auf dem entscheidenden Campo, sondern ganz trivial im Walde trafen wir uns. Ich war am 29. August früh aufgebrochen; noch etwas Kaffee war zum Vorschein gekommen; wir hatten ihn ausgetheilt, wobei mir der Vorzug ward, meinen Anteil in der leeren Blechzuckerbüchse ausspülen zu dürfen, worin übrigens kein Atom Zucker mehr war. Dann waren wir aufgebrochen, um gegen Mittag unsern Ingenieur auf dem Campo zu treffen und dort „das gebratene Schwein“ nach Verabredung zu verzehren. Wir gingen der Picade nach gegen Norden und passirten zum letzten mal den Fluß, wo wir Wunderwald's Nachtlager erkannten. Nach einer Stunde schon trafen wir leider unsern guten Ingenieur mitten im Walde. Man hatte sich verhauen und wieder umkehren müssen. Es galt von neuem das Lagerwerk zu beginnen.

Eine unangenehme Stimmung bemächtigte sich der Leute: alle waren fau, still und abgespannt. Dieselben Menschen,

die sich bisher mit wirklich musterhafter Bereitwilligkeit und unermüdlicher Munterkeit unter steten Neckereien vorwärts bewegt hatten, zogen lautlos durch den Wald: sie waren hungrig, ich konnte ihnen wahrhaftig ihre Abspannung nicht verdenken, und dennoch konnte ich ihnen nicht helfen.

Aus dem Gipfel eines Baumes recognoscirte Wunderwald zwei mal die Gegend. Die Zahl der Araucarien nahm immermehr zu: ihrer Menge mußten wir nachgehen, um zum Campo zu kommen.

Wir gingen und gingen, aber kein Campo kam. Noch immer floßen die Bäche nach rechts; nach Nordost, wo wir den Cubatão hatten liegen lassen; so oft wir auch höher im Walde stiegen, wollte kein Campo durchschimmern durch das Gebüsch.

„Ein Schuß!“ Wie im Nu riefen wir das allesamt aus. Ein Schuß, keine halbe Legua von uns im Norden!

Wir schoßten wieder: zwei mal, drei mal schoßten wir, Wunderwald blies sein Signalhorn, dann lauschten wir lange und genau, aber unten im Waldgrunde wollte sich nichts regen. Vielleicht hatte der einsame Jäger Furcht, sich mitten im Walde finden zu lassen. Wer konnte denn am Ende nicht im Walde sein?

Wir aber hatten guten Muth. Der Schuß war aus einer Flinte von Parana gefallen, das war gewiß, und der Jäger konnte nur in der nächsten Nähe wohnen, das war auch gewiß, ja wir konnten sogar seinen Hund bellen hören.

Da ging es denn zum letzten male frisch los. Aller Muth, alle Munterkeit, alle gute Stimmung war wieder da. Und damit schien denn auch unsere mühselige Wanderung zu Ende gehen zu wollen. Als wir nämlich eine an Farrenkraut überreiche Fläche abwärts gingen, kamen wir über einen ganz kleinen Bach, der nach Südwest lief, offenbar den ersten Wassersaden, der zum Gebiet des Rio-Negro und durch ihn zum Parana gehörte. Wir waren zu den äußersten Grenzen

der Provinz Parana gekommen, das schien uns bestimmt, und vielleicht konnten wir, ja wir mußten in wenigen Minuten, höchstens Stunden den Campo erreichen.

Zur Feier des Moments bot mir Wunderwald den letzten halben Schiffszwieback an, den er noch in seinem Vorraath hatte. Ich schlug ihn aus, ein moderner Alexander. Ich wollte nicht eher etwas genießen, bis nicht meine sämtlichen Reisegenossen auch irgendetwas genossen haben würden.

Von jenem Bache ging es wieder schräg hinan in den Wald. Nach wenigen Minuten trafen wir die entschiedensten Spuren von Kinderklauen am Boden, sie drängten sich zu einem bestimmten Steig zusammen. Nach rechts verlor sich der Steig im Walde, nach links ward er betreuer und wir folgten ihm schnell in gespannter Erwartung.

„Der Campo!“ so rief plötzlich unser Bormann; „der Campo gerade vor uns!“ Noch zehn bis funfzehn Schritte und wir standen auf freiem Grasfelde; eine ungeheure Menge von Araucarien stand zerstreut oder zu dichter Waldung zusammengedrängt nah und fern; hoch in der Luft schwirrten und schrien unzählige Papageien; ich glaubte mich in das Hochland von Sta.-Catharina bei Lages zurückversetzt und wieder auf der Estancia dos Indios zu sein.

So waren wir denn aus dem Waldwirrwarr hinaus. Alle waren herzlich froh, obwol wir damit immer noch kein Essen hatten. In der nächsten Araucarie saß hoch oben ein schreiender Papagei. Ein wohlgezielter Schuß, und im nächsten Augenblick lag der bunte Vogel todt am Boden. So war die Möglichkeit da, daß einige Nahrung erlangt werden konnte, wenn die Jagd mit Umsicht und Geschicklichkeit fortgesetzt würde.

Während nun einige am Waldesrand einen Rancho zu bauen anfingen, versuchte ich es mit einem der Viehdulden, uns nach einem Hause, nach Menschen umzusehen. Wir trafen einen von Vieh getretenen Fußsteig und gingen ihm

nach. Wir trafen infofern Menschenspuren, als wir einen aus einer Araucarie ausgehauenen Trog fanden, in welchem offenbar Salz zum Lecken für das Rindvieh gewesen war. Bald entdeckten wir im Pfad sogar ganz frische Spuren eines nackten Fußes, welchen wir über einen Bach hinüber folgten. Doch überkam uns die Dämmerung, während welcher wir von unserer Lagerstätte her Schüsse hörten. Es war verständig, wieder umzukehren, denn wir waren nur zwei Menschen und hatten nur zwei scharfe Schüsse bei uns. Beim Rückweg verfehlten wir im Halbdunkel die Richtung. Wir riefen. Wunderwald's Signalhorn tönte zu uns herüber. Wir bogen um eine Schlucht herum, und hell aufflackerte vor uns das Bivouakfeuer der Genossen. Nach einer Viertelstunde waren wir bei ihnen.

Drei Papageien waren geschossen worden. Sie wurden den zwölf Arbeitern zuertheilt, wie wenig auch das Viertheil eines Papageien einen seit Tagen hungernden Walbläufer satigen mag. Für sich und mich hatte unser Ingenieur noch ein Stückchen Speck, dazu bekam ich den halben Schiffszwieback, den ich im Walde ausgeschlagen hatte. Ich konnte ihn jetzt mit bestem Gewissen annehmen, denn meine Begleiter hatten auch etwas zu essen, wenn auch noch so wenig.

Dabei hatte ich einen stillen Ärger. Es kamen einige Nahrungsmittel zum Vorschein, die einzelne für sich aufbewahrt hatten, im Fall der Hunger und die Noth schlimmer geworden wären. Das Recht der Selbstbehaltung ist meinetwegen auch ein Recht: aber das Recht der Aufopferung für andere scheint mir doch viel schöner zu sein. Am Ende war ja auch in unserm Falle an eine wirkliche Gefahr gar nicht zu denken; es kam nur darauf an, etwas gründlich zu huntern. Und selbst dabei hatte sich bei jenen vorsichtigen Begleitern eine mir widerliche Selbstsucht und Vorsicht gezeigt.

Wie klein auch die Abendmahlzeit am Rande des Waldes

war, so erquickend war sie dennoch. Ich briet, während die zwölf Arbeiter Papageiensuppe tranken und ihr Biertheil aßen, mein Stückchen Speck auf einem Bambusstengel und aß es zum halben Zwieback mit unendlichem Behagen. Ja, ich schäme mich des Geständnisses nicht, daß ich, als ich den Speck gegessen hatte, das Ende des Bambusrohres so lange aussog, als ein Speckgeschmack darin zu finden war. Ich habe in der alten und neuen Welt manches lucullische Diner mitgemacht, erinnere mich aber keines einzigen, was mir so geschmeckt hätte wie jenes am Rande der Campos von Paraná am 29. August.

Köstlich schließen wir die Nacht, seelenvergnügt erwachten wir am Morgen. Ein rechter Araucarienmorgen war es: leichte Nebel und glänzende Papageien flogen in den Spitzen der schwarzgrünen Pinheiratwaldungen; frisch war es, ja fast kalt, und gar zu gern wärmten wir uns noch einen Augenblick am von neuem angefachten Bivouakfeuer, bis goldig und wärrend die Sonne aufging.

Dann brachen wir auf, um Menschen zu suchen. Wir gingen dem Fußsteig nach, den wir gestern, mein Waldbegleiter und ich, schon eine halbe Meile verfolgt hatten, und befanden uns bald wieder, und zwar nicht eben zu unserer Freude, mitten im dichten Walde, gerade als ob eine dämonische Macht uns wieder an den Cubatão zurückversetzt und zu neuen Schwierigkeiten verdammt hätte.

Wunderwald ging voran, schweigend folgten die andern. Denn nach der freien Aussicht über eine Camposfläche und einigen Stunden Aufenthalts auf derselben, ist ein schmaler Waldpfad doppelt einengend.

Da hörte ich Wunderwald plötzlich laut Portugiesisch reden. Ich ging rasch hinzu, um zu sehen, was vorginge.

## Zweites Kapitel.

Wieder Menschen. — Der Antenjäger am Tejucumas. — Das Gehöft am Rio-do-Meio. — Mate und einige Beziehungen derselben. — Ruhe am Rio-Negro. — Beginnende Cultrr. — Endliches Verlassen der zusammenhängenden Wälder und Ankunft auf dem Campo-do-Ambrosio.

Menschen waren es. Vier Männer und ein Knabe standen, auf Flinten gestützt und mit Waldmessern wohl versehen, um meinen guten Ingenieur, alle ebenso höchst erstaunt, Europäer anzutreffen, als wir erfreut, ja begeistert waren, diese vier Halbindianer aufgefunden zu haben. Ruhig und sorglos standen sich beide Parteien gegenüber. Dann schüttelten wir uns die Hände zum heitern Gruße und Gespräche. Ein wunderbares Vertrauen liegt in solchem Begegnen im Walde, es ist felsenfest!

Wir erzählten ihnen kurz unsere Waldgeschichte und Pica-  
densfahrt, und es machte den braungelben, ruhigen und wirk-  
lich wohlgebildeten Menschen sichtliche Freude, daß auch  
Europäer sich ungescheut dem altermüheligsten Waldleben  
ausgesetzt hätten. „Habt ihr keine Bugres getroffen?“ fragte  
der kräftigste von ihnen. Wir verneinten es. Das schien

ihnen lieb zu sein. Sonderbar! Nichts, keine Einsamkeit, keine Schrecknis des Waldes, kein Abgrund, kein Wasserfall, kein Raubthier macht diesen Menschen Furcht: nur das Wort Bugres, Wilde macht sie zusammenfahren und erbleichen, ja der bloße Gedanke daran regt sie heftig auf. So habe ich das Bugresgespenst in Rio-Grande spuken sehen, so am Tu-barão und im Feiro von Sta.-Catharina, so bei Lages, Indios, Rio-Banilo, Trombudo, so allüberall, so wieder im Wald von Paraná, und doch hatte ich noch nie etwas von ihnen erlebt. Und dennoch habe ich ruhige, muthige Menschen vor dem blosen Worte Bugres blaß werden sehen.

Der Knabe und drei Männer gingen weiter, um eine Ante, einen Tapir zu holen, den einer von ihnen am vorhergehenden Tage hinter dem Campino, dem kleinen Campo, geschossen hatte, ohne ihn mitnehmen zu können, denn das Thier wog an 10 Arroben = 320 Pfund. Wir hatten seinen Schuß gehört, denselben Schuß, der uns zur kräftigen Aufmunterung gedient hatte. Seltsamerweise war der Antenjäger, der bei uns blieb, derselbe Mann, den Wunderwald, als er vor drei Jahren in dieselbe Gegend auf seinem ersten Picadenunternehmen gekommen war, zuerst antraf. Beide erkannten sich auf der Stelle wieder.

Der Antenjäger nahm mit einer gewissen Würde eine kleine Maiscigarre, steckte sie an, rauchte drei bis vier Züge und steckte sie dann unserm Ingenieur in den Mund; als Zeichen des gastlichen Willkommens und der Freude am Wiedersehen. Ich mußte mir den Mann wirklich von unten bis oben etwas durchmustern. Offenbar war er ein fast reiner Indianer, von mittlerer Größe und gut gedürt, hellgelbgrau und von lymphlegmatischem Ansehen, gutem, rundem Gesicht und dunkelschwarzem Haar. Als Kopfbedeckung hatte er das rauhe Fell eines rothen Brüllaffen aufgesetzt. Er trug ein blaues Hemd, grauleinene Beinkleider bis zum Knie und ging vom Knie ab

blos. Außer der Büchse hatte er noch zwei Pistolen und ein Jagdmesser im Gürtel. Letzterer bestand in einem Tigerfazenhfell, dessen Schwanz dem Messer zur Scheide diente. Durch und durch originell sah er aus.

Wir fragten ihn nach Essen, und ob er uns etwas verkaufen könnte. Zu verkaufen hätte er nichts, sagte er, aber er wollte uns gern geben, was er in seinem Rancho unten am Walde hätte. Und damit ging er voran.

Gleich darauf machte er halt, musterte einen verdornten Baum, nahm unsere Art und hieb den Stamm um, damit wir Brennholz zum Feuer hätten. Wir nahmen einiges Holz mit und folgten dem seltsamen Führer vollends durch den Wald.

Eine weite, geflärte Vertiefung hat sich auf. Im Grunde lief ein Bach. Dicht daneben stand ein kleines, ärmliches Blockhaus, aus Pinheirobalken zusammengeschlagen, und eine kleinere Hütte, die offenbar als Küche diente. Neben dem Hause war ein von Farrenkrautstämmen dicht eingezäunter Garten, in dem einiger Kohl und anderes Gemüse grünte. In seltener Pracht blühten dort zwei Pfirsichbäume. Seitlich vor dem Hause war ein schräger Rasenplatz. Dazu war ein ganzer Waldabhang zur Roça niedergehauen.

So sah das erste Gehöft im Hochland von Paraná aus. Einige Frauen und Kinder kamen aus dem Rancho heraus und staunten die Kommenden an. Wahrscheinlich hatten sie, selbst offenbar von indianischer Abkunft, noch niemals so viel ganz rein weiße Menschen gesehen. Wir waren ihnen ein unerhörter Vorfall, vielleicht ein Lebensereignis für diese Menschen.

Der Antenjäger machte ein Feuer an, um das wir uns mit wirklichem Heißhunger herum lagerten. Dann nahm er ein mächtiges Stück getrockneten Antenfleisches und ein wenig kleineres von einem Waldschwein (*Dicotyles*). Ersteres röstete er auf einem Stock; eins der Weiber nahm es und zerstieß

es in einem zu einem gewaltigen Mörser ausgehöhlten Baumstamm und that es dann in eine Mulde. In ein anderes Gefäß ward Maismehl gethan; der Antenjäger breitete ein Fell aus, setzte das sonderbare Essen darauf, und meine Kotsacken lagerten sich zum Essen.

Furchtbar aßen sie, ich aber auch. Das Antenfleisch schmeckte wundervoll, es schmeckte mir vollkommen wie hamburger Rauchfleisch, ja ich fand es noch saftiger und dunkelrother ausschend als jenes. Auch das Fleisch vom Waldschwein war vortrefflich und verschwand ebenso schnell wie das Antenfleisch, wie ungeheuer auch die Portion gewesen war.

Unterdes war des Antenjägers Gastlichkeit nicht träge gewesen. Er hatte zwei große Töpfe voll Vinhaðes gekocht und der zweite Gang unsers Diners im großartigsten Maßstabe begann. Wie wohlschmeckend aber auch die Vinhaðes waren, wir konnten sie nicht alle aufzehren. Noch vor einer Stunde hätten wir darauf schwören mögen, daß es gar nicht genug Essen geben könnte, um uns zu sättigen. Einem der Kinder hatte ich ein ganz neues Geldstück geschenkt, dafür brachte es mir Maisküchen, die ebenfalls sehr wohlschmeckend waren, und unter die Leute vertheilt, noch sehr gut verzehrt werden konnten.

Die Weiber ließen Wunderwald um den Gebrauch seines Signalhorns fragen. Er blies ein Signal; sie waren ganz starr. Offenbar war ihnen noch nie so ein Instrument, vielleicht noch nie ein Stück Musik vorgekommen. Ihre Überraschung und Freude rührte mich tief. Ich erlebte wieder einmal die Macht der Musik, selbst wenn sie nur aus einem einfachen Signalhorn hervorgeht. Man hat mittels des Evangeliums und mittels Kanonen wilden Naturvölkern europäische Cultur aufgezwungen: wer weiß, ob es nicht viel leichter gewesen wäre, ihnen mittels Gesang und namentlich Blechinstrumenten Sitte, Gesetz und Religion zu bringen! Ich habe einmal gelesen, daß man die Häuptlinge der mit dem

Congress von Washington verhandelnden Indianer in die Oper geführt habe. Eine berühmte Sängerin sang; erst waren die Indianer ganz starr, dann rissen sie sich vor Begeisterung allen Schmuck, ein Opossumfell nach dem andern vom Leibe und schleuderten es der Sängerin vor die Füße, bis sie im reinsten Schmucke ihres Urwaldes standen.

So brachte ich eine mir unvergessliche Stunde dort am Walde bei den ersten Menschen zu, die wir nach mühsamer Wanderung in Parana antrafen. Wir beschenkten sie mit Geld und Sachen, die ihnen Freude machen konnten. Zum Abschied gab ich allen die Hand; ein wundersames Mitleid hatten mir diese Menschen erregt. Die Frauen ließen Wunderwald bitten, er möchte oben im Wald nach einmal auf seiner Busina blasen. Er versprach es und wir gingen.

Der Antenjäger begleitete uns wieder, bis wir über einen klar sprudelnden Bach kamen, den Rio-das-Tejucumas, über welchen uns ein Baumstamm führte. Hier nahm unser Mann von uns Abschied. Aus vollem Herzen schüttelte ich ihm seine braune nervige Hand. Zuletzt schrieb ich mir seinen Namen auf: Francisco Bueno Gomes.

Wir kletterten den steilen Weg am Walde in die Höhe und blickten uns um. Der Antenjäger sah uns nach, gerade als ob er gern mit uns möchte zum Lichte der Aufklärung und des gesitteten Lebens. Nach einmal winkten wir ihm zu, dann verschwand er im Gebüsch. Ganz oben auf dem Kamm des Bergs blies Wunderwald einige Passagen auf seinem Horn. Ringsher schallte ein zusammenfließendes Echo. Dann gingen wir tiefer in den Wald hinein.

So waren wir zwar schon wieder in den Bereich von Menschen gekommen und aus unserer gedrückten Lage, namentlich aus der Hungersgefahr gezogen, und dennoch lag uns Menschencultur noch ziemlich fern. Immer kamen neue Wandlungen, und wenn auch eine Art von Eichtung in ihnen für

einen Weg angesehen werden konnte, so war der Marsch auf dem Morastboden so beschwerlich, daß man denselben das ungünstige Terrain der einfachsten Picade hätte vorziehen mögen.

Um Mittag gingen wir auf einem Baumstamm über den kleinen Rio-Vatea, bald darauf betraten wir eine größere Waldklärung, hinter welcher ein Hahn krähte. „Ein Hahn!“ riefen wir fast alle im selben Moment und hoch erfreut. Denn ein Hahnenruf ist der sichere Verkünder einer wohlgegründeten Menschenwohnung, der Prophet einer beginnenden Cultur. So auch hier. Mitten im Walde erhob sich ein geklärter Waldhügel, auf welchem ein kleines Gehöft lag. Wir stiegen hinauf, um uns nach der Möglichkeit einen Unterkommens umzusehen.

Viel hatte die Cultur hier nun zwar nicht gethan, aber immer doch schon mehr als im Rancho des Antenjägers. Ein aus dicken Pinheirobretern zusammengefügtes Haus, eigentlich nur ein Raum mit einem Verschlag, und zwei aus Lehmwänden ausgeführte Schuppen bildeten den ganzen Behausungsapparat. In einiger Entfernung stand noch eine kleine Bretterbude. Um alle diese Wohnlichkeiten herum waren einige Einfriedungen für Kübler und Schweine.

Trotz der Armseligkeit der Wohnung wurden wir dennoch bereitwillig von den Bewohnern aufgenommen, wie wenig einladend auch das Personal, das nach und nach zum Vorschein kam, um uns anzuschauen, uns vorkommen möchte.

Der Stammhalter des Hauses war mit seiner Frau indianischen Ursprungs, Antonio Ribeiro sein Name. Seine Tochter war mit einem Joze dos Santos Barboza verheirathet, welcher eigentlich die Hauptrolle spielte und offenbar von einiger, wenn auch fern liegender portugiesischer Abkunft war. Außerdem gingen noch einige Männer und Weiber, ein Gemisch von indianischer und weißer Abkunft, ab und zu; aus diversen Kindern konnte man schließen, daß manche von ihnen

Ehepaare bildeten, über deren genauern Zusammenhang ich mir nicht klar werden konnte. An den letzten Enden der Kultur sind solche Verhältnisse auch nicht leicht klar zu durchschauen. Die Leute hatten das rudimentäre Gehöft gemeinschaftlich und so schien ihnen alles gemeinschaftlich zu sein.

Unsern Leuten ward das kleine Breterhaus eingeräumt. Wir kausten von ihnen 16 Pfund Carne secca; bald brannten zwei lustige Feuer, um das Fleisch zu braten, dazu bekamen sie vorzügliches Maismehl und Mate von der ersten Qualität. Ochsenfelle wurden ausgebreitet; so genossen sie zum ersten mal wieder seit unserm Aufbruch von Joinville behaglicher Ruhe und der Aussicht auf ein Nachtquartier unter Dach und Fach, einerlei ob die Nacht Regen oder gutes Wetter bringen würde. Wer einige Wochen in der allerungünstigsten Jahreszeit im Urwald hat schlafen müssen, wo der August dem Februar entspricht, dem brauche ich nicht zu sagen, daß meine Waldgenossen vollkommen glückselig waren. Es gibt im Leben eines Bauers Augenblicke, Tage und selbst Wochen, wo er den Diogenes um sein Faß beneiden möchte. Ich selbst habe auf meinem Waldzuge solche Momente erlebt.

Wunderwald und ich wurden zur Familie gezogen. Da saßen wir nun einmal wieder für einige ruhige Augenblicke und ich genoß Pioniermomente.

Auf dem rohen Erdboden des armseligen Blockhauses, in welches nur eine Thür hineinführt und kein Fenster, keine Luke den Tag hineinkommen läßt, obwohl er sich die Freiheit nimmt, durch alle möglichen Spalten und Lücken der Breterwand einzudringen, knisterte und flackerte ein lustiges Feuer und warf seine rothen Licher auf die indianisch-brasilianische kleine Welt um mich. Wir hockten auf kleinen Holzklößen umher, denn von Stuhl, Bank oder Tisch ist in solchem Rancho natürlich keine Rede. Gutmütig machte die Alte vom Hause uns ein Essen zurecht und stellte es uns neben dem Feuer auf den

Erboden; mittels einiger Blechlöffel nahmen wir das köstliche Mahl ein. Wie fern, wie ungeheuer fern liegt doch die europäische Cultur noch von solch einem Rancho, solch einer Hütte, solchen Waldbewohnern! Und doch, wie dankt man Gott, wenn man aus feuchtem Walde zu ihnen kommt, diesen Waldbewohnern, diesem Rancho!

„Haben Sie keine Bugres getroffen?“ Das war die erste Frage unserer Leute, als wir uns über unser Kommen und Gehen verständigt hatten. Immer wieder die Wilden! Es liegt doch etwas Furchtbare in diesem Kampfe zwischen diesen Thiermenschen des Waldes und den Culturmenschen des Anbaues! Da ist, wie wenig zahlreich auch erstere sein mögen und wie wenig Cultur letztere auch nur haben, an keinen Uebergang des einen zum andern, an einen Verkehr, Vertrag, Versöhnung nicht zu denken. Wo man sich trifft, sich belauert, erschlägt man sich ganz bestimmt. Wo der Pfeil des einen aus dem Hinterhalte hervorschwirrt, da sendet die frachende Büchse des andern die pfeifende Kugel unfehlbar in den nackten Leib des andern. Der Bugre hat kein Recht, weil er kein Recht anerkennt. Räubergeschichten, Mord und Brand auf europäischem Boden sind grausig, ja, aber sie sind doch nur Ausnahmen, nur Brechungen eines allgemein anerkannten und heilig gehaltenen Princips. Nicht so das Leben am Urwald. Hier ist die Vertheidigung, ja sogar der Angriff und hinterher der Mord die Regel.

Am meisten habe ich auf meinem Waldzuge Gott gedankt, daß wir nie Bugres getroffen haben. Bei unserer Bewaffnung wäre wahrscheinlich jeder Angriff gleich beim ersten Beginnen mit einer einzigen Kugel zurückgewiesen worden, aber diese Kugel hätte treffen und ihren Mann zu Boden strecken müssen. Und was dann? Ich hätte hinterher zu dem am Boden Liegenden hinzutreten und ihm, dem von meiner eigenen Kugel tödlich Verwundeten die Hand bieten müssen, um ihn

zu helfen. Ob man den Blick solches Sterbenden aushalten kann, der da glaubt, man wollte ihn mit dem hervorgeholten Verbandapparat langsam zu Tode martern und hinterher noch seine Leiche in Stücke schneiden? Solch Waldbild ist scheußlich, und doch kommt es vor, und doch hätte es auch mir vorkommen können vor meinen europäischen Augen.

„Würden Sie denn den Bugre nicht erschießen, wenn sie ihn träfen?“ fragte mich unser Gassfreund. „Wenn er mich nicht angreift, nein“, erwiderte ich. Der andere schüttelte den Kopf. „O bugre he hum bicho“, der Wilde ist ein Thier, erwiderte er, und wir ließen das Thema liegen. Ich glaube, man gab mir im stillen doch recht.

Das mag vollkommen genügen, um einem europäischen Leser klar zu machen, daß das Leben am fernsten Rande des Urwaldes auf einem einzelnen Gehöft ein ödes, trauriges, schauriges ist, und wie die Erscheinung von vierzehn Europäern mit humanern Grundsätzen, die von der Meeresküste auf mühevollm Zuge durch den Wald hinaufdringen ins Oberland, um einen Weg zur Cultur vorzubereiten, ein Weltereignis für solche fernab liegende Anbauer ist. Ist es z. B. nicht schon bewundernswürdig, daß vierzehn Männer, bewaffnet und mit Sack und Pack urplötzlich auf einem, allen Chancen einer Ueberrumpelung ausgesetzten Gehöft erscheinen dürfen, ohne auch nur im mindesten bemisstraut zu werden, sodaß der Hausherr ganz allein, ohne die geringste Gemüthsbewegung, freilich immer mit Staunen, ihnen entgegentritt, und sie, die eben nur nach dem Wege fragen, einladet, lieber für die Nacht mit seinem kleinen; armseligen Gehöft fürlieb zu nehmen und zu bleiben? Ein einziger Blick des Mannes genügte, um uns für Deutsche, für Pioneers aus Joinville zu halten und zu erkennen; ein einziger Gedanke und kaum einmal ein solcher genügte, um den Zusatz zu machen, daß wir eine Gruppe von denselben Leuten wären, vor deren Artstreichen der Ur-

wald sinkt, die Barbarei entflieht und Bugres und Tiger sich in ihre Troglodytenlöcher zurückziehen.

Gerade war auf dem Gehöfte ein Kind mit echt indianischem Gesichtstypus, welches vor fünf Tagen den Oberarm gebrochen hatte. Ich improvisirte einen Verband und zeigte der Mutter, wie sie denselben selbst wieder zurecht legen könnte, und das Kind wieder gut werden würde. Das sechsjährige Mädchen, sonst ein wilder Trozkopf, hielt merkwürdig still beim Anlegen des Verbandes: es sah, daß ich ihm helfen wollte. Hier wirkte ein Naturinstinkt mehr als ein bestimmter Kinderwille, um einen Schmerz auszuhalten.

Noch einmal ging ich zu den Genossen hinaus. Hochauf loderte ihr Feuer und warf weithin seine rothen Lichter über die Gipfel der dunkeln Araucarien, die ringsher aus dem Grunde herausragten. Im Walde murmelte ein Bach. In einiger Entfernung schrie eine Eule, sonst alles still, und in lieblichem Frieden zogen die goldenen Sterne am reinsten Himmel ihre nächtliche Straße.

Auch im Hause brannte unser Feuer nieder und eine seltsame Erscheinung nach der andern verkroch sich. Man wies Wunderwald und mir den Abschlag neben dem Hauptraume des Hauses an, wo eine Art von Bettstelle stand, deren Boden aus einem weitläufigen Geslecht von Cipós bestand. An Bettzeug, Kissen, Decken war natürlich nicht zu denken. Doch hatte die gutmütige Alte uns eine Portion alter blauer Unterröcke u. s. w. zum Kopfkissen hingelegt; mir war der Dunst, der in ihnen saß, unangenehm, doch lagerten wir uns, so gut wir konnten. Über die Nacht war sehr kalt, durch die breiten Spalten der Wände wehte eine schneidende Lüft, sodaß wir eigentlich gar nicht schliefen und uns zugestanden, daß ein Lager im Walde am tüchtigen Bivouakfeuer doch noch besser wäre als unser augenblickliches Quartier.

Raum graute der Tag, so traten wir hinaus und durch-

wärmten uns am lustigen Feuer der Genossen. Bald waren wir aufgetaut und die andern wach. Es wurden noch 16 Pfund Fleisch und eine gehörige Portion Maismehl herbeigeschleppt und meine Vielbulder färrerten sich zum neuen Tagemarsch. Sichtlich hatten sie alle seit gestern einige Zoll im Durchmesser zugenommen.

Auch Wunderwald und ich wurden zum Frühstück gerufen. Noch einmal hockten wir mit unsren Urzustandsmenschen um das Feuer, jeder auf einem ganz niedrigen Kloß; so hielten wir noch einige Morgengespräche über den Anbau der Deutschen im Unterlande, wofür die Waldmenschen viel Interesse zeigten. Aber die Sonne stand längst über dem Walde; in den üppig blühenden Pfirsichbäumen am Hause schnurrtie die Colibris in Menge, und unsere Leute hatten alles aufgepackt.

Mit vielem Danke bezahlten wir die von uns und unsren Leuten consumirten Vorräthe und rückten wieder in den Wald hinaus, denn noch immer wollte sich uns kein rechter Campo aufsthun.

Wir gingen über den kleinen Rio-do-Meio und wanderten einige Stunden über Höhen und Tiefen des Waldes. Wie schlecht auch der Weg noch an einzelnen Stellen war, so war doch ein Weg und oft ein breiter Weg durch die Waldungen getrieben und selbst einiger Verkehr auf demselben bemerkbar. Wir begegneten einigen Männern, die mit Maulthieren, meistens mit Mate beladen, ihre Straße zogen, ja an vielen Stellen hörten wir im Walde reden und rufen; viele Menschen waren weithin zerstreut beschäftigt, Mate zu pflücken oder zu „machen“, wie der Kunstausdruck ist. Wir selbst fanden an unserm Wege eine Menge entlaubter Stämme; von vielen hatte man sogar die ganzen Kronen heruntergeschlagen, um leichter an die letzten jungen Zweige und das Laub kommen zu können.

Mate, Mate, und noch einmal Mate! Das ist die Parole

im Oberland, die Parole im Unterland, im Walde und auf dem Campo. Ganze Districte, ja ganze Provinzen gibt es, wo man mit Mate sich wecken lässt, den Tag mit Mate verfaullenzt und mit Mate einschläft. Die Frauen kommen unter Schmerzen und Mateschlüren in Wochen, der letzte Blick des Sterbenden fällt sicherlich auf Mate! Mate ist der Gruß beim Kommen, das Symbol der Gastfreundschaft, das Zeichen zur Versöhnung. Alles, was wir in unserer Cultur unter Liebe, Freundschaft, Achtung, Aufopferung verstehen, jede Höhe, Tiefe und gute Regung des Menschengemüths, des Herzens, alles, alles, es liegt alles wunderbar verwebt und verschlochten in der Mate, in ihrer Bereitung, Darreichung und gemeinsamem Genuss. Die Kaffeeverehrung und der parfümierte Fetischismus des Thees ist gar nichts dagegen, gibt auch nicht im Traum eine Idee von der tiefen Bedeutung der Mate in Südamerika. So etwas lässt sich auch gar nicht in Worte fassen, nicht singen und sagen und malen und aus Marmor herau shauen. Byron's berühmtes „There be none of beauties daughters“ ist noch nichts dagegen. Ja, hätte Moore die Mate gekannt, seine liebliche Peri hätte damit, als mit dem Schönsten, was es gibt, die Pforten des verlorenen Paradieses wiedergewonnen und die Glückseligkeit der Unsterblichen um einen wunderbaren Demant bereichert, um einen Tropfen Mate!

In den einige Hundert Fuß hoch gelegenen Laubwaldungen von Rio-Grande, Sta.-Catharina, S.-Paulo und Coritiba und noch viel darüber hinaus in Südamerika wächst der Zauberbaum, der die Herva oder Yerva Mate liefert; nach ihm wird eine Gegend, ein Walddistrict, der besonders reich daran ist, ein Herval genannt. Ursprünglich mag Herva wol Kraut bedeuten. Es gibt aber nur Ein Kraut, und dieses Kraut, Blatt, ist Mate, also heißt Herva ein- für allemal Mate.

Der Baum hat einen weißlichen, schlanken Stamm; einigermaßen möchte er unserer Birke an Farbe gleichen. Ich habe selten Stämme von einiger Dicke gesehen, kaum bis zu einem Fuß dick, meistens bedeutend dünner, schlanker, zierlicher. Er theilt sich in viele kleine Äste und Zweige, welche mit abwechselnden Blättern ziemlich dicht besetzt sind.

Die Blätter haben einen kurzen Stiel, sind länglich umgekehrt eiförmig, leicht gezähnt, meistens mit neun bis zwölf Zähnen an jeder Seite. Manche Zähne haben sogar noch einen kleinen Aufsatz, als ob ein Stachel sich bilden wollte. Die Mittelrippe des Blattes, welches zwei bis vier Zoll lang wird, tritt auf der Unterseite des Blattes besonders stark hervor und nimmt in alternirender Ordnung die Querrippen auf, meistens sechs von jeder Seite, welche wieder durch Verbindungsbögen, namentlich gegen den Rand des Blattes hin, miteinander anastomosiren, wodurch sie fast einen Myrtaceencharakter abgeben. Beim frischen Blatt weniger, viel mehr aber beim getrockneten Blatt schlägt sich der Rand des Blattes zu einer vorspringenden Leiste nach unten um.

Die Consistenz des Blattes ist fest, halb lederartig und einigermaßen trocken, die Farbe hübsch grün, etwas dunkelgrün; beim Trocknen geht diese Farbe immer in eine dunklere über. Der Geschmack ist leicht bitter-aromatisch, er ist sui generis!

Das möchten die Haupteigenschaften der Blätter sein, wenigstens sind es die Eigenschaften derjenigen, welche ich gerade neben mir auf dem Tische liegen habe, indem ich dieses schreibe.

Den Botaniker branche ich kaum darauf aufmerksam zu machen, daß die Herva mit unserm nordischen *Ilex aquifolium* verwandt ist und mit ihm und einigen andern Geschlechtern die natürliche Familie der Aquifoliaceen oder Ilicineen ausmacht, deren Wesenheit man in jedem botanischen Handbuche nachschlagen, noch besser aber an unserm nordischen *Ilex aqui-*

solum nachsehen kann. Doch thue ich vielleicht unrecht, wenn ich dem Iler aquisolum das Attribut eines nordischen gebe. Am Uruguay wenigstens sah ich eine große Menge des abgeschnittenen Ilergebüsches liegen; man brauchte es, um einige auf das Trockene gezogene Canots damit zu bedecken und sie vor der Sonnenhitze zu schützen, wozu die harten, festen Blätter des Busches ganz besonders geeignet sind. Beim Anschauen des Busches am Uruguay konnte ich nicht den geringsten Unterschied zwischen ihm und der nordischen Pflanze entdecken. Und warum sollte Iler nicht vorkommen, wenn die nahe verwandte Herva Mate ganze Waldungen bildet?

Die vorzüglichste Zeit, um Mate zu machen — fazer mate ist der Kunstausdruck —, ist in Brasilien vom März bis Ende September. Je nach der Zugänglichkeit des Orts und der Menge der Theilnehmer zieht dann ein ganzer Menschenschwarm mit Carreten oder Maulthieren in den Theewald, das Herval, und schlägt dort vor allen Dingen ein Rancho, ein Häuschen auf, um dort auf einige Wochen oder Monate einen kleinen Haushalt einzurichten, denn oft ist das Herval bis auf 30 Leguas von der ursprünglichen Wohnung entfernt.

Dann beginnt das eigentliche Abschlagen des Krautes. Raum mit einem Beinkleid bedeckt und mit einem Waldmesser bewaffnet, schlagen die Theebereiter nicht etwa nur die Blätter oder ganz dünnen Zweige ab, nein, es werden ziemlich dicke Äste abgeschlagen mit allem, was darauf sitzt. Ueber einem gelinden Feuer wird das Laub getrocknet und dann in eigens dazu versorgte Körbe aus Bambusrohr oder in Ledersäcke aus rohen Ochsenhäuten mit den kleinen Zweigen hingestampft. Ist so eine Portion Mate, die man sich vorgenommen hatte, gemacht, so wird sie nach Hause geschickt, bei welchem auf größern Gehöften eine eigene Stampfmühle (Engenho de Mate) ist, oder an eine größere Matenmühle abgeliefert. Hier wird Kraut und das dünne Holzwerk zu

einem möglichst feinen Pulver zerstampft und zermahlen, und dann in kleinere, ungemein regelmäßig zusammengenähte Ochsenhäute gestampft, was eine eigene Kunst ist und zur Abschätzung der Waare ungemein viel beiträgt.

Diese ganz originellen, aus Ochsenhäuten angefertigten Mateballen haben nun eine ungeheure Bedeutung, und es mag kaum ein Begriff von der Menge einer Waare geben werden, von der man im theetrinkenden und kaffeeschlürfenden Europa eigentlich noch gar nichts kennt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß alles, was in Südamerika Spanisch spricht, auch Mate trinkt, und daß fast die Hälfte von dem, was Portugiesisch redet, ihm dabei hilft. Ich habe schon an einzelnen Punkten von der Menge der Matesfabrikation gesprochen. Die Mühle in Rio-Pardo konnte täglich 100 Arroben Mate liefern. Ein französisches Haus im kleinen Itaqui exportirte im Jahre 4000 Arroben, ja der Mate-Export von der ganzen Provinz Rio-Grande wird auf 170000 Arroben angeschlagen.

Und wenn wir nun einen Blick auf die Steige von der Provinz Paraná werfen, namentlich auf die Straße, die vom Innern der Provinz über Morretes nach Paranagua führt, so können wir mit einiger Gewissheit sagen, daß wohl zwei Drittheile der Maulesel, die des Weges ziehen, mit Mate beladen sind und viele Tausende von Arroben des seltsamen Krautes ans Meeresufer hinunter bringen.

Und wenn wir nun erst gar nach den alten Missionen gehen und nach Paraguay, diesem Ursprung der Mate, wonach das Kraut ja Iler Paraguayensis heißt — und so ist der eigentliche classische Name der wirklichen Mate —, so ist dort die Matesfabrikation wirklich ungeheuer. Die Jesuiten haben sich kolossales Vermögen mit Mate erworben, und Paraguay führt noch, wie es scheint, Hunderttausende von Arroben seines berühmten Krautes aus, vom echten, wirklichen Paraguaythee, neben

welchem das, was man als Congonha oder gar Cassine statt Iler Paraguayensis ausgeführt hat, wol nur eine Spielart oder Pflanzenverwechslung ist.

Was ist nun das Angenehme beim Matetrinken, was ist die Wirkung des Krautes?

Einen leicht bitter-aromatischen Geschmack hat der Aufguß allerdings, und ist, wie jede Menge heißen Wassers diuretisch. Sonst kann ich, wenn ich von der schon angeführten Symbolik der Herva absehe, nichts Bedeutendes über die wohlthuenden Folgen sagen.

Da aber der echte Matetrinker seine Mate kochendheiß trinkt, so hat sie auch gewiß manche nachtheilige Folge. Wenn ich Mate nahm, ging mir immer die Gaumenhaut los und ich hatte fast durch ganz Rio-Grande hindurch einen verbrannten Gaumen. Ich glaube auch, daß manche Gastral-gien und chronische Gastritisformen auf das ewige Matetrinken zurückzuführen sein möchten, obgleich ich doch nicht bestimmt sagen kann, daß sich eine sichtlich nachtheilige Folge von dem Matetrinken ableiten ließe. Ein ungeheuerer Zeitverlust wäre es auf jeden Fall, wenn in den Gegenden, wo Mate getrunken wird, etwas an der Zeit und deren Benutzung gelegen wäre. Man hat aber in jenen Gegenden keine regelmäßigen Zeitungen und Kaffeehäuser. Da baut sich denn der Matetrinker selbst seine politische Welt auf und ist allein vor seiner Cuja mit Mate glücklicher, als wenn er im Kaffeehaus säße.

Bemerkenswerth scheint mir schließlich noch bei der Mate, daß man in ihren Blättern den essentiellen Theestoff, die Theetne, entdeckt hat. Deswegen scheint mir das so bemerkenswerth, weil recht große entwickelte Theeblätter mit Mateblättern außerordentliche Ähnlichkeit haben, sodaß man, wenn man nicht beide nebeneinander hat, beide nicht immer mit Sicherheit voneinander unterscheiden möchte, wie verschieden

auch sonst der pflanzliche Familiencharakter zwischen dem Thee und der Tlerart ist.

Doch genug von der Herva und ihren verschiedenen Beziehungen! Um 11 Uhr befanden wir uns auf einer Waldhöhe, von wo wir eine herrliche Aussicht auf die Serra das Tres-Barras hatten. In scharfen Umrissen ragt die blaugraue Bergkette gen Himmel; durch sie hindurch führt der nächste Weg von Coritiba, der Hauptstadt der Provinz von Parana, nach S.-Francisco, aber der Weg soll schauerlich sein. Nordöstlich von dieser Serra ragt ein noch höherer Gebirgsstock heraus: ich halte ihn für 5000 Fuß hoch; doch sind solche Taxationen aus der Ferne sehr ungewiss.

Ein grauenhaft schlechter Weg brachte uns durch eine Niederung an den Rio-Negro, die erste bedeutende Wasseransammlung, welche von hier gegen den Parana mittels des Iquaçu hinstieß. Im Brüche des Flusses fielen mir einige Kühe wegen ihres bedeutenden Kalibers auf, doch waren sie ziemlich mager; man kommt ja auch den Thieren zur rauhen Jahreszeit mit nichts zu Hülfe. Wir werden später noch davon reden.

Eine liebliche Ruhestunde verlebten wir am raschströmenden Wasser des Rio-Negro, nachdem wir seine sehr mangelhafte Brücke passirt hatten. Der warme Sonnenschein des Frühlingsmorgens that uns wohl. Viel frisches Grün sproßte überall hervor; eine Menge von Aphelandra mit zierlich rother Blume und gelbem Limbus blühte überall — und in Masse schnurrten Kolibris um die hübschen Frühlingssinder. So nahe kamen sie uns in unserer Mittagsruhe, daß wir manche hätten mit Händen greifen können. Oft sind diese besiederten Schwärmer seltsam dreist und unverschämt. Madame Aubé stand einmal in der Veranda ihres Hauses, sie hatte ein Blumenbouquet am Busen. Ein wilder Kolibri stürmte heran und hatte die Frechheit, davon naschen zu wollen. Wie ein Blitz schoß er wieder davon, als er seinen Irrthum sah.

Langsam und schaukend bewegte sich eine Tropa beladenen Maulesel den schroffen und schmutzigen Waldabhang hinauf. Einer von ihnen verlor seine Carga, seine Ladung, und ging in der lustigsten Laune durch. Einige Leute liefen ihm nach und hatten viel Arbeit mit dem wütigen Thiere. Auch wir zogen weiter und hatten die Freude, von nun an immer mehr Spuren von Cultur am Walde zu entdecken. Hier und dort war eine Roça in den Urwald hineingeschlagen; ein kümmerlicher Rancho liegt mitten drauf, dicht umblättert von purpurfarbigen Pfirsichbäumen. Kindergeschrei und Hahnenruf vernimmt man um die Wette, bis wieder eine dichte Waldespartie das kleine Frühlingsbild verhüllt.

Um Nachmittage trafen wir endlich einen Campo, aber eben nur einen sehr kleinen; ich denke er heißt Campo da Jararaca. Dann nahm uns ein Wald von anderthalb Leguas Durchmesser auf, mit breitem und dennoch mühsamem Wege. Die Leute waren ermüdet von der Tageswanderung: einige blieben zurück. Ich ging mit dem unermüdlichen Ingenieur, begleitet von einem Schweizer, voran.

Nach tüchtigem Wandern konnten wir endlich durch unser Signalhorn den noch fern im Walde zurückbleibenden Genossen fund thun, daß wir aus dem Walde herausgekommen wären und den Campo do Ambrosio erreicht, und mit ihm die zusammenhängenden Waldungen zwischen Sta.-Catharina und Parana wirklich hinter uns liegen hätten.

## Drittes Kapitel.

Der Campo do Ambrosio. — Bivouak bei Chico de Oliveira. — Ein Franzose. — Gelbwechsel-Schwierigkeiten. — Abschied von Wunderwald. — Fernere Fußtour durch die Campos und den Matto do Campo Largo. — Hochzeitsleute. — Estancia von Donna Anna Teixeira. — Ritt über S.-João nach Coritiba. — Wo liegt Europa?

---

Der Campo do Ambrosio ist kein einzelnes Grasfeld; er ist mehr ein District, auf welchem Grasfeldabtheilungen mit Wäldern und Morastniederungen abwechseln, wodurch er den Ausdruck tiefer Vereinsamung und einer gewissen Verödung gewinnt, zumal im Vorfrühling, wo das welche Gras noch nicht vom frischen Nachwuchs übergrünt wird, und das vom Winter abgemagerte Vieh noch in den schützenden Waldungen versteckt bleibt, oder doch nur in wenig zahlreichen Exemplaren sich sehen lässt.

Dennoch ist der Anblick einer weiten, offenen Gegend, selbst einer öden, wundersam überraschend und erquickend, wenn man so lange, wie wir, in einem einengenden Raume einer Picade und dem Schatten feuchter Waldungen umhergeirrt ist und nur auf Augenblicke eine kleine Lichtung zu sehen bekommt.

So begrüßten denn auch wir den weiten Campo do Ambrosio mit freudigem Zuruf, und waren, obwohl eben nicht viel von Cultur zu merken war, dennoch herzlich froh, an verschiedenen Stellen desselben Pfirsichbäume blühen zu sehen.

Wir gingen weit durch den Campo in einer Richtung, in welcher Wunderwald einen Mann wohnhaft glaubte, zu dem er schon einmal vor drei Jahren gerathen war. Er hieß Chico de Oliveira und war Einnehmer des Grenzzolls, welcher auf Huf- und Klauenthiere gelegt ist, wenn sie von der Provinz Paranaá nach Sta.-Catharina hinuntergeführt werden. Gerade vor seinem Hause trennt sich der Weg, einerseits nach Coritiba gegen Norden, andererseits nach Tres-Barras gegen Südosten.

Aber der Weg auf dem Campo war nicht leicht zu finden. Wir kamen nach einer halben Meile Wegs zu einem Häuschen. Es stand vollkommen leer. Einige Kinder und Kälber weideten umher. Unvermeidliche Pfirsichbäume blühten im dichtesten Flor, und ebenso unvermeidliche Kolibris hatten sich die Abwesenheit der Bewohner zu Ruge gemacht, um ganz schamlos in den Blüten zu wühlen, die tief dunkelroth aufglühten unter dem stürmischen Bewerben der wilden Liebhaber. Pfirsichblüten und Kolibris! Sie bilden das lieblichste Epithalamium, was nur irgendwo der Frühling hervorzaubern kann.

Wir mußten wieder umkehren, um uns, sei es wo es immer wolle, bei Anwohnern des Campo do Ambrosio nach dem Hause des Chico de Oliveira zu erkundigen. Um jeden Preis mußte ich den Mann finden. Als Angestellter mußte er auf meinen offenen Brief vom Präsidenten von Sta.-Catharina Rücksicht nehmen und mir im Auffinden von Reithieren zur Fortsetzung meiner Reise behülflich sein. Dann war sein Haus der Punkt, wo der Weg nach Tres-Barras hinunterging; auf letzterm Wege mußte Wunderwald wieder mit unsern

Waldgenossen ins Unterland zurückkehren, um nach einer Wanderung von vier Tagen wieder in Donna-Francisca zu sein.

Da stießen wir noch glücklicherweise auf unser ganzes Corps, das eben aus dem Walde kam, um den Campo zu durchwandern. Ein leichter Regen störte uns etwas. Wir schickten meinen neu engagirten Diener nach einem einige Minuten fernem Hause, um Erfundigungen über Weg und Steg einzuziehen.

Damit versehen, wanderten wir in den Abend hinein. Von fern konnten wir das uns bezeichnete Haus erkennen, aber zu früh für unsere Reise kam die Dämmerung, und der herabsinkende Abend fand uns in der allerabgeschmacktesten Lage in einem Morast. Man sondirte mit Händen und Füßen, mit Stecken und Stangen; wir lohteten, wie auf dunklem Binnenmeere, uns förmlich durch eine Menge von Schwierigkeiten hindurch. Schon schlügen die Hunde auf Chico de Oliveira's Hofe an, da bemerkten wir, daß uns ein Mecklenburger fehlte. Noch vor wenig Minuten war er bei uns gewesen. Ein sonst rüstiger Mensch, litt er leicht an Herzklöpfen und hätte sich gar nicht zum Mitgehen auf die anstrengende Wanderung melden sollen; auf dem ganzen Marsche blieb er etwas hinten an; nun war er ganz fort. Wir mußten, zerstreut, wie wir im Dunkeln gingen, uns viel zurufen und nachforschen, bis der Verlorene endlich zum Vorschein kam und wir in dichterer Colonne zum Hause hinaufrückten.

Die Hunde bellten wie wütend. Unser Rufen hatte sie aufgeschreckt, aber ebenso sehr auch die Bewohner des Hauses eingeschüchtert. Alles war dicht verrammelt, kein Lichtstrahl irgendwo zu sehen, keine Antwort auf unser Rufen gegeben: alles schien ausgestorben zu sein im Hause, trotzdem daß ich noch einige Minuten vorher von fern Licht gesehen hatte.

Ich selbst verdachte den Leuten ihre Ungastlichkeit gar nicht. Ganz allein lag ja das Haus, in öder, einsamer Grenzgegend. Bei Nacht und Nebel kommen, schon von fern rußend, vierzehn Männer daher, ein ganzes Banditencorps. Was ist das? Was will das? Wer sich in die Lage der Bewohner versetzt, würde es ebenso gemacht haben. Wer sich aber in meine Lage versetzt, würde mit mir ebenfalls etwas ärgerlich und aufgeregzt geworden sein. Endlich, endlich glaubte ich angekommen zu sein am Ende meiner höchst angreifenden Waldfahrt, und mich bei einem Manne zu befinden, der mir helfen sollte, und nun fand ich gerade dieses Mannes Thür verschlossen.

Aber auch durch diese Schwierigkeiten wußte Wunderwald höchst geschickt eine Picade zu schlagen. Er erinnerte sich eines Hauses eine kleine Strecke von dem des Chico de Oliveira entfernt, wo eine Art Wachtposten lag. Wir wollten versuchen es zu erreichen, und schlugen auch den Weg, oder die Richtung dorthin ein, als wir an eine Stelle kamen, wo statt des Weges klares Wasser stand. Glücklicherweise hatten wir noch etwas Licht bei uns. Wunderwald zündete es an und leuchtete, da das Wetter vollkommen windstill war, sich und einige Gefährten geschickt durch das Wasser hindurch, das nirgends über einen Fuß tief schien. Wir unterdess zündeten auf einem kleinen Damm am Wasser mittels der Fragmente eines Matekorbes ein kleines Feuer an und unterhielten es, damit es den von ihrer Untersuchung des Terrains zurückkehrenden Leuten als Leuchtfeuer dienen möchte, um sich wieder mit uns zu vereinigen.

Dunkel, still und öde war es. Eine scheußliche Unkenart trieb ihre Musik dicht um uns. Die Thiere stöhnen in kleinen Zwischenräumen einen wimmernden Klägelaut aus, ganz wie den eines neugeborenen oder vielmehr wieder absterbenden Kindes. Der ganze Sumpf schien voll kleiner schreiender Kinder

zu liegen. Mir ist der Laut schon auf dem Campo von S.-Leopoldo in Rio-Grande unangenehm gewesen; aber in der dunkeln Abendstunde und unserer öden Verlassenheit war er mir grausig; Bürger's „Pfarrerstochter von Taubenhain“ fiel mir ein. Zum Ueberfluß kam eins von den Dingern herausgefrochen bis zu unserm Feuer, wimmerte einmal tief auf und verschwand dann wieder im Sumpf. Zu komisch war das: wir mußten einstimmig lachen, um so mehr, da im selben Nu einer von den Leuten von unserer kleinen Erderhöhung hinab ins Wasser platschte und tüchtig naß ward.

Da kam denn spät die gute Nachricht, daß ein Odbach gefunden wäre. Wir zogen die Schuhe und Strümpfe aus und wateten wie die Störche durch das Wasser; ein Licht ging voran. Barfuß liefen wir noch eine Viertelstunde weiter und standen dann vor einem lustigen Flackerfeuer.

Das war aber eine Bracht, unser Odbach! Jrgendein reicher Mann hatte den Campo do Ambrosio mit einem hübschen Hause schmücken wollen und dazu eine hochliegende Stelle auserwählt. Das wohlgezimmerte Fachwerk war fertig, besonders war das aus Dachziegeln gebildete Dach vollendet und ungemein hüsch. Innere Abtheilungen fanden sich nur durch Balken und Ständer angedeutet. Eine große Menge bearbeiteter Breter und Balken stand und lag umher und besonders viel Hobelspäne und anderer Holzabsfall zum köstlichsten Feuer, welches bereits mitten im wohlbedeckten Raume angezündet war.

Im Sturmschritt nahmen wir vollends von dem Feenpalast Besitz. Sehr bald waren aus dem vorhandenen Material Bänke um das Feuer improvisirt; gegen die Windseite hin wurden die vorhandenen Breter vorgesetzt; trocken und warm war es im gemüthlichen Raume, und wir gestanden einmuthig, daß wir auf unserer ganzen Campagne keinen so freudigen Moment, wie den unter dem neuen Ziegeldache erlebt hätten.

Am knisternden Feuer ward Fleisch geröstet; wir hatten noch hübsche Reste von unsern 32 Pfunden und besaßen noch verschiedene Maisküchen von unserem Morgenquartier her. Sogar Trinkwasser fand sich. Die Arbeiter hatten beim Nachhausegehen von ihrem Hausbau einen riesigen Glaschenkürbis stehen lassen; um unsertwillen schienen sie ihn neugefüllt hingestellt zu haben. Alles, alles hatte sich vereinigt zum sybaritischen Abendschmaus. Sogar das Feuer spendete liebliche Düfte; unter dem Holzabfall befanden sich große Sassafrasspäne; sie verbreiteten einen herrlichen Geruch. Die Fuggers in Augsburg, sagt man, haben einmal dem Kaiser Karl V. sein Zimmer, als er bei ihnen in Augsburg war, mit Zimmet- und Sandelholz geheizt. Aber wahrscheinlich war dem Spanier auf deutschem Boden nicht so wohl dabei, wie mir auf brasiliantischem Boden an den äußersten Grenzen von Parana.

Aus Holzspänen, Ponchos und Decken ward das Nachtlager zusammengefügt. Ich hatte nur Eine Sorge. Man mußte in jeder Ferne unser Feuer sehen. Wenn man es sah, was mußte man von uns denken, was von uns glauben, wofür uns halten? Ich dachte an die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls, aber Wunderwald nahm mir alle Sorge. Sehr richtig meinte er, daß, wenn auch jemand wagen sollte heranzuschleichen und uns zu spioniren, er sich freuen würde, wenn er sich wieder davonschleichen könnte, ohne gesehen zu sein. Denn vierzehn Männer sind allerdings eine ungeheure Macht. Wo hätte man Mannschaft genug zusammenbringen wollen, um vierzehn Männer mit eitlgem Erfolg zu überfallen?

So schließen wir denn ohne Sorge und wundervoll, wie ich seit meinem lieben Schlaftübbchen bei Herrn Aubé in Joinville noch nicht geschlafen hatte, bis in den anbrechenden Morgen.

Und welch ein Morgen war es am 1. Sept.! Klar, kalt und still war es. Bald sandte die aufgehende Sonne wärmeende Strahlen über die Gefilde; die Papageien lärmten entseßlich in den nahen Waldungen. zerstreut über den Campo sahen wir Kinder weiden und — am erfreulichsten von allem — in unbedeutenden Fernen sahen wir nach verschiedenen Richtungen hin drei Häuser, zum Theil recht nette Häuser, im Felde liegen; um jedes blühte der Pfirsichbäume üppigste Pracht; ernst und andächtig sahen die düstern Araucarien hinein in den Campo! Man sah es, man fühlte es, bis zur tiefsten Andacht und Begeisterung fühlte und sah man es, daß auch hier ein Frühlingshauch, und noch schöner, ein Hauch beginnender Cultur, beginnender Gesittung, beginnender Menschwerbung hinwehte über die so fernab liegenden Triisten des mächtigen Südstroms von Südamerika. Mag es sein, daß ein Europäer, der im weichlichen Hochgenusse der ihn umgebenden Cultur und inmitten eines europäischen Blütenparks mitleidig über mich lächelt, falls er diese Zeilen liest, und nicht begreift, wie ich im öden Araucarienbilde, auf dessen Vordergrunde welches Gras steht und im tiefsten Hintergrunde kaum einige Häuschen, kaum einige Blütenbäume bemerkt werden, begeistert werden konnte! Mag er nicht begreifen, mag er lächeln: es hat doch frühlingsinnig geweht, culturstündig mich angehaucht an jenem Morgen, auf jenem Campo, „es mußte doch Frühling werden“. Und da war es mir, als ob ein lieber Jugendgefährte, ein mir gar theurer Freund aus Lübeck, eine edlere Natur als tausend andere, mir zur Seite stände und mir in jenem Augenblicke die Hand gedrückt hätte mit seinem und mit meinem Ausruf: „Es muß doch Frühling werden!“

Da sah ich, etwa eine Viertelstunde von uns, ein\* seltsames Beginnen. Ich traute meinen Augen nicht und nahm ein kleines Fernglas zur Hand, und wahrhaftig: ruhigen und sinnigen Schrittes stiegen zwei zusammengejochte Rinder da-

her, vorgespannt vor einem Pfluge, den ein Mann kunstgerecht führte, — das erste mal in meinem amerikanischen so vieljährigen Leben, daß ich einen Pflug arbeiten sah, wenn ich auch schon manche Spuren seiner Arbeit in deutschen Colonien erlebt hatte. Ein Pflug an den Grenzen der Botokuden und Bugres!

Ich ging zu dem Mann hinab. Bei meinem Gruße erst schien er mich zu bemerken; er übergab seinen Pflug einem Reger, ging auf mich zu und bot mir die Hand. Der Mann war Chico de Oliveira.

Gar bald waren wir so bekannt geworden, daß er mir seinen Beistand versprach. Doch konnte er mir nur einen Packesel zu meinem Weiterkommen zusagen, denn seine Thiere steckten noch alle im Walde und fernern Niederungen. Nun, ich war es schon zufrieden, wenn ich auch selbst um des einzigen Packels willen den ganzen Tag zu warten hatte. Auch die für die Rückkehr meiner Waldgenossen nöthige Ration Garne secca konnte er mir verkaufen. Und damit kehrte ich zu unserm Lagerplatz zurück.

Dort hatte sich bereits ein Gast eingefunden, ein in der Nähe wohnender Mann, der beim Bau jenes Hauses interessirt war. Ich entschuldigte uns vor ihm; er aber meinte mit der größten Freundlichkeit, es wäre von Entschuldigen nicht die Rede, vielmehr freute er sich des glücklichen Zusfalls, der uns aus unserer abendlichen Bedrängniß gerettet hätte. Diese Zuversommenheit machte mich unverschämt. Sieben Mann von unsren Waldläufern bedurften eines Raftags; sie konnten keinen trefflicheren Ruheplatz finden als den, den wir inne hatten. Ich bat den Mann also um noch fernere vierundzwanzig Stunden Quartier im Standlager, und mit der größten Freude gab er seine Zustimmung. Die Leute hielten einen homierischen Raftag.

Bald kam noch ein zweiter Brasilianer angegangen. Was

sollte er nicht, denn unser Erscheinen war zu seltsam. Das war der Escrivão Francisco Alvez Ferreira, der ebenfalls an dem Verkehrsweg von Paranaá nach Sta.-Catharina angestellt war, ein wackerer, bescheidener Mann, den ich nur deswegen bedauere, daß er bei seiner anständigen Erziehung in jener einsamen Gegend wohnen muß. Er bat mich, ihn in seinem nahen Häuschen zu besuchen, was ich sehr gern thaf. Es war eine unverkennbare Cultur im Hause: ich fand eine kleine Büchersammlung, Schreibzeug und Papier und einen kleinen wirklichen Haussstand. Wer mir nicht ungern gefolgt ist durch den einsamen Wald der Serra-Geral, wird die Erwähnung dieser unbedeutend scheinenden Umstände nicht kleinlich finden.

Auch die bewaffnete Macht des Campo do Ambrofio liegt beim Escrivão im Hause. Sie besteht aus einem Soldaten, einem gutmütigen Negerburschen, dessen Militärabzeichen in einer blauen Müze mit rothem Randstreif besteht. Der zweite, der die Grenzmacht bildet, war kurz vorher desertirt; ihn langweilte die Einsamkeit des Orts und der Mangel an aller Beschäftigung.

Mit großer Güte verkaufte mir der Escrivão einen Theil seines kleinen Vorraths an Bohnen und Maismehl für meine Leute, die bei ihrer vier Tage dauernden Rückwanderung nach Joinville auf der Straße vom Tres-Barras Gefahr ließen kein Essen zu bekommen. Aber bei der Gelegenheit geriethen wir in eine sehr originelle Verlegenheit. Ich hatte nur Billete von 20 Mrs. bei mir. Alles kleinere Geld hatten wir zusammengethan, damit die Leute auf ihrem Rückwege, wo sie immer einige Häuschen treffen würden, sich aus etwaigen Verlegenheiten retten könnten. Der gute Escrivão konnte mir nichts auswechseln, und selbst Chico de Oliveira konnte es nicht; von letzterm hatte ich bereits alles kleine Geld bekommen, was ich im Hause fand.

Aber das hatte nicht die geringste Schwierigkeit. Der Escrivão gab mir den Namen einer sechs Leguas von ihm fern und an meinem weitern Wege wohnenden alten Frau auf, wo ich das Geld für ihn lassen sollte. Und falls auch dort auf der Besitzung von Donna Anna Tereira kein Troco, kein Auswechsel wäre, möchte ich mir von der genannten Donna in dem neun Leguas fern liegenden Kirhdorf, der Freguesie von S.-Jozé, einen Namen aufgeben lassen, wo ich das Geld bezahlen könnte.

Am fernen Uruguay, in den Missionen am Piratinim, fand ich ein originelles Verfahren, um Geld auszuwechseln. Man nimmt den Patacão, das Silberstück, und haut es mit dem Schlachtmesser, mit dem Beil in vier gleiche Stücke, wie ich denn selbst solch ein gewirtheiltes Stück Silbergeld von dort her mir als ein Curiosum aufgehoben habe. Mit dem Papiergeleb geht das nicht so. Da hilft denn die bona fides, die der wohlerzogene europäische Reisende bei den Leuten hat, ohne Mühe aus; man reist mit seiner Schuld ein bis zwei Tage und deponirt sie, wo sich Gelegenheit dazu findet.

Um 11 Uhr konnte Wunderwald mit seinem frästigern Vortrab zur Rückreise über Tres-Barras ausrücken. Wir schieden als Freunde. Ein Stück gemeinschaftlichen Lebens, gemeinschaftlicher Entbehrungen und Gefahren lag hinter uns. Nach einer Picadentour von so vielen Tagen vergibt man sich wol nie wieder. Mit herzlicher Freude und der lebhaftesten Theilnahme an seinem fernen Schicksal werde ich mich immer des unermüdlichen Ingenieurs von Joinville erinnern, der mich mit seiner Bouffole und seinem Waldmesser als treuer Führer mitten durch die Urwälder der Serra-Geral, die im Norden der Provinz von Sta.-Catharina das Stromgebiet des Parana als dessen östliche Wormauer eindämmt, vom 16. August bis zum September hindurchgeschlagen hat.

Die rüstigen Wanderer waren hinter den ersten Arauca-

rienhügeln verschwunden. Da tönte noch einmal Wunderwald's Signalhorn zwischen den dunklen Fichten hindurch; der Jägersmann aus dem Norden sagte mir sein letztes Lebewohl im fernen Süden.

Unterdess war beim Chico de Oliveira ein vagirendes Original eingetroffen, ein gebräunter untersechter Franzose mit dictem Bart und sonderbarem Ansehen. Er brachte dem Chico einen Brief eines Gevattersmanns, und solche Briefe haben in Brasilien ein enormes Gewicht. Will man etwas von einem Menschen, so braucht man sich nur hinter dessen Compadre zu stecken und man kommt ganz gewiß zum Zweck. Der Compadre ist unter den Menschen dasselbe, was die Mate unter den Pflanzen ist — alles.

Der Franzose kam mir seltsam bekannt vor, ich ihm offenbar auch. Er war in Rio offenbar sehr bekannt, aber ich konnte aus dem Individuum nicht klug werden. Aus einigen Gesprächswendungen mußte ich ihn für einen umherstreifenden medicinischen Flibustier halten, die in den von einer polizeilichen Medicinalaufsicht fern abliegenden Gegenden die Leute betrügen. Doch behauptete er gegen mich, in Petropolis Lehrer an der Schule des Herrn Kopke gewesen zu sein. Seine genaue Kenntniß von Schweinen und allem möglichen Gethier, und die Umsicht, womit er einige Handelsversuche auf Kindvieh mit unserm Wirth machte, brachten mich zu der Ansicht, er könnte wol ein Viehhändler und respective Ochsentreiber sein. Da sagte mir mein Diener, der Franzose wäre ein Tischler, als solcher hätte er wochenlang in der Colonie, im Hause des Herrn Aubé selbst, gearbeitet.

Göttliche Leute diese polymorphen Franzosen, die man so umherstreifen findet in den Provinzen von Brasilien und gewiß der ganzen Welt! In welche Klasse soll man sie bringen? Welche ist ihre zoologische Urform? Sie sind Säugethiere, denn sie saugen den einfachen Landleuten das Geld

aus der Tasche. Vögel sind sie, aber immer lockere, immer Zugvögel. Amphibienartig winden sie sich durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurch. Und so haben sie wirklich von allen Cuvier'schen Klassen etwas; sogar Radiaten sind sie oft, ich habe manchen Ritter der Ehrenlegion unter ihnen gefunden, wie mein Spahi ja auch solche Radiate war.

Mein Mann verdarb mir wirklich den Tag etwas, und ich freute mich wesentlich, als er am nächsten Morgen auf seinem vom Chico erlangten Gaul davonjagte.

Viel friedlicher war mein Aufbruch. Mein alter Packesel kam; mein Diener sattelte meine Sachen auf, und im beschiedensten Aufzuge gingen wir, wie Caleb und Josuah ins fremde Land hinein. Reithiere hatte ich nun einmal vom Chico de Oliveira für keinen Preis bekommen können. Ich hatte ihm auch nur einen offenen Brief vom Präsidenten von Sta.-Catharina zeigen können, keine Empfehlung irgendeines Compadre; somit musste ich mich noch glücklich schäzen, meine Sachen nicht selbst tragen zu müssen.

Wir zogen nördlich unsere Straße und hatten bald das Haus des Chico de Oliveira und den Campo do Ambrosio hinter uns liegen.

Und dennoch behält die Gegend immer dieselbe Physiognomie. So weit das Auge blickt, übersieht man, ganz wie im Hochland von Sta.-Catharina, eine unordentliche Grasflur, mit vielen Syngenesisten untermischt, eine öde, ziemlich freudelose Landschaft, in welcher sich ununterbrochen, bald da, bald dort mehr, Araucarien als Hauptrepräsentanten der Vegetation zeigen, wie häufig auch einiger Laubwald sie zu verdrängen suchen mag. An einzelnen Punkten des Horizonts zeigt sich eine blaue Serra; das Auge weilt gern an den in scharfen Umrissen dastehenden fernen Höhenzügen, denn in der That bietet der eben vom Schlaf erwachende Campo, der monotone Wald und die tiefen Niederungen gar wenige Er-

scheinungen. In letztern Niederungen stagnirt meistens einiges Wasser. Unter dem Grase ist der Boden schwarz und erzittert bei festem Auftreten. Einen Tremendal, einen Zitterboden nennt man solche Stelle. Seine ganze Bildung und besonders das reichliche Vorkommen von Torfmoos, welches ganz dem nordischen ähnlich ist, lässt mich vermuthen, daß hier wol Torflager verborgen liegen, und daß, wenn auch aus keinen festen Schichten — Torf gestochen werden kann, ein solcher sich vielleicht aus flüssigern Massen backen ließe. Doch fehlen allerdings in jenen Niederungen Erica, Empetrum, Ledum und andere torfbildende Pflanzen. Auch bietet die nahe Araucarienwaldung so unermesslichen Brennvorrath für die nächsten Jahrhunderte, daß eine Torfaufsuchung mehr interessant als irgendwie lucrativ sein möchte.

Einen erquickenden Gegensatz zu diesen öden Fluren, in denen nur wenig und meistens sehr mageres Vieh in einzelnen kleinen Gruppen umherirrt, bilden ziemlich häufige, ganz kleine Niederlassungen, immer einige Schritte von der Straße entfernt. Kaum mehr als ein dürftiges Häuschen ist solche Niederlassung, kaum einige Hühner und Schweine bewegen sich um dasselbe. Immer aber blüht die üppigste Pfirsichpracht um die armselige Wohnung.

Menschen sind um diese erste Frühlingszeit fast nie daselbst zu Hause. Sie sind ihrem noch in den nahen Waldungen steckenden Vieh nachgegangen, oder bauen eine fern ab im Gebüsch vor Witterungsunbillen geschützte Roça an, oder sind noch weiter fortgegangen, ja meilenweit, um das göttliche „Kraut“, die Mate, zu holen und mit reichem Gewinn zu verkaufen: sie machen Mate, — das ist der Kunstausdruck.

So durchzogen wir verschiedene Districte, die unter dem Namen Campo comprido, Campo do Taboado und Campino zusammengefaßt werden. Wenigen Menschen, ja fast niemand begegnet man. Um so widerlicher war es mir, daß sich

einmal in einem Araucarienwalde ein Reiter, ein roher, ungeschlachter Kerl, an mich drängte und, neben mir reitend, mich in insolenter Weise ausforschte. Er wollte durchaus wissen, was für Waaren ich zu verkaufen hätte. Diese Leute oder Halbleute können sich nicht denken, daß man um anderer als um mercantilischer Zwecke willen so einherzieht und kein Hausrat sein will. Mit aller Gewalt wollte er mir meinen rio-grandenser Sattel abkaufen; und zuletzt mir seinen Gaul, eine rechte Schindmähre, verkaufen. Ich schlug beides etwas trocken ab und bewegte dabei, wie spielend, meinen Araçastock, der ein recht anständiges Kaliber hatte, durch die Luft. Da wünschte mir der widerliche Centaur glückliche Reise und trabte quer in das Araucariantännicht hinein. Ich befand mich augenblicklich in einer Verstimmung. Der Kerl sah aus wie ein Bandit; vor mir lag der Matto do Campo-Largo, ein Wald von  $1\frac{1}{2}$  Leguas Durchmesser, und nun entstand mir der Gedanke, der Glibustier könnte auf einem Umwege mich umreiten und mir auflauern. Meine Pistolen, die der Diener trug, waren nicht geladen: ich wollte keine Beßorgniß verrathen und zog ruhig weiter, und wirklich traf ich den Wilden nicht wieder.

Dagegen traf ich etwas viel hübscheres. Der Matto do Campo-Largo ging ziemlich zu Ende; der Weg war gräulich schlecht. Da kamen mehrere Leute geritten, eigenthümlich bunt angekleidet in festlichem Zuge; die gestreiften Ponchos machten sich gar hübsch, nicht minder hübsch sah der Silberschmuck am Reitzeug aus. Bald darauf kam ein junger Mann mit zwei jungen Mädchen geritten. Ungemein gut sahen die beiden Moreninas aus, ebenfalls in auffallend bunter Kleidung, die beim knappen Anliegen um Busen und Hüften zierliche Formen verrieth. Kein hektisch langer Reitrock verbarg die kleinen Füße, über denen noch eben der Rand eines mit Spangen versehenen Beinkleides zu sehen war. Die eine von beiden

war eine wirklich hübsche Erscheinung. Mit Sicherheit führte der bloße runde Arm das Reithier durch den Wald. Es lag etwas Aufgeregtes, Glühendes in den beiden südlichen Erscheinungen. Bald darauf traf ich eine den vorigen ähnliche Gruppe auf einem grünen Platz am Walde gelagert. Die Thiere waren abgepackt und weideten ruhig in der Nähe: offenbar traf man Anstalten zu einem Bivouak im Walde.

Gleich hernach erfuhr ich die Bedeutung dieses wunderlichen Aufzugs, der mir, da ich seine Bedeutung wußte, nun lieblich und tief poetisch vorkam. Die jugendlichen Reitergestalten waren Brautpaare, die den Tag in S.-José vom Priester zum Ehebunde eingesegnet waren; sie befanden sich auf dem neun Leguas langen Heimwege. Neun Leguas, sieben deutsche Meilen, zwischen Kirche und Brautbett! Und kein Wagen zur Heimsfahrt, nicht einmal ein reitbarer Weg, immer Wald, immer Campo, immer Moorböden! Aber der junge Coritibamer und sein Gaul sind innig befreundet und vertraut, und die junge Coritibamerin sitzt fest und doch so lose und leicht auf dem Renner, wie die Amazone von Riß vor dem berliner Museum. Da kann man sie schon ohne Sorge in den Frühlingsabend, in die Frühlingsnacht hineitreten lassen; sie werden ihren Weg schon finden, und das heiße Jugendblut erkältet sich gewiß nicht auf dem Wege, der die Jungfrau zur jungen Frau und neuen Hausgebieterin, wenn auch unter vielem Herzklöpfen, hingeleitet, Herzklöpfen aus Angst oder Ungeduld? Ich weiß es nicht!

Brautpaare im Walde, Pfirsichblüten auf dem Felde und ein glühender blauer Abendhimmel über mir! Damit beschloß ich meine Fußtour durch die Campos und Waldungen bis zur Estancia der Donna Anna Tereira, wo ich von deren erwachsenen Söhnen gastlich aufgenommen wurde. Der älteste machte mir ziemlich sichere Aussicht, mir am folgenden Morgen drei Thiere vermieten zu können.

Wirklich wäre mir das Weiterwandern zu Fuße doch etwas beschwerlich geworden. Seit dem 16. August war ich ununterbrochen auf den Füßen, immer auf ungebahnten oder doch herzlich schlechten Pfaden mich bewegend. Ich war barfuß durch Flüsse und Moräste gewatet, hatte in den Wäldern und im Freien, im Regen und auf nassen Boden geschlafen und die Gewohnheit eines Bettes ganz verlernt, dazu war meine Nahrung theils sehr sparsam, theils sehr unregelmäßig gewesen. Gewiß, ich durfte mich schon freuen, einmal wieder zu Gaul meine Reise fortsetzen zu können. Mit Recht hatte sich der Antenjäger am Tejucumas über uns gewundert, daß keiner von uns frank geworden wäre. Hart wie Eisen bin ich gewiß, aber man freut sich doch auf den Moment, wo man wieder ein Essen, wieder ein trockenes Dach, wieder ein leidliches Bett, wieder einen reitbaren Gaul bekommt.

Und das alles sollte mir auf der Estancia der Donna Anna Tereira zu Theil werden. Aber auch das nicht ohne einen stillen Ärger meinerseits.

Donna Anna war nicht zu Hause: sie war bei einem Nachbar, von dessen Haus der eine der Hochzeitszüge ausgegangen war, und kam den Abend nicht zurück. Der älteste Sohn von fünfundzwanzig Jahren, ein langer, magerer Mensch, führte das Wort.

Am nächsten Morgen ließ er drei Gäule kommen, die wirklich unter aller Beschreibung waren. Für die Benutzung derselben bis Coritiba, sechs Leguas ( $4\frac{1}{2}$  geogr. Meilen) forderte er und erhielt von mir 30 Mls. = 24 Thlr. preuß., mit der Entschuldigung, er müßte einen Neger mitschicken, um die Thiere wieder zurückzuführen. Mich ärgerte das Gebahren des jungen Mannes in hohem Grade. Aus meinem Geleitsbriefe sah er, daß ich mit Wissen und Auftrag seiner Landesregierung reiste; aus meinen Erzählungen wußte er, was ich in den letzten Wochen an aufreibenden Strapazen ausgestanden

hatte: er wollte meinen bedrängten Zustand benutzen, um sich Geld zu machen.

Ich sagte keinen Laut. Als aber der eine Gaul beim Satteln zusammenknickte, riß doch meine Geduld etwas, indem verbiß ich meinen Unmuth. Mit der heitersten Miene von der Welt trat ich auf den Menschen los:

„Senhor Tereira, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten. Behalten Sie die Unze, die ich Ihnen bezahlt habe, aber auch die Pferde und meine Sachen. Es ist ein herrlicher Tag und ich gehe mit meinem Diener noch recht gut zu Fuß bis Coritiba, von wo ich dann meine Sachen bei Ihnen abholen lassen werde.“

Der Mann biß sich auf die Lippen und machte Entschuldigungen. Zuletzt sattelte er sein eigenes Pferd, um mich selbst sicher nach Coritiba zu bringen. Und so brachen wir denn wirklich auf.

Mein langer Begleiter sah originell aus. Ein hellgrüner Poncho flog um seine Schultern, einen rothen Poncho hatte er vor sich als Reserve auf dem Sattel. Ein kleiner Strohhut saß schräg auf dem Kopfe. Sattel, Steigbügel, Zaum, alles starrte von Silber, eine kostbar gestickte Pferdedecke bedeckte den Gaul und gab dem Reiter ein gewisses militärisches Ansehen in Friedenszeiten. Er sah aus wie eine Ehrengarde, nicht wie ein Mann, der mich übervorteilte.

Nach einem Ritte von zwei Leguas fiel der Packgaul zu Boden. Mein bischen Gepäck wog kaum 30 Pfund. Ich mußte lant auflachen und machte die Bemerkung, ich könnte jetzt dem Präsidenten von Coritiba eine hübsche Anekdote erzählen. Da der Mensch aus meinen Reden schließen konnte, ich würde seine Pferdevermietherei erzählen, ward er wüthend, desto wüthender, je mehr ich lachend sagte, daß ich die Sache ganz bestimmt in Coritiba erzählen würde.

Gerade kam eine Truppe Maulesel daher. Tereira kannte

den Tropeiro und nahm statt seiner Mähren zwei starke Maul-  
esel zu meinem Gebrauch. Nun kamen wir schneller vorwärts.

Schon vor dem Kirchspielsort S.-Joze ward die Gegend viel lebhafter. Zahlreicher zogen die mit Mate und andern Sachen beladenen Maulthiere über Feld und häufiger kreuzten sich die Wege.

Solche Wege, obwol sie Hauptlandstrassen sind, stellen keineswegs feste, zusammenhängende Flächen vor. Vielmehr sind es, da man keinen Wagentransport hat, acht bis sechzehn neben- und durcheinander verlaufende Fußsteige, deren Parallelismus und schiefes Sichdurchschneiden mich immer an das Netz von Eisenbahnschienen in einem Hauptbahnhofe erinnert. Gerade wie die einzelnen Schienenwege sich trennen, gehen auch von diesen zahlreich zusammenverlaufenden Fußsteigen einige nach Osten, andere nach Westen. Nach Osten geht der wichtige Weg nach Morretes und von dort zum Seehafen von Paranagua mit Umgehung des nördlicher gelegenen Coritiba; nach Westen geht ein Weg zu der Gegend von Principe, Lapa und Rio-Negro, den südlicheren Theilen der Provinz Parana.

S.-Joze ist eine hübsche Freguesia, ein Dorf mit einigen sehr ordentlichen Häusern und einer ziemlich ansehnlichen Kirche, welche den südöstlichen Theil der Provinz mit ihren Segnungen zu versehen hat, bis zu einer Distanz von funfzehn bis zwanzig Leguas. Das ist allerdings eine ungeheuere Pfarre, doch ist die Volkszahl in ihr nur sehr gering, und von einem Kirchensegen, einem Besserwerden durch die Kirche mag auch nur wenig die Rede sein. Wie oft mögen die jungen Ehepaare vom vorhergehenden Tage, die neun Leguas von S.-Joze wohnen, in ihrem ehelichen Leben zur Kirche kommen? Nicht einmal um jedes einzelnen Kindes willen, was ihnen geboren wird. Mit drei, vier Kindern auf einmal kommen sie vielleicht nach Jahren wieder, um sie im Bausch und Bogen taufen zu lassen, und dann vielleicht auch nur, weil ge-

rade der Mann eine Menge Ochsen nach Coritiba zu treiben, oder eine grössere Anzahl Matekörbe nach Morretes oder Paranaqua zu bringen hatte. Auf dem Campo do Ambrofio ist es da wol weniger besser als im Südosten von Lages, auf dem Oberland von Sta.-Catharina.

Ebenso fern wie die Kirche ist nun auch die Schule. Da ist es denn kein Wunder, wenn man auf eigenhümliche Unwissenheit trifft. Dem Europäer kommt da manches erstaunlich vor. Vom Fernliegen der Kirche und der Schule lieferte gerade mein Begleiter Texeira mir schlagende Beweise. Wie manchmal zeigte er mir einen Ort, ein Haus, ein Gebüsch, wo Jemand übersfallen und ermordet worden war! Manchmal war der Ermordete ein Bello moço, oft war es aber auch der Mörder, und die Mordthat schien dem Bello moço in den Augen meines Begleiters eben keinen lebhaften Abbruch zu thun.

Im Gespräch mit ihm nannte ich einmal Europa. „Wo liegt Europa?“ fragte er. Seine Frage setzte mich in Verlegenheit. Ich wies mit der Hand nach Nordost. „Da hinwärts“, sagte ich, „etwa 2—3000 Leguas weit.“

„Kann man dort hincrreten?“

„Nein! Man reitet am besten von hier nach Antonina und Paranaqua und geht von dort mit dem Dampfboot nach Rio-de-Janeiro, von wo man dann weiter mit einem großen Dampfboot nach Europa fahren kann.“

Der stattliche Cavalier schwieg lange, gerade als ob er sich besinnen wollte, daß er schon einmal was von Europa gehört hätte. Wir ritten schweigend nebeneinander. Mir war seltsam zu Muthe. Also eben nur bis S.-Jozé war die Kunde von Europa gedrungen! Noch nie hatte mich jemand gefragt: wo liegt Europa?

Hinter S.-Jozé geht es bergab und man kommt über zwei lange Holzbrücken, über eine sumpfige Niederung und einen

ziemlich tiefen Fluß, den man den Rio-Grande nennt, weil er der größte Fluß der nächsten Umgegend ist.

Noch einige Leguas von dort und die Zahl der einzelnen kleineren Estancias nahm zu, die Gegend bot einen cultivirtern Charakter dar, und bald sahen wir von einer Höhe herab die Provinzialhauptstadt Coritiba in einer dichten Guirlande von Pfirsichblüten vor uns liegen.

Wir ritten hinab in den freundlichen Ort, in dem ich bei einem Deutschen Theodoro Gaspar ein freundliches Quartier fand und gemächlich ausruhen konnte von meiner angreifenden Waldstreiferei.

---

## Viertes Kapitel.

Aufenthalt und Erlebnisse in der Stadt Curityba oder Coritiba. — Abreise nach Antonina und Paranagua. — Aufenthalt in Antonina. — Ein Denkstein für zwei edle Töchte.

---

Der schöne Ländercomplex auf dem linken Ufer des Paranaästroms, welcher fast unter  $20^{\circ}$  südl. Br. beginnt, um mit noch nicht ganz genau festgesetzten Grenzen über den  $26^{\circ}$  und selbst  $27^{\circ}$  südl. Br. hinaus sich an den Uruguay und das Hochland von Sta.-Catharina anzulehnen, und östlicherseits sich in einer herrlichen Küstenausdehnung längs des Atlantischen Oceans auszudehnen, etwa vom südlichen Wendekreise an bis zum  $26^{\circ}$ . südl. Br., ist lange unter dem Namen der Provinz von S.-Paulo zusammengefaßt worden.

Diese einzige Provinz umfaßte 15—16000 geographische Quadratmeilen und nahe an 600000 Einwohner. Bedeutende europäische Königreiche hatten kein so ausgedehntes Areal, aber kleinere Staaten der Alten Welt hatten mehr Einwohner.

Lange lag dieser Provinzenkolos ungeteilt da. In frischer Entwicklung ging der nördliche und besonders der nordöstliche Theil einer bessern Gesittung entgegen, während der Süden des Landes, fernab liegend von dem wohlthätigen Einflußse

der Provinzialhauptstadt, in einer stumpfen Lethargie liegen blieb, wie mancher materielle Fortschritt auch gemacht wurde.

Die ungeheuere Entfernung von der Hauptstadt, die Schwierigkeit der Administration und des Gerichtsverfahrens und wahrscheinlich auch die Notwendigkeit, gewissen politischen übermäßig aufwuchernden Parteien etwas die Macht zu zer-splittern und zu brechen, brachten es zuwege, daß vor einigen Jahren eine Trennung der nordöstlichen Hälften von der südwestlichen der Provinz beantragt und von den gesetzgebenden Kammern beliebt wurde. Die ehemalige fünfte Comarca von S.-Paulo, als deren Centralpunkt und Hauptort Coritiba oder Gurityba hervorzuheben ist, ward zur Kategorie einer den übrigen Landesstücken ebenbürtigen Provinz erhoben und erhielt als solche ihren besondern Präsidenten mit dem nöthigen Administrationsetat, und das Recht, für den Senat und die allgemeine Deputirtenkammer künftighin die ihr zukommenden Vertreter selbst zu wählen.

Die neuentstandene Provinz ward die Provinz Paraná genannt. Denn in der That ist der gewaltige Paranástrom ein Hauptcharakter des Landes. Der größte Theil des Flußlaufs gehört mit seinem linken Ufer der Provinz an. Dem Uruguay nicht unähnlich entspringt der Rio-Grande, als nord-östlicher Hauptstrom des Paraná, nicht eben sehr weit vom Meere, nördlich vom Paraibatal. In anfangs westlichem Laufe zwischen  $20^{\circ}$  und  $21^{\circ}$  südl. Br. tritt dieser Rio-Grande aus seiner Wiege, der Provinz Minas-Geraes, heraus und bildet im fernern westlichen, südwestlichen und südlichen Laufe die Einfassung von S.-Paulo und dann von der Provinz Paraná. Gerade aus letzterer Provinz zieht der Paraná gewaltige Zuflüsse: den Paraná-Panema, den Tibagi, den Ivahy, den Iguassu, Flüsse, deren letzte Radialverbreitungen die ehemalige Comarca von S.-Paulo reichlich durchfurchen.

Campos und Waldungen sind die zwei Hauptprofile des

Bodens, Vieh und Mate die Hauptproduction. Aber die Provinz versagt kaum irgendwelche Production, welche durch einen geregelten Ackerbau erstrebt wird und später bei zunehmender Bevölkerung versucht werden möchte.

Einige Hafenplätze verbinden die Provinz mit dem See-verkehr. Parangua ist der bedeutendste von ihnen, über welchen ich meine Reise nach S.-Paulo zu machen beschloß.

So hat denn die Provinz ein herrliches, mächtiges Terrain und dennoch kaum zwei Städte, fünf Flecken und neunzehn Kirchdörfer. Eben auf 80000 Einwohner kann die Zahl der Bevölkerung angeschlagen werden.

Sie hat einen mächtigen Grenzfluß, diese Provinz, aber seine Benutzung liegt noch in der Kindheit, und auf seinen Zuströmungen mag noch gar manches wegen vieler Stromschnellen und Wasserfälle zu thun übrig sein, um sie als fahrbare Wasserstraßen zu benutzen.

Auch einen schönen Meeresdistrict besitzt sie, aber nicht eine einzige gute Straße führt vom Unterland über die Serra der Küste nach Curityba hinauf; vorläufig klettern nur noch Maulthiere mit der zu befördernden Fracht mühsam auf der schlechten Straße über Morretes oder Antonina nach Parangua und zurück.

Wirklich, ich wußte kaum einen District in Südbrasilien, der mit Recht so viel Nachsicht erfordert und eine so glänzende Zukunft verspricht bei rasch zunehmender Bevölkerung, wie die kaum ins Leben gerufene Provinz Paraná.

Mit der vollsten Absicht, eine solche Indulgenz überall als Maßstab anzulegen, war ich in der Provinzialhauptstadt Curityba angekommen. Daher mag es kommen, daß mich die etwa 5000 Einwohner enthaltende Stadt recht angenehm überraschte. Freilich ist nirgends etwas Großes oder gar Großartiges in ihr zu finden. Man erkennt in allem, in Straßen und Häusern und selbst den Menschen eine Doppelnatur.

Die eine ist die des alten Curityba, als es noch nicht die Hauptstadt einer Provinz, sondern der bescheidene Centralort der fünften Comarca von S.-Paulo war. Da sieht man un gepflasterte Straßen, schlechte Barackenhäuser und allerlei Wü steneien, Ecken, Winkel und unordentliche Plätze, neben wel chen gar viel Altes in Ruinen liegt, und eine entschiedene Decadenz, ein Rückschritt nicht zu verkennen ist. In der zweiten Natur dagegen drückt sich eine ganz entschiedene Regeneration aus, wenn auch gerade kein großartiger Renaissancestil hervortritt.

Seit der Ankunft des Präsidenten und des Administrations trains hat Curityba seinen Palast. Freilich besteht er nur in einem Erdgeschöß und sieht recht anspruchslos und bescheiden, aber dennoch ganz hübsch und reinlich aus.

Für die Kriegsmacht ist ein Generalquartier gebaut worden, welches schon von fern gesehen wird und einen ganz artigen Effect macht. Als Beweis, daß diese Macht in Friedens zeiten des Mars Geschäft nicht liegen läßt, ist auch ein Gefängnis, eine Cadéa gebaut worden, aus welchem das Generalquartier ein Quartel-Geral für die Halunken gemacht hat. Die Einwohnerschaft der Cadéa soll recht zahlreich sein und eine Menge schlechten Gesindels zur Untersuchung und Strafe für Verbrechen, die zum Theil noch vor Bildung der neuen Provinz begangen waren und beim früheren Régime ungestrafft begangen sein würden, als geschlossene Gesellschaft enthalten.

Dazu ist noch ein Provinzialständehaus, eine Schatzkammer, ein Lyceum und manche andere Häuser erbaut worden, kurz Curityba, das alte, ehemals ganz verkommenen Nest, geht mit Macht einer neuen Entwicklung entgegen.

Und was soll ich da von den Einwohnern sagen? In einem Reisebesuche kann man sie nicht genau kennen lernen. Was man so an Population erlebt, sieht ziemlich gemischt aus, und scharfe Linien einer indianischen und afrikanischen

Genealogie treten überall hervor aus der Menge des Volks, wenn man die wenigen Tausende von Einwohnern von Curityba eine Volksmenge nennen will.

Die Crème der Gesellschaft, die Haute-Volée der Provinzialresidenz lernte ich durch eine glückliche Constellation kennen.

Der 7. Sept. ist in ganz Brasilien der Tag seiner Unabhängigkeit und wird als ein Hauptnationalfest überall gefeiert. In Curityba war ein Riesenball auf den Abend des 7. Sept. vorbereitet, und die Direction hatte die freundliche Aufmerksamkeit, mich dazu einzuladen.

Wie schwer es nun auch mir, dem eben aus einer Waldpicade glücklich angekommenen Reisenden, ward, mir den zu so feierlicher Gelegenheit nothwendigen Ballapparat zusammenzustoppeln, so ging ich dennoch und zwar mit der allergrößten Bereitwilligkeit und Freude auf das Fest. Es ward im neuen Lyceum gehalten.

Guirlanden, Schildwachen, Illumination vor dem Hause! Seidene Kleider, Diamanten, Musik, helle oder doch ziemlich helle Erleuchtung in den hübschen Sälen des Lyceums! Uniformen der Nationalgarde und der regulären Heeresmacht, Degen, Decorationen in Zimmern und Corridoren — wahrhaftig, wer von der Wildniß der Serra-Geral kommt und erst in Curityba ein ordentliches Bett wiederfindet, der kann sich doch eines freudigen Staunens nicht erwehren, wenn so diese Machonim irdischer Größe und Eleganz vor seinen Augen zusammenströmen.

Um 8 Uhr waren die Lapithen der Stadt und die hämonischen Proceres aus den Campos vollständig beisammen in der besten Eintracht, obgleich man mir behauptet hatte, daß der alte Haß von Sta.-Luzia und Saquarema unter den Westen der Curitybaner noch immer fortglimmte und vielleicht mehr als einen „Ballon“ der anwesenden Damen bewegen möchte.

Der Präsident mit Familie kam und ward pflichtschuldigst begrüßt und dann die zur Feier des Tages üblichen Bivas ausgerufen. Dann las ein alter Geistlicher den jungen Leuten, die auf den Beginn des Balls ungeduldig brannten, eine lange Rede über den Werth und die hohe Bedeutung der Unabhängigkeit vor, welcher Rede einige Sonette von zwei feurigen Dichtern hintenan geschickt wurden. Ich konnte den Werth letzterer nicht schätzen, doch ist es bei tausend Vorkommnissen ein ganz besonderer Werth des Sonetts, daß es nur vierzehn Reihen enthält. Selbst bei manchen Petrarcha'schen Sonetten ist mir diese gute Eigenschaft besonders wohlthuend gewesen.

Dann kam das lebensfrohe Rauschen, Flüstern, Lachen und Kosen des Balles! Iris streute ihre schönsten Farben durch die Säle; nach dem Takte der Musik, die nun allerdings ein klein wenig besser sein können, flogen sie, wie in einem Kaleidoskop zierlich durcheinander.

Wol an hundert Damen in den elegantesten Toiletten waren in den Ballräumen. Eine eigentliche Schönheit war nicht dort; hübsch waren viele; liebenswürdig natürlich alle!

Die liebenswürdigen Curitybanerinnen im Saale waren eigentlich alle verheirathete Frauen. Junge Mädchen waren nur wenige dort. Kaum sind sie für den Ehestandzurechnungsfähig geworden vor dem Verlassen der Schule, so heirathen sie und wachsen dann mit ihren Kindern völlig aus. Solche der Kindheit noch nicht völlig entwachsene junge Frauen waren in mehrern Exemplaren zugegen. Eine Frau von fünfzehn Jahren sah aus wie eine gebrochene Lilie. Mir scheint sich in dem Gebrauch dieser Kinderehen eine tiefe Demoralisation zu verrathen. Mit Freuden dachte ich an die jungen Chepaare zu Pferde im Matto do Campo-Largo: sie sahen aus, als ob sie das Heirathen gar nicht hätten lassen können, jene im Saale, als ob sie es thun müßten.

Um 2 Uhr nach Mitternacht ward ein hübsches Souper servirt. Der Ball dauerte bis gegen 4 Uhr.

Die Gegenwart des Präsidenten Liberato de Mattos und die höchst liebenswürdige Weise des gebildeten Mannes trug zur Belebung des Festes ganz besonders bei. Besonders war seine Dame eine hervorstechend elegante Erscheinung und von seltener Lebendigkeit. Beide stammen aus Bahia, wo Liberato de Mattos Polizeichef gewesen war.

Unter den anwesenden Herren waren alle, mit denen ich in irgendeine Conversation gerieth, anständige und wohlerzogene Leute; ich kann wirklich nur das Allerbeste von ihnen sagen. Und wenn es mir vorkam, als ob unter den Männern und selbst unter den Frauen manche wären, denen das Festkleid nicht recht passen wollte, und als ob sie nicht in ununterbrochenem Zusammenhange mit den bessern socialen Formen und Verhältnissen zu stehen gewohnt wären, so darf ich doch nicht verhehlen, daß das Ganze mich immer seltsam überrascht hat.

Das ist das Geständniß nicht etwa nur des freundlich zur Gesellschaft eingeladenen Gastes, sondern des ganz unbefangenen urtheilenden Reisenden.

Neben dieser hübschen Entwicklung einer socialen Gesittung unter den Landeskindern habe ich in Curityba nun auch die Freude gehabt unser gutes deutsches Element mit dem besten Erfolge vertreten zu sehen.

Auch gegen die Provinz Parana hat sich seit Jahren schon ein kleiner deutscher Menschenstrom hinbewegt und sich bis Curityba und darüber hinaus gedrängt.

Als die Colonie von S.-Leopoldo ihre ersten Ansänge nahm und sich fast gleichzeitig die Colonie von S.-Pedro de Alcantara am Maruim in Sta.-Catharina bildete, geriethen auch zahlreiche Deutsche nach Curityba und wurden südlich von dieser Stadt bis zum Rio-Negro von der Landesregie-

rung angestellt. Der Hauptpunkt dieser ganz eigenhümlichen deutschen Colonisation ist die etwa elf Leguas von Curityba südwestlich liegende Ortschaft Lapa; es mögen immer fünf- bis sechshundert Deutsche ihr Feld bauen, ihr Vieh ziehen und ihren Maultierhandel treiben, wodurch sie zu einer wohlhabenden Lebenslage gelangt sind.

Viele andere sind in Curityba selbst und auf ganz kleinen Pflanzstätten in der Umgegend, dem Lande, dem Rio, umherwohnend, von wo aus sie die nach Kräften erzielten Landesprodukte zur Stadt bringen. Ich kann ihre Zahl auf einige Hundert anschlagen; verschiedene von ihnen habe ich in der Stadt und selbst der Umgegend kennen gelernt.

Am zahlreichsten indeß sind in neuern Zeiten Deutsche von Donna-Francisca nach Curityba auf dem Wege von Tres-Baras hinaufgewandert, ja man kann vielleicht sagen, daß ein Viertheil der in Donna-Francisca eingewanderten Menschen nach Curityba gegangen ist und dort gearbeitet hat.

Man hat das ungünstigen Verhältnissen der Colonie Donna-Francisca zur Last legen wollen, aber nicht mit Recht.

Die ungeheuere Landesausdehnung, die Leichtigkeit der lucrativen Viehzucht, das freiwillige Wachsen der preiswürdigen Mate in den Wäldern, das alles sind Ursachen, daß die Arbeitslust in der Provinz Parana und zunächst in ihrem südöstlichen Theile, wo sie am meisten Gewinn bringen muß, immer nur gering gewesen ist, und daß schon mäßige Anstrengungen ein schönes Resultat liefern. Fast noch einmal so bedeutend wie in Donna-Francisca ist in Curityba der Tagelohn. Junge Leute, die in der noch unter einigen lästigen Verhältnissen liegenden deutschen Colonie sich aus Mangel an Geldmitteln bei ihrem Kommen von Europa nicht gleich ansangs Land kaufen konnten, oder erst und zwar in sehr verständiger Weise sich einige Erfahrung sammeln wollten, währenddem sie als Tagelöhner zu arbeiten sich entschlossen, haben zahlreich zum

Punkt ihrer provisorischen Thätigkeit Curityba gewählt. Sie haben dort einiges Geld verdient, haben dort, was sehr bemerkenswerth ist, einige Kenntnisse der Landessprache und der Landesverhältnisse erworben und sind dann fast regelmässig mit beiden, mit Geld und Erfahrung, nach Donna-Francisca zurückgekehrt, um sich dort anzukaufen. Trotz einiger, vielleicht und nur scheinbar existirender Geldvorteile fühlen sie sich dennoch zurückgezogen und eigenthümlich gefesselt von den Reizen der neuen deutschen Heimat im Unterlande von Sta.-Catharina Es liegt ein wunderbares Geheimniß in diesem Reize; unwillkürlich erinnert es mich an jenes: *Nescio qua natale solum dulce dñe captos ducit et immemores non sinit esse sui, — natale solum hier zu verstehen als Boden, in welchem und aus welchem unser Herz, unser Gemüth, Seele, Leib und Leben aufwächst und fröhlich Zweige und Blüten treibt, ein Leben unter Deutschen, in deutscher Sprache und deutscher Sitte.* Hat mich doch selbst das Wesen und Regen und Treiben in jener Colonie, die nach der lieblichen Schwester des aus deutschen Wurzeln in deutschliebender Gesinnung und Gesittung kraftvoll aufgewachsenen Kaisers genannt ward, mächtiger als sonst irgendwo ein deutscher Punkt angezogen und länger als ein anderer gefesselt.

Das Treiben der in Parana entweder nur als Arbeitsgäste vorsprechenden oder als Colonisten sich fester ansiedelnden Deutschen hat nun ganz bedeutende Aufmerksamkeit in den letzten Jahren erregt. Deutsche Colonisation, deutsche Arbeit, deutsche Gesittung! Das ist das Schwarz-Roth-Gold, was denen, die unter dem in Deutschland nicht mehr beliebten Banner dort kein Brot finden können, als Manipel dient im fernen Parana, — Colonisation, Arbeit, Gesittung der Deutschen! Alle wohlgesinnten Söhne der neuen Provinz wünschen sie sich sehnlich herbei! An ihrer Spitze steht als eifrigster

Parteigänger des Vernichtungswerks gegen Urwald und Barbarei der Präsident selbst, Liberato de Mattos.

Um diesen Wunsch, dieses lebhafte Streben zur lebendigsten That überzuführen, wird gerade jetzt ein rüstiges Werk gethan. Ein schöner, des besten Ackerbaues fähiger District im Nordwesten der Provinz, kaum eine Tagereise fern vom Hafen von Antonina und Paranagua entfernt, wird unter Aufsicht des deutschen Ingenieurs Hauptmann von Ochcz vermessen und zur Aufnahme deutscher Einwanderer vorbereitet. Die Gegend wird nach einem sie durchströmenden Flusse Araçungi, geradeweg die Araçungi oder noch kürzer die Açungi genannt und erregt lebhaft die Theilnahme der Provinz.

Um so lebhafter muß die zu gründende Colonie Araçungi oder Açungi auch unsere Theilnahme anregen, da sie keine Privatspeculation eines einzelnen mit Menschenkräften wuchern den Flibustiers ist, wie solche leider nur zu oft aufgetreten sind unter schönem Namen und am Ende immer doch nur den Schweiß der Deutschen zu Eigeninteressen gemeint und gewollt haben. Die Colonie in der Açungi ist vielmehr eine Anlage der Regierung, eine Colonie der Provinzialverwaltung. Gelingt es letzterer, für die neue Anlage einen tüchtigen Director zu finden, so verheiße ich der Colonie eine ausgezeichnete Zukunft. Mit der größten Leichtigkeit wird sie eine ziemlich hektische Anlage, eine Privatanlage des Schweizers Perret-Gentil, welche nicht fern von der Açungi am Meere liegt, überflügeln. Der genannte, gewiß ganz wackere Helvetier konnte im Handel treiben von Rio-de-Janeiro zu keiner glücklichen Existenz kommen. Vielleicht war die Anlage seiner Colonie nur ein kleiner coup de désespoir und bewegte sich unter sehr beschränkten Mitteln.

Eine Colonie aber muß frisch und freudig angefangen werden, an ihrer Spitze muß ein Mann stehen, der frisch und freudig den Einwanderern entgegentrete. Die da von fern kommen und den ungeheuern Risß zwischen sich und dem Ba-

terlande gemacht haben, einen Riß, eine Wunde, die kaum je verheilt, kaum je ganz vernarbt, die sollen und müssen einen Menschen, einen Mann gleich beim ersten Ankommen wiederfinden, in dem sie Herz und Hand offen, Rath und That kräftig finden, und keine Leute, die im Sturm des Lebens selbst Schiffbruch gelitten haben, und zwar einen Schiffbruch, den sie selbst verschuldeten, weil sie nicht mit Kraft das Steuer hielten, nicht mit Vertrauen zu den Sternen und drüber hinaus in den Himmel hineinblickten.

Ich würde, da ich nun einmal vom Colonisationsbestreben in der Provinz Parana rede, einen Berath begehen, wenn ich nicht auch einer Colonie Erwähnung thun wollte, die von einem meiner hochgeachteten und mir besonders werten Collegen, vom Dr. Faivre unternommen ist. Der ausgezeichnete Arzt und Praktiker von Rio-de-Janeiro ward von einem bittern Lebensschmerze, wol dem härtesten im Leben eines Mannes, getroffen. In der Beglückung anderer schien er sein eigenes Glück finden zu wollen. Unter dem Schutz der Regierung und der huldreichen Protection namentlich Ihrer Majestät der Kaiserin Donna Thereza legte er im fernen „Westen“, wie man die Provinzialdistricte alle gleich westlich von Curiyba nennt, an den einsamen Ufern des noch vielfach von Bugres umschwärmtten Iwahy eine Colonie an. Kaum kann man eine einsamere Colonie finden, kaum eine künstlichere Anlage sich denken. Vielleicht ist sie ein Abbild vom Schmerze meines wackern und geistvollen Freundes. Ich kann die Colonie Donna-Thereza nicht beurtheilen, kaum einige Notizen darüber erfuhr ich mündlich vom Präsidenten; ich glaube, daß niemand das Tomi am Iwahy genau kennt. Ganz kürzlich brachen die Sauromatischen Scythen jener Gegenden, die Bugres, in die Colonie ein, erschlugen einige Menschen und schlepppten eine Frau und ein Kind mit sich fort. Einige bewaffnete Macht ist hingesendet worden, ob mit Erfolg muß der Zukunft

und Erfahrung überlassen bleiben. Doch ist Dr. Faivre vorläufig sehr trostlos.\*). Ein Cazike jener Gegenden, einer jener Halunken, die bald wild, bald zahm sind je nach Vortheil, soll, wie man vermuthet, dem Feinde und Entführer nachspüren und die Geraubten ranzioniren, die Räuber züchtigen wollen. Vielleicht weiß so ein Cazike mehr darum, als wir Culturmenschen vermuthen. Vielleicht weiß er schon den Versteckwinkel der Frau, vielleicht hat er sie schon in seiner Macht, wenn er sie nicht selbst gestohlen hat, und will sich nur mehr scheinbare Mühe geben, um sein Verdienst, seinen Lohn zu erhöhen.

Solche Raubzüge, solche Menschenzüge kommen noch oft unter den Wilden vor, denn die Provinz Paraná liegt nur mit einzelnen Districten im Gebiete der Humanität und der Sitte. Ich selbst sah in Curityba zwei Ausgaben aus der Werkstatt der Brutalität. Man zeigte mir zwei ganz kürzlich angekommene Botokudenburschen. In einem Conflict mit wilden Coroados hatte - ein Botokudentroß dem Feinde die Jungen überlassen müssen. Die nackten Gesellen wurden arg gemishandelt. Namentlich stieß man sie, wenn sie sich dem wärmenden Waldfeuer ihrer Eroberer näherten, mit dem glühenden Brand vor den Bauch; zahlreiche Narben bekunden die Wirkung des Feuers auf dem Bauche der Gefangenen. In einem neuen Conflict der beiden wilden Tribus konnten die Jungen zurückerobern werden. Der Botokuden-Eroberer trat sie für eine Kleinigkeit, ich glaube ein baumwollenes Tuch und ein Messer, an einen Mann ab; zuletzt gerieten sie nach Curityba: gelbbraune, zellgewebsreiche, idiotische Bursche mit mongolischem Habitus, entartete Brüder der entarteten Chinesen; ein andermal bei einer zusammen-

\*) Leider war mein edler Freund, als ich obige Notizen in Curityba schrieb, schon todt. Er starb am 30. August. Erst in Rio erfuhr ich sein Dahinscheiden.

hängendern Arbeit mehr von diesen Waldphantomen und Menschenschemen.

Wie gern kehre ich von ihnen zurück zu liebern Erscheinungen, die der Sitte, der Cultur, der gerade beim Anblick von düstern Brutalitätsbildern dem Reisenden doppelt lieben Humanität angehören.

Gleich nach meiner Ankunft in Curityba ward ich aufs freundlichste vom Dr. Schmidt aus Braunschweig begrüßt; schon in Rio-de-Janeiro hatte ich ihn kennen gelernt. Je mehr wir uns in Curityba kennen lernten, desto lieber ward er mir. Frisch, jugendlich und lebendig, übt er seine hippokratische Kunst mit vollem Eifer aus; allgemein besitzt er das Vertrauen und die Achtung der Curitybaner. Freilich mag sich seine aus bessern Elementen gemischte Natur oft hinausziehen aus den Zuständen der Provinz Paraná! Dr. Schmidt ist in Heidelberg, Berlin und Paris medicinisch gebildet, und mehr als das, er hat sich auch unter dem wohlthuenden Hauche der Kunst, wie die genannten Städte ihn so vielseitig bieten, zur vollsten Humanität entwickelt. Vor seiner Abreise nach Brasilien hatte er noch Italien vielfach bereist und eine Zeit lang in Palermo gelebt. Was Wunder, wenn mein edler Freund sich oft, wie ein verbannter Grieche nach seinem Athen, zurücksehnte nach Europas glücklichern Gefilden, den einzigen, in denen edle Gestaltung und Kunstsinn im nie ganz gehemmten Gange ruhig fortgewandert sind von Nation zu Nation, und als Denkstein jeglichen Schrittes Monamente an Monumente sich angereiht haben.

Ganz heimisch fühlte ich mich auch im Familienkreise des Herrn Stellfeld, ebenfalls aus Braunschweig, eines wackern, sehr wohlerzogenen Apothekers, der den schleswig-holsteinischen Krieg als Offizier mitgesiechten und nach dem Verfall der dortigen Landesverhältnisse sich nach Brasilien begeben hatte. Mit einer jungen Frau aus Holstein verheirathet, in deren Hause noch

eine jüngere Schwester lebt, hat Stellsfeld den guten nordischen Biedermeier sich treu bewahrt. Ich war gern dort im Hause und werde den so gutgesinnten Leuten für alle Freundlichkeit, die sie mir in ungekünstelter Zuversicht bewiesen, immer dankbar bleiben.

Und so erlebte ich denn in Curitiba so manches Freundschaftliche, so manches Angenehme, woran man beim Rückerinnern an eine Reise gar zu gern zurückdenkt. Einige kleine Langweilighkeiten, einige Hindernisse und Schwierigkeiten, die mir manchmal zwischendurch vorkamen, machen das Angenehme nicht geringer, vielmehr nur noch pikanter.

Solche Langweiligkeit erlebte ich z. B. auf dem Bureau eines Angestellten, wo ich an einem Morgen bei meinem zweiten Besuche in der Angelegenheit, die ich vorhatte, noch nicht zum Zwecke kam, während der Präsident mich, als ich mich bei ihm verabschieden wollte, schon empfing. Am 7. Sept. war Ball gewesen, am 8. Sept. war Kirchenfest, Procesion und Theater, da können die Herren Angestellten unmöglich alle zur rechten Zeit am folgenden Tage in den verschiedenen Sectionen auf ihrem Posten sein. Mein Mann hatte mich speciell hinzustellt. „So macht er es immer“, sagte mir der Diener in der Repartition, „nie kann man sich auf sein Versprechen verlassen!“ Pacencial! Und das Zeitverlieren ist recht ein Krebs im brasilianischen Beamtenthum, ein nationalökonomischer Aphorismus, zu dessen Bewahrheitung sich große, lange Commentare schreiben ließen.

Leider war mir durch meine Picadentour von Joinville aus durch die Serra-Geral und schon früher, namentlich durch meine langausgedehnte Reise in Rio-Grande do Sul, meine Zeit besonders in Anspruch genommen worden. Gegen das Ende des September oder doch spätestens im Anfang des October mußte ich in Rio-de-Janeiro sein, bedeutende Nothwendigkeiten trieben mich dorthin.

Ich hatte mir vorgenommen, von Curitiba aus nach Lapa zu reisen und von dort im nördlichen und nordöstlichen Zuge über Palmeira, Ponta-Grossa und Castro nach S.-Paulo zu gehen. Wenn auch die dortigen Gegenden nicht eben viel mir ganz Neues bieten könnten, denn sie bieten Campos, Araucarienwaldungen, Mate, Viehzucht und die ersten Anfänge einer beginnenden Cultur, so hätte ich sie doch auf dem langen Zuge von etwa hundert Meilen bis zur Stadt S.-Paulo gar zu gern durchwandert, um das volle Bild vom „Westen von Paraná“ mit mir zu nehmen.

Doch hätte mir das zu viel Zeit genommen; im besten Falle hätte ich, wenn ich wirklich etwas Ordentliches sehen und erleben wollte, drei bis vier Wochen Zeit zu diesem Zuge haben müssen. Im schlimmen oder selbst sehr möglichen Falle hätte ich, wenn mir irgendein Hinderniß in den Weg gekommen wäre, aus dem mir die Indifferenz der Viehzüchter und Bewohner von den Sertões wenig oder doch nur langsam herausgeholfen haben würde, sechs bis acht Wochen auf der Westreise von Paraná zugebracht. Ich mußte mich demnach zu einem kürzern Wege entschließen und mich zur kurzen See- reise von Paranaqua nach Santos bestimmen.

Selbst die kleine, aber gewiß höchst interessante Ercursion nach einer Höhle, zu deren Besuch und Rückkehr man zwei bis drei Tage braucht, ward mir unmöglich gemacht. Schon war alles zu einer forcirten Tour dorthin verabredet und fertig gemacht, als ich am Morgen des Aufbruchs auf dem oben erwähnten Bureau aufgehalten wurde. Kaum war mein Geschäft besorgt, als die von Rio mit dem Dampfsacket erwartete Post ankam und ich, um mit demselben Dampfboot von Paranaqua nach Santos gehen zu können, statt meiner Grottenercursion meine Abreise vorbereiten mußte.

Sogar die so bedeutende Sonnenfinsterniß vom 7. Sept. entging mir. Der Himmel war gerade im wichtigsten Mo-

ment mit Wolken bezogen. Es ward so dunkel, daß ich in meinem sonst so hell erleuchteten Zimmer nicht mehr schreiben konnte und Licht anzünden wollte. An einigen freien Stellen des Himmels sind Sterne gesehen worden. Als die Sonne wieder wolkenfrei ward, war nur noch etwa ein Drittheil der Sonnenscheibe verdeckt und bot kein wesentliches Interesse dar.

Kaum brauche ich zu sagen, daß auch der 8. Sept. als ein bedeutender Marientag in Curityba allgemein gefeiert ward. An diesem Tage war besonders der Kirchplatz interessant. Dieser Platz bildet einen großen grünen Wiesenplan von vierseitiger Gestalt, welcher von Erdgeschossen eingefasst ist. In seiner Mitte steht die Hauptkirche der Stadt. Es ward gerade Messe mit Musik gehalten; die Kirche war gedrückt voll Menschen, sodaß man eben nur hineinblicken konnte. Besonders aus der Umgegend schienen viel Menschen gekommen zu sein. Die Menge der auf dem grünen Kirchplatz umherstehenden, meistens reich angescirrten Pferde machte einen sehr hübschen Eindruck, wenn auch die meisten Reithiere nur mittelmäßig und schlecht waren.

Mittelmäßig und schlecht sind aber überhaupt sämtliche Thiere in der Provinz, seien es Kinder, seien es Pferde. Die Rasse ist ausgeartet und dürstig, die Behandlung des Viehes höchst unvollkommen. Im Sommer laufen die Thiere auf dem Campo umher und erhalten sich mittels des groben Grases. Im sogenannten Winter aber ist alles verdorrt und vom Nachtreif zerstört und jegliches Vieh fällt bis zu skelettartiger Magrkeit ab. Es ist ein Erbarmen, Kinder und Pferde dann zu sehen. Meistens verkriechen sie sich in Wald und Gebüsch und leben dort vom jungen Bambusrohr. Der Mensch kommt ihnen mit keiner vorsorgenden Hülfe entgegen: Stall und Fütterung kennt man hier noch nirgends; man will sich keine Mühe geben, sich keine Arbeit machen, lieber läßt man das Vieh kreipiren.

Daraus entstehen nun sonderbare Vorkommenisse. In der Hauptstadt Curityba, deren Provinz wegen der Viehzucht berühmt ist, habe ich durchweg alte und selbst ranzige Butter bekommen, und zwar aus England. Der Käse, den ich sah, war aus Holland. Milch ist zu Zeiten ein theurer Artikel; Eier sind manchmal gar nicht zu bekommen, selbst Fleisch ist theuer. Will man ein Pferd mieten oder kaufen, so hängt dies von sehr glücklichen Verhältnissen ab, wenn man zum Kauf oder zur Miethe kommt, wobei die Uebervortheilung meistens ganz schändlich ist. Dabei soll viel falsches Geld circuliren, und man muß sich an allen Enden und Ecken vor Betrug hüten. Alle Augenblicke ärgerte mich die Insolidität irgendeines Menschen, irgendeines Unternehmens, irgendeines Handelns und Thuns. An allen Enden und Ecken sieht man es, daß den Leuten die Concurrenz des Fleisches, der Arbeit, des streng rechtlichen Handelns fehlt; es geht ihnen zu gut, sie sind zu übermuthig und wollen, daß es ihnen auf unsoliden Wegen noch besser gehe.

Ein gewisser Uebermuth in solcher Lage greift nun in alle Lebensverhältnisse ein. Namentlich scheint mir die Fluctuation gewisser politischer Parteien noch sehr bedeutend. Die alte Erbsünde von S.-Paulo, deren Zügellosigkeit vor Jahren zu offenem Aufstande unter geachteten Persönlichkeiten sich fortreihen ließ, ist bei der Trennung der Provinz Paraná keineswegs in der alten Stammprovinz geblieben. Sie gärt und gärt in Paraná auch fort und muß oft mit ernstern Maßregeln unterdrückt werden. Die Raschheit, womit die Curitybaner auf ihren Kleppern über die Campos dahinjagen, mag sich auch oft genug auf ihr politisches Handeln übertragen. Die Wahlen zum Senat und zur Deputirtenkammer sind höchst leidenschaftlich, ja sie haben zu blutigen Conflicten Anlaß gegeben. In S.-Jozé, kaum einem Kirchflecken, war vor wenigen Jahren ein Wahlconflict, bei welchem in und neben

der Kirche zehn Personen ermordet und beim Einschreiten der legal bewaffneten Macht noch an zwanzig Menschen verwundet wurden. Das sind Zustände, die mit ganzem Ernst, ganzer Umsicht, ganzem Nachdruck bekämpft werden müssen. Sie sind ein Schaden in den großen Südprovinzen des Kaiserreichs. Das unsäte Pferdeleben — ich habe es gewiß mit Recht als ein Centaurenleben bezeichnet —, das ewige Viehschlachten und Salzen des rohen Fleisches, das Jagen hinter Unzen, Anten und Straußen sucht noch vielfach eine mildere Gesinnung und Gesittung niederzuhalten, und der Rio-Grandenser, der Anwohner der Campos von Paraná mag gewiß recht häufig mit viel mehr Erfolg wilde Bestien als eigene Leidenschaften bekämpfen, bei deren Anblick, deren Neußerung der unter mildeerer Humanität aufgewachsene Europäer leicht etwas zurückshaudert und sich, wie das namentlich Frauen von Erziehung begegnet, nach Europa, dem wunderbaren, wenn auch in vielen Beziehungen etwas baufälligen Parthenon, der Akropolis der Gesamtmenschheit zurücksehnt. Sollten die Zeilen, die ich einmal in dem Stammbuche einer vollendeten erzogenen jungen deutschen Dame fand, als sie mit ihrem Gatten, einem in Rio-Grande angestellten Offizier, nach dem Süden des Reichs von Rio-de-Janeiro aus abgehen sollte, nicht in vielen Beziehungen wahr sein, zumal vor den Augen dessen, der jene Südsituationen selbst gesehen und erlebt hat:

Willst du nach dem Süden ziehen,  
Kind, laß Goethe, Byron, Tasso!  
Schau, wie durch die Pampas fliehen  
Wilde Gauchos mit dem Laço,  
Unzen hetzend und das Ema!  
Schlachten, Schlachten ist das Thema  
Bon des Paraná Gefilden  
Bis zu blauen Cordilleren!  
Wollte Gott, ich könnt' euch heute  
Die Laplata-Tour verwehren  
Und euch heimwärts senden, Leute!

Und dennoch liegt etwas Edles, Großes in dem Kampfe der Gesittung gegen solche Gauchoscenerien, gegen solche Embabilder, solche Unzenhezereien. Wie langsam der vor dem Pfluge ziehende Stier auch fortschreitet, er holt doch zuletzt die Flüchtigen ein, er überflügelt sie doch zuletzt, er bewältigt sie doch am Ende. Wie hundert mal die von Europa kommenden Pioneers und Vorkämpfer der Gesittung auch müde werden und wol gar ins Lager des Feindes überlaufen mögen, der Kampf ist schon entschieden, der Sieg ist als ein unwandelbar bestimmter bereits errungen. Bis in den fernen Südwesten dringen sie vor, diese nordischen Flachsköpfe, die Stammhalter der Angelsachsen, wie sie ja, diese gewaltigen Zukunftsmenschen — nein, Gegenwartsmenschen — in ruhigem Siegeszuge allüberall hindringen. Also will es die Vorsehung in gütigem Walten! Sie hat des Hellenenthums edle Blüte, des Christenthums reife, beseligende Frucht niemals unter dem germalmenden Hufe eindringender Mongolenrossen vertreten lassen, sie wird auch Evangelium und Kunftblühen unter südamerikanischem Himmel leiten, schützen und segnen!

Ich hatte meine Abreise von Curityba zur Küste hinab auf den 10. Sept. festgesetzt, ja ich mußte an jenem Tage abreisen, wenn ich mit dem von Paranagua über Santos nach Rio gehenden Dampfboot nach dem vorletzten Hafen gelangen wollte. Mein Wirth, Theodoro Gaspar, versprach mir die zur Reise von dreizehn Leguas bis Antonina nöthigen Thiere zu besorgen. Am 9. Sept. wurden alle Anstalten gemacht, aber vergebens waren alle Bemühungen. Die Leute haben zu ihrem Gebrauche Thiere, aber es sind eben ihre Thiere, ihre andern Naturen, die Hälfsten von ihnen selbst, das Geheimniß des Centaurismus in den Campos. Der Fremde kommt schlecht dabei weg, er ist gewissermaßen verrathen und verkauft, wenn er nicht sein Roß, seinen Maul'esel hat; er ist nur ein Mensch, ein erbärmlicher Mensch, kein

Rößmensch, kein Centaur. Einige Aussichten hatte man meinem Diener, der in Curityba bekannt war, gemacht, um mir wenigstens die Möglichkeit zur Abreise aussichtlich zu lassen. Mit Tagesgrauen des 10. Sept. weckte ich ihn und schickte ihn aus auf das Suchen von Eseln oder Pferden, denn fort wollte und mußte ich, weil die Briefpost, das letzte Signal zum Aufbruch, am selben Tage zur Küste hinabging.

Für einen sehr bedeutenden Preis erlangte ich das, was zur Abreise an Thieren mir unentbehrlich war, und wir konnten satteln. Aber kaum konnten wir satteln! So mager und matt sahen die Pferde aus, die mir besorgt worden waren, daß ich wirklich einiges Mitleid hatte, ihnen den Sattel auflegen zu lassen. Wirklich, je mehr ich das Behandeln der Pferde im Süden von Brasilien gesehen habe, zumal in Paraná zur Winterzeit, desto mehr komme ich zur Ueberzeugung, daß man ein gutes Pferd nur bei meinem biedern alten Freund, dem Major von Suckow in Rio-de-Janeiro, haben kann.

Es war ein wundervoller Morgen. Dr. Schmidt, Stellfeld, mein alter Wirth Theodoro Gaspar und noch ein wackerer Deutscher oder vielmehr Brasilianer, von deutschen Eltern stammend, Agener, gaben mir das Geleite. So ritten wir im hellen Haufen zur Stadt hinaus.

Allüberall war der Frühling zu fühlen und zu sehen. Kleine Oralis von verschiedenen Farben blühten, eine hübsche Verbenrie, mehrere Syngenesien, unter andern ein dem Chrysanthemum ähnliches, von gelbem Discus mit weißen Randblumen, die Pflanze an zwei Fuß hoch, an Teichen und an Wiesen wachsend; ferner eine hellrote Mimose und besonders die weithin blühenden Pfirsichbäume, dazu das Grünwerden der Campos, und besonders um einige Mühlteiche ein lichtes Grün, Araucarienwaldungen, in der Ferne bläuliche Serren und über dem allen ein amethystfarbener Himmel: — so ritten wir in den schönen Tag hinein und ich war in glückseli-

ger Stimmung, trotz des Abschieds, den ich eine Legua fern von der Stadt von meinen lieben coritbaner Freunden nahm.

Mein Gurs ging östlich, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden; ich passirte einige kleine Zuflüsse des Iguassu, die Gegend stieg allmählich höher, immer mehr trat die reine Araucarienvegetation hervor. Auf freieren, sonnigen Stellen blühte eine niedliche Fröde, kaum einen halben Zoll aus der Erde hervorschauend, hellgelb, mit drei äußern breitern und drei innern schmäleren Blumenblättern, drei pfriemförmigen Antheren und drei schlanken Pistillen, recht eine Charakterpflanze des Feldes.

Am auffallendsten war mir übrigens ein Baum, der, wie mir der Begleiter meiner Pferde sagte, nur dort im Osten von Curitiba vorkommt und den ich für Podocarpus halten muß, obwohl mir nicht bekannt ist, daß diese eigenthümliche Zwischenform zwischen Laubbaum und Nadelholz in jener Gegend beobachtet ist. Die Exemplare, die ich östlich von Curitiba sah, erinnerten mich zu lebhaft an einige recht stattliche Podocarpus, die ich im Garten meines Bruders in Rio-de-Janeiro gesehen hatte, als daß ich sie nicht identisch miteinander hätte halten sollen.

Beim gelinden Ansteigen der Gegend verschwand die letzte Cultur mehr und mehr, und nach einem Ritt von einigen Leguas befanden wir uns im vollständigsten Araucarienwalde, aus dessen Unterholz mächtige Exemplare jener brasiliischen Fichte still und starr emporragten. Wir ritten in stiller Einsamkeit.

Dann gab es Lärm im Walde, einen Reveilleruf der herandrängenden Cultur. Bäume wurden umgeschlagen, Erde abgetragen, Planirungen gemacht; eine ziemlich zahlreiche Menschengruppe machte den ersten Entwurf eines breiten Wegs. Bald trafen wir eine zweite, bald eine dritte Gruppe, eine

ganz aus Deutschen bestehende, in welcher sogar jemand war, der mich genau von Rio her kannte, ein sonderbares Begegnen im Araucarienwalde. In einzelnen Distanzen waren Ranchos aufgeschlagen zur Beherrschung der Arbeiter.

So kam ich endlich an die Wasserscheide, wo die letzten Wasseradern westlich zum Parana, östlich auf kürzern Wege zum Atlantischen Ocean abschließen. Ein besonderer Gebirgsabschnitt ist dort nicht sichtlich, kaum einigermaßen reitet man abwärts im schattigen Walde, vielmehr erscheint in der Ferne nach Osten ein hoher Gebirgsrücken, eine wirkliche Serra, so daß man die Wasserscheide eigentlich noch einige Leguas weiter östlich sezen möchte.

Am ersten Flüschen, welches mit Entschiedenheit nach Osten läuft, am Rio-do-Capivari, trafen wir einen größern Rancho, wo sogar eine Familie unter den Arbeitern wohnt. Eine blonde Frau und verschiedene flachköpfige Kinder standen um ein Feuer, offenbar ward die Abendmahlzeit gekocht. Hier traf ich einen schweizer Ingenieurgehülfen, der mit großer Freundlichkeit mir die Gegend bezeichnete, in der ich im Rancho des ersten Ingenieurs Villalva gewiß ein Nachtquartier finden würde.

Unterdeß ward es spät. Die Sonne warf ihre letzten Streiflichter durch die Araucarien und die schon bedeutend zahlreicher werdenden Laubbäume. Immer stiller sank der Wald zur Ruhe. An einigen Stellen trafen wir Zelte von lagernnden Tropeiros, vor denen ein heiteres Feuer flackerte und das Späteffen gekocht ward. Im nahen Dickicht von Taquara läutete die Glocke der „Madrinha“ und zeigte die Stelle an, wo die Maulthiere der Tropa ihr Futter suchten. Männer und Thiere geben in solchem Waldleben der Scenerie den Anstrich tiefen Friedens und behaglicher Sicherheit. Hier fürchtete der Tropeiro keinen Uebersall von Bugres mehr, das Maulthier hat nichts zu besorgen von der lauernden Unze.

Von letztern Raubthieren wimmelte sonst die Gegend. Wir trafen im Walde einen kleinen Campo, auf welchem sonst die Viehreiber regelmäig halt machten mit ihren Thieren. Das Hornvieh konnte hier leichter als im Walde selbst den heranschleichenden Feind kommen sehen und mit Erfolg den ersten Angriff mit dem gewaltigen Horne zurückweisen, und mit diesem ersten Zurückweisen den ganzen Feind; denn selten versucht die Unze, wenn sie nicht im ersten Sprunge des Stieres Schnauze mit der einen Bordertasse, mit der andern die Schultern packt und auf den Hinterbeinen stehend dem Ueberfallen den Hals bricht, einen zweiten Sprung. Vielmehr geht sie, echt nach Kazenart, nach misglücktem ersten Versuche beschämt in den Wald zurück und kommt erst nach einiger Zeit zum Angriff gegen ein anderes Stück wieder.

Das Geräusch und fröhliche Treiben des Wegebauens hat aber alle wilden Erscheinungen in weitere Fernen des Waldes zurückgetrieben und die Reise von Curityba ins Unterland hinab vollkommen sicher gemacht. Ein freundliches Symbol dieser Sicherheit, dieses Waldfriedens boten mir die erste Mondschel und die hellglänzende Venus, die in lieblicher Verschwiegerung hinter den Wald hinabsanken zum Schlummer as an infant's sleep.

Da kam denn auch ich zulezt an einen großen Rancho, an dessen Feuern sich viele Menschen bewegten und wo der Civilingenieur Saturnino Francisco de Freitas Villalva wohnte.

Mit der größten Liebenswürdigkeit gab mir der treffliche Ingenieur Odbach und brachte bei einem Manne in der nächsten Nähe auch meine beiden Leute und die Pferde unter. Dann sprachen wir besonders von seinem Wegbau über die Graciosa, wie die Gebirgsgegend heißt.

In der That ist die neue Weganlage von Antonina am Meerbogen von Paranagua nach Curityba hinauf ein höchst bedeutungsvolles Unternehmen. Die bisherige Hauptstraße, ja eigentlich die

einzige, die von Bedeutung war, ging von Paranagua über den kleinen Ort Morretes ins Oberland hinauf, war und ist bis dahin aber nur ein sehr beschwerlicher Bergsteig, auf welchem nur starke Maulthiere mit geringer Last langsam fortklettern konnten, wodurch der Verkehr mit dem Meeressdistrict und dem ganzen Oberlande im höchsten Grade beschwerlich ward.

Nach der sorgsamsten Untersuchung des Terrains hat nun der genannte Ingenieur in einer Ausdehnung von dreizehn Leguas eine neue Weglinie vom Meere bis nach Curityba hinauf geleitet, und ist jetzt damit beschäftigt, längs derselben einen höchst bequemen Fahrweg ins Oberland hinauf zu führen, durch dessen Ausführung eine ganze Provinz dem freien Verkehr offen stehen wird. Sechshundert Contos = 480000 Thlr. preuß. sind dazu festgesetzt worden. Im Augenblicke meiner Durchreise arbeiteten 170 Wegebauer, unter ihnen 54 Deutsche, am Unternehmen; jeder bekommt 24 Silbergroschen (1 Mls.) und die Kost, und dennoch fehlt es an Arbeitern. Noch mehr fehlt es an der prompten Auszahlung der Geldmittel; wenn ich nicht irre, haben die Arbeiter schon seit Monaten rückständigen Sold zu fordern.

Seit Jahren schon sitzt der ausgezeichnete und unermüdliche Villalva im Walde, fern von allen Lebensannehmlichkeiten, im dürstigen Mancho, und noch dazu mit einer kranken Frau, und arbeitet dennoch mit frischem Muthe an seinem Unternehmen, seiner Lebensaufgabe, wie denn diese Wegausführung eine Lebensfrage für das Land ist.

Lebhaft erinnerte mich Villalva's Situation an die meines leider so früh verstorbenen Freundes, des Majors Friedrich Köhler. Auch er hatte ein großartiges und schwieriges Wegunternehmen durchzuführen, auch er setzte seine ganze Kraft daran. Aber er arbeitete unmittelbar in der nächsten Nähe der Hauptstadt, mit glänzenden Mitteln und besonders unter den Augen eines Fürsten, der kein Verdienst bis jetzt unbelohnt

gelassen hat und nie lassen wird, sowie es nur zu seiner Kenntnisnahme kommt. Nicht so glücklich ist Villalva, der Brasilianer, wie Köhler, der Deutsche. Sein Unternehmen ist nicht minder schwer, aber viel ausgedehnter in seinem Raume, viel wichtiger in seinen Folgen. Die Straße von Petropolis ist ein schönes Monument für den Commandeur Köhler; ich glaube, daß der Weg in die Serra von Estrella hinauf von all den hochgestellten Personen, die alljährlich nach Petropolis ziehen, nie befahren wird, ohne daß sie einen Gedanken dem von einer unseligen Kugel getroffenen Baumeister weißen. Auf dem mindestens ebenso schönen und unbedingt segensreichen Wege Villalva's werden später meistens nur Tropieros und Kaufleute einherziehen, denen es ziemlich gleichgültig ist, wer den Weg gebaut hat und welchen Schicksalswechsel der talentvolle, pflichtgetreue Mann dafür erlebte.

Tausendsacher Ruf von Papageien und blauen Krähen (Graios) weckte mich am 11. Sept. vor Tagesanbruch. Wozu aber so einen Waldmorgen schildern? Die Leute zogen lustig auf ihre Arbeit hinaus, ebenso lustig wie der Waldbach Rio-do-Meio unter seiner Brücke durchrauschte. Mit wahrer Freude ging ich auf dem schönen Wege vor dem Rancho auf und ab. Sogar bis dahin hatte mein freundlicher Wirth die Güte, mir meinen Morgenkaffee nachzuschicken; auch in der Serra von Paraná schmeckte er vortrefflich.

Wir ritten nach dem Frühstück fort. Villalva begleitete mich eine Strecke, um mir seinen Weg, seinen Liebling zu zeigen.

Mit wundervoller Eleganz schlängt er sich am Walde durch das Gebirge hin in großen, weiten Bogen und höchst unbedeutendem Gefälle von acht Procent an den am meisten ansteigenden Stellen. Die Fahrbahn, macadamisiert mit einer dünnen Sandschicht, ist zwanzig Palmen breit, zu beiden Seiten mit einer Steineinfassung, nach innen mit einer Wasserleitung aus Stein, welche alle funfzig Schritte mittels eines

Siebes unter dem Wege nach außen das Wasser fortführt. Dann bleibt zu beiden Seiten noch ein kleiner Raum übrig, sodass vollkommen Platz zum Ausweichen überall ist.

An einer Stelle des schönen Wegs zeigte mir Villalva ein Stück des alten Wegs, der von einer Höhe herab kam. Diese Stelle sah aus wie eine leere Ravine; kaum begreift man, wie beladene Maulthiere solche Wege überwinden konnten.

Unter der Brücke des Rio-Taquari schoß der Waldbach mit wildem Brausen hindurch; die vielen, zum Theil mächtigen Rollsteine in seinem Bett sprechen vom wüthendsten Aufruhr zur Zeit von Gewittergüssen und andern größern Regen-niederschlägen. Ein kostliches Trinkwasser in Menge rauscht durch die Klippen zu Thal.

Hier verließ mich mein zuvorkommender Ingenieur und kehrte zu seiner Tagesarbeit zurück.

Der steile Theil des Gebirgs, die eigentliche Serra begann. Der alte Weg ist schlecht genug, obwohl man sich unverkennbare Mühe mit ihm gegeben hat. An schroffern Stellen und selbst auf ziemlich langen ebenen Strecken findet sich ein großes Steinpflaster. Oder viele Klafter weichen Lehmbodens und glatter Abhänge sind mit Knüppeln bedeckt: man sieht weite Strecken von solidem Knüppeldamm und befindet sich im eigentlichsten Sinne des Worts auf dem Holzwege, denn manchmal sind diese Knüppel verschoben oder bereits consumirt; es finden sich tiefe Löcher unter ihnen, und ein unvorstichtiger Reiter läuft Gefahr sein Reithier ein Bein brechen zu sehen.

Die Sonne stand über der Serra. Im wärmern Unterland hatte sie feuchte Dünste verflüchtigt. Der frische Ostwind trieb sie in die Serra hinein; zu gewaltigen Massen wurden sie von den Bergklippen angezogen, bis ein stärkerer Sturm sie packte und in flüchtigem Zagen die gräulichen Nebelgestalten mit sich forttrug. Es war ein hübsches Wolken-spiel oben in der Serra, ein Gehen und Kommen, ein Zagen

und Verjagtwerden in den höhern Räumen. Ringsher blühten dazu hübsche Manettia, ein legitimes Verbascum und viele elegante Fuchsien. Einzelne Waldbäche schossen in klarem Sprudel über den schmalen Weg und stürzten in die Tiefe; wie schimmernde Schaumsäulen blickten einige kleine Wasserfälle zwischen Fels und Wald hindurch, — so vertreibt sich der Wanderer die Zeit im Gebirge, während ihn der Weg oft im allerschroffsten Hange auf- und niederleitet.

Vom äußersten, höchsten Rande der Serra hat man einen prachtvollen Ueberblick über das meilenweit sich hin erstreckende Unterland, ein liebliches Chaos von Wald und Feld, Niederrungen und höher aufsteigenden Hügeln, zwischen welchen im Nordosten ein schöner Fluß sich hinwindet. Gerade im Osten schien eine weite Bucht sich ins Land zu drängen; viele Inseln ragten konisch daraus hervor. Es war aber nur optische Täuschung. Die Tiefe jener Gegend war mit Wolken bedeckt, aus dem Meere der Dünste ragten inselartig einige Berghäupter hervor.

Jäh steigt der Weg hinab in die Tiefe, das Gebirge bildet einen förmlichen Schlund hier. Unten liegt die sogenannte Barreira, ein Haus, wo man Begegeld bezahlt für die Reittiere. Ein wilder Fluß braust hier von links her unter einer Brücke durch. Ihm gesellen sich bald noch mehrere hinzu. Auch hier liegen Rollsteine, aber von ungeheuern Dimensionen, im Flüßbett. Ihre abgerundete Form beweist, daß sie trotz ihrer Masse vielfach ein Spiel des Wassers gewesen sind. Fast möchte man an der Möglichkeit, daß das flüssige, weiche Element das harte, massive umherwarf, zweifeln. Und doch leidet das keinen Zweifel. Ja ich sah Blöcke liegen, vor denen kleinere Rollsteine unter Klingendem Geräusch einzeln fortgeschwemmt wurden, sodaß diese größern Blöcke fast schon durch ihr überhängendes Gewicht fortgerollt wären. Ein einziger Gewitterschauer mag den Gießbach hinreichend anschwellen und „hur-

tig mit Donnergepolter entrollt der tüdische Stein wol." Wirklich, ich konnte eine Erinnerung an das berühmte *œuvre* des Dichters, womit er des Syssiphos nie endende Dual darstellt, auf der Brücke der Barreira nicht unterdrücken.

Jetzt war ich wieder in einer üppigen Tropenwelt, trotzdem daß sie unter  $25^{\circ} 30'$  südl. Br. liegt. Cecropien, Palmen, Strelitzien haben längst die Araucarienwelt verdrängt; im feuchten Schatten blühen hübsche Commelinaceen und mit ihnen so manche weichlichere Pflanzenform, die keinen Reis des kältern Oberlandes mehr vertragen kann.

Ein langes Hügelvorland trennte mich noch von der Seeküste, welches von meinen magern Mähren nur sehr mühsam und außerst langsam durchzogen ward. Wahrhaft prachtvoll ist der Rückblick auf das Gebirge, aus dem man soeben herabgestiegen ist. Besonders ist die südliche Einfassung des Gebirgsschlundes — denn Garganta nennt wirklich die Landessprache solch eine hohle Gasse —, von imposanter Form und gewaltigen Umrissen. Schroff, ja fast lothrecht steigen die Massen einige Tausend Fuß empor, manchfach getrennt von langen Einrissen und düstere Schatten übereinander hinwurfend im Strahl der tiefersinkenden Sonne.

Ein eigenhümliches, von Gebirgen inselartig umschlossenes System bildet das Land. Die aus der Provinz von S.-Paulo in der Richtung von Nordost nach Nordwest kommende Küstenserra nimmt etwas südlich vom  $25^{\circ}$  südl. Br. im Küstenland der Provinz Paraná unter dem Namen der kurzen Serra-Negra eine westliche Richtung und lehnt sich ziemlich in einem rechten Winkel an die nord-südlich streichende Serra-do-Mar oder Serra-Geral an, dieselbe, welche man übersteigt, wenn man von Curityba nach Antonina hinabreist. Mehrere Meilen südlich schickt diese Serra-do-Mar wieder einen kräftigen Gebirgsstrang nach Osten bis in die Nähe des Meeres, wo durch die Gegenden von Paranagua und dem Südhafen der

Provinz Paraná, Guaratuba, getrennt werden und nur mittels eines Küstenstreifes zusammenhängen.

In diesen hübschen kleinen Landesdistrict, der demnach von drei Seiten her durch Gebirge begrenzt, im Osten aber vom Meere bespült wird, hat nun eben dieses Meer eine ungemein liebliche, vielgestaltete Bucht hineingetrieben, deren Zusammenhang mit dem offenen Meere durch einige Inseln ziemlich beschränkt ist, aber immer noch genug Tiefe lässt, um Handelsschiffe zum freien Verkehr zuzulassen.

Die Tiefe der Barre, welche am meisten zur Fahrt benutzt wird, ist 30 Fuß. Die Bucht selbst liefert ausgezeichnete Hafengelegenheiten. Am südlichen Rande derselben liegt die Stadt Paranaguá, an Größe und Wichtigkeit die Rivalin der Hauptstadt Curitiba; am westlichsten Theile der Bucht finden wir die Villa Antonina, in die ich gerade um 4 Uhr am Nachmittag des 11. Sept. einzog.

Die Villa, der Flecken, liegt für den, der aus dem Innernlande kommt, ziemlich versteckt; man erblickt sie erst, wenn man dicht davor steht.

Nichts kann mich mehr verdrießen, als wenn die Leute Bauten, namentlich größere Bauten, anfangen und unvollendet liegen lassen, eine Geschichte, die in Brasilien recht oft vorkommt und noch von der heiligen Engracia aus Portugal herstammt.

Beim Eintritt in Antonina kommt man auf ein hübsches grünes Feld, aus welchem eine recht stattliche Anzahl angefangener Bauten: eine Kirche, Häusermauern, Pfeiler u. s. w. hervorragt. Einiges Vieh weidet im tiefen Frieden um die in der Geburt schon zu Ruinen bestimmten Mauern. Die mit Bruchstücken besetzte Fläche soll offenbar der Campo-Baccino von Antonina sein, das alte Forum romanum, und hat frappante Ähnlichkeit mit ihm, nur mit demselben Unterschiede, der überhaupt zwischen Antonina und Rom herrscht. Bis dahin ist dieser

Unterschied noch recht auffallend. Ist aber erst einmal der Appische Weg nach Curityba fertig, so kann aus Antonina auch noch eine Siebenhügelstadt werden.

Vorläufig liegt ein hübscher, leicht ansteigender Hügel mitten in der Stadt; auf seinem Gipfel liegt eine Liebfrauenkirche, die Aussicht von dort ist wundervoll: man über sieht die prachtvolle Bucht von Antonina, an der die Natur nicht sparsam ihre Reize verschwendet hat. Hübsch ist der weite grüne Platz auf der linken Seite der Kirche.

Die Häuser in Antonina, die fertig sind, sind zum Theil hübsch, ja einige unbedingt stattlich und prächtig, besonders einige in der Rua-Dreita. Auffallend viele aber sind nicht fertig und machen mir meinen eben angedeuteten Verdruss. Die Gelegenheiten zu einem zukünftigen Hafen — und wenn die Straße von Curityba erst fertig ist, wird man an solchen Hafenplatz einmal denken müssen — sind ganz einladend; das Dampfboot von Rio-de-Janeiro kommt auf seinem Besuch der Bucht von Paranagua auch nach Antonina.

So macht denn die Villa Antonina einen ganz netten Eindruck, den ich freilich länger genoß als mir recht war.

Als ich in den Ort eintritt, wußte ich wirklich nicht, wo hin ich mich wenden sollte. Man zeigte mir das Haus eines Schusters, des einzigen freien in Antonina angestiedelten Deutschen; denn ein anderer in Antonina sesshafter Deutscher war gerade damit beschäftigt, im Zuchthaus zu sitzen, weil er unbefugt als Arzt praktizirt hatte.

Ich wäre gern noch denselben Nachmittag im Canot nach Paranagua gefahren, aber ein fester Südostwind verhinderte das, und nun wies mich der Schuster, da nun einmal kein Hotel im Orte ist, nach einem Barbier hin, mit einer Anspielung auf den Mann, daß er mir für eine Art Figaro von vornherein erscheinen müßte.

Der Barbier wies mir ein Bett in einer Kammer hinter

seiner Barbierbude an, wo in derselben Kammer noch ein Bett stand. Das Lokal missfiel mir im höchsten Grade, doch freute ich mich an dem Gedanken, daß ich schon um 2 Uhr in der Nacht geweckt werden würde, um mit dem Landwind nach Paranagua zu segeln.

Unterdeß kamen allerlei junge Leute ins Haus, auch einige aus Paranagua, die das Haus gerade wie ein Kaffeehaus behandelten. Einer von ihnen war ein wohlergesunder junger Mann, der im portugiesischen Marinedienst in Indien und Afrika gewesen war, und die berühmte Katastrophe des Linienschiffs *Vasco de Gama* vor der Einfahrt von Rio-de-Janeiro am 5. Mai 1849 mitgemacht hatte. Er sowol wie einige andere Herren kannten meinen Namen; wir hatten sogar eine astronomische Unterhaltung bis gegen 11 Uhr.

Raum konnten die Gäste im kleinen Barbierhause untergebracht werden. Mit welcher Sehnsucht dachte ich an unsere nassen, kalten Ranchos in der Serra-Geral.

Der Gedanke, bald geweckt zu werden, um eine nächtliche Fahrt im offenen Boote über den Meerbüsen nach Paranagua zu machen, hielt mich zusammen, sonst hätte ich mich doch lieber bei dem deutschen Schuster und in seiner kleinen Werkstatt eingelagert. Der Bielddulder Odysseus wohnte bei einem Schweinehirten, König David logirte in einer Höhle, lauter Gründe für mich, mich nach dem göttlichen Schuster hinzuwünschen.

Um den Moment nicht zu verschlafen, wo man mich wecken würde, schlief ich nicht ein. Da ging in der Nacht das Wetter um, es stürmte und regnete die ganze Nacht; die Bucht fing an zu branden, und als ich Morgen aufstand, erfuhr ich das, was ich längst wußte, daß man bei solchem Wetter nicht die fünf Leguas über die Bucht nach Paranagua fahren könnte. Und da nun am 13. schon der Dampfer nach Paranagua und Antonina zurückkommen mußte, um

über Cananea und Iguape nach Santos und Rio zu gehen, so beschloß ich, den mich umgebenden Personen und Umständen die liebenswürdigste Seite abzugeinnen und den Dampfer zu meiner Weiterreise in Antonina abzuwarten, um so mehr, da er von dort wieder nach Paranagua zurückzugehen pflegt und einige Stunden daselbst bleibt.

Der Mangel an Hotels ist mir manchmal höchst lästig geworden, am meisten aber da, wo er mich in Verührung mit Menschen bringt, die ich nicht leiden kann. In einsamen, abgelegenen Städtchen und fernen Districten, wohin keine Reisenden gelangen, kann man kein Wirthshaus erwarten, aber in Städten an der Seeküste, an den Endpunkten von bedeutenden Handelsstraßen, sieht sich der Europäer unwillkürlich danach um und begreift nicht, wie der Speculationsgeist so gering sein kann, daß er nicht ein Unternehmen anfängt, welches entschieden Geld abwerfen muß. An meinem Ruhetag in Antonina, einem Sonntag, waren wir zu sieben Gästen beim Mittagstisch. Das Essen war ziemlich erbärmlich, Tischservice und Aufwartung sehr schlecht, wie denn das ganze Haus, ein Erdgeschoß mit einer Thür, einem Fenster nach der Straße, und daneben die Barbierbude, für die allerkleinsten Familien kaum Raum gehabt hätte. Der Figaro des Hauses aber war nicht im geringsten in Verlegenheit. Nach einer Neuherung, einer Anspielung, die er machte, kennt er im Dertchen genug Lokale, wo er junge Leute unterbringt, ganz nach Weise des alten Orientes.

Und doch auch an Griechenland und Rom erinnerte mich die Tonstrine des Mannes. Sie hätte in manches Lustspiel des Plautus und Terenz hineingepaßt. So manches Gespräch, was ich anhörte, erinnerte mich an einen Autipho und die Liebenswürdigkeit eines Phanium, der berühmten Fanny des Terenz. Bei Tische kamen Gespräche vor, die man schon bei den Deipnosophisten des Athenäus angedeutet findet, nur

mit mehr griechischer Grazie. Widerlicherweise zwang mich ein graues Regenwetter fast den ganzen Tag ruhig in einem Hause zu bleiben, wo ich kein eigenes Zimmer für mich hatte, und allem, was mir widerlich war, ununterbrochen ausgesetzt war.

Das mag der Grund sein, daß ich mich in Antonina so ungemüthlich wie sonst nirgendswo gefühlt habe, und jeden Augenblick bedauere, den ich dort länger bleiben mußte als nothwendig war.

Mit wahrer Sehnsucht sah ich der Ankunft des Dampfboots Paraense entgegen, um mit ihm auf und davon gehen zu können.

Wehmüthig stimmte mich in den letzten Tagen meiner Reise die Nachricht vom Tode des alten Bonpland. Schon in Donna-Francisca hatte ich davon gehört, hatte aber nicht mit Bestimmtheit daran geglaubt. In Curityba hatte ich die Nachricht als eine bestimmte annehmen müssen, daß er am 4. Mai auf seiner Estancia von Sta.-Anna am rechten Ufer des Uruguay gestorben wäre. So wenig Wochen vorher war ich bei ihm gewesen! Ich glaubte damals nicht, daß er noch über sechs Monate leben würde, indes vermutete ich doch nicht, daß kaum sechzehn Tage nach meinem Besuch er nicht mehr zu den Lebenden gehören würde.

Bonpland war die eigenthümlichste Erscheinung, die ich gesehen habe. Durch seinen Namen an den größten Namen unsers und der kommenden Jahrhunderte gefnüpft, ward er vom Schicksal auf rauhern Pfaden geführt als sein großer Bundesgenosse. Dem Franzosen fehlte die Titanengewalt des deutschen Forschers. An einen Vergleich beider ist im allerentferntesten nicht zu denken. Zu der hohen Achtung, die ich zur Estancia von Sta.-Anna mitbrachte, mischte sich ein tiefer, unbeschreibliches Weh, als ich neben dem fünfundachtzigjährigen Botaniker saß und ich Ruhe gewonnen hatte, ihn zu

betrachten. Zu arg hatte der Sturm des Lebens ihn zerrissen, zu öde war die Einsamkeit des Daseins ihm geworden, zu fern wohnte er ab von den Wohnungen europäisch cultivirter Menschen. Ein einfaches Hemd und Beinkleid genügte ihm zum Anzug, ein Rancho, eine Feldhütte war seine Wohnung; kein eigentlicher Weg führte zu seiner Estancia; ich mußte mir den Rückweg mit dem Kompaß suchen. Nie werde ich seinen Auftrag an mich vergessen. Als ich seine tief untergrabene Gesundheit sah und er mir von seinen Manuscripten und liegengebliebenen Arbeiten erzählte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm meine ganze Person, all meine Kraft zur vollständigsten Disposition zu stellen: ich bot ihm alles, was ich hatte, mich selbst zum Dienst an. „Sagen Sie Herrn Kasten (einem seines Freunde in Uruguayana), er möchte mir ein Dutzend Messer und Gabeln schicken!“ Das war sein ganzer Auftrag, und ich drang nicht weiter in ihn; denn wirklich er wollte nichts, gar nichts von mir, gar nichts vom wissenschaftlichen Europäer!

Und dennoch wollte er noch so viel, so ganz viel vom Leben. In zwei Jahren sollte sein Garten in herrlichster Ordnung sein, in den dann folgenden Jahren wollte er seinen Campo mit Vieh füllen und dann eine große Mate-Anpflanzung anlegen. Das alles konnte er mir mit einem Ernst, mit einer Bestimmtheit sagen, daß ich ihn wirklich etwas erstaunt anblicken mußte; er litt an einer falschen Vorstellung: er glaubte nie sterben zu müssen, nur an den Tod schien er nie denken zu wollen!

Friede sei mit seiner Asche! Nie ist mir beim Gedenken an einen ehrwürdigen, vor tausend andern aus dem Dasein scheidenden Todten ausgezeichneten Mann dieser Friedenswunsch so tief aus dem Herzen gekommen, als wenn ich an Bonpland denke. Er vor allen, gerade er ist ein Märtyrer der Wissenschaft zu nennen. Denn wahrlich, es ist viel leich-

ter, mit Begeisterung für ein edles Forschen plötzlich zusammenzubrechen, mitten im vollen Thun und Schaffen, als so langsam, Tag für Tag, mehr und mehr, von Stunde zu Stunde der Wissenschaft absterben zu müssen; erst gefangen gehalten im Lande geistiger Versumpfung, dann aller weiterer Hülfsmittel beraubt, um weiter zu gelangen, dem Fortschritt der Zeit folgen und ihr nach altgewohnter Weise als Stern erster Größe voranschreiten zu können.

Aime Bonpland und Virgil von Helmreich! Die beiden Namen bewegten mich wunderbar in Sta.-Borja am Rande des Uruguay. Ich wohnte ja im selben Zimmer, wo beide gewohnt hatten, hier schnitt ich ja beider Lebensbahnen, beider Leidensbahnen. Hier sollte man mitten auf dem Platze von Sta.-Borja einen einfachen Stein errichten und nur zwei Namen ohne weitere Peripherie darauf setzen: „Bonpland und Helmreich.“ Und kommende Geschlechter werden den einfachen Wortlaut erkennen und wol mit mir ausrufen:

Friede sei mit ihrer Asche!



## Fünfter Abschnitt.

### Die Provinz San-Paulo.

---



## Erstes Kapitel.

Absahrt von Antonina. — Der Paraense. — Joaquim Antonio de Moraes Dutra der Coroabendbändiger. — Anblick von Paranagua. — Nossa Senhora dos Prazeres. — Cananea. — Iguape und unser kleines Dankfest. — Materielle Entwickelungen bei Iguape. — Abreise nach Santos aus der Barre von Cananea. — Santos.

Schäuderhaft war mir wirklich der Aufenthalt in Antonina. Alles war gemein, alles ordinär in dem Hause des Barbiers, und nirgends konnte man dieser Gemeinheit ausweichen. Der Mann soll Matrose auf einem Sklaven Schiff gewesen sein. An der Küste von Afrika war er offenbar genug gewesen. In seinem erbärmlichen Hause kamen die größten Erbärmlichkeiten vor: Schimpfsreden über Gäste, die nicht bezahlten, oder von Gästen, denen man zu viel Geld abforderte. Es gingen dort sonderbare Gestalten ein und aus, wenn auch einige leidlich Anständige unter ihnen auftauchten. Wollte ich das dort Beobachtete aufs Papier bringen, es könnte sich eine etwas scharfe Skizze zu einer Novelle daraus machen lassen.

Wie ein Vöte aus einer bessern Welt kam ich, obgleich ich in Antonina niemand kannte, dennoch einem Menschen, dem im Zuchthaus sitzenden Doctor vor.

Der arme Teufel war ein Mecklenburger und eigentlich kein Doctor, sondern ein Leinweber, der Müller hieß. Ich nenne ungescheut seinen Namen, Müller heißen ja am Ende alle! Er hatte mit Leroy's berühmten Geschichten Handel getrieben und vielleicht dadurch die Interessen eines andern in der Villa Antonina damit Handelnden in Nachtheil gebracht. Als man ihn vor das Haupt der Municipalkammer brachte und dort seinen Legitimationsschein aus Mecklenburg nicht anerkennen wollte, hatte der Leinweber, der sich mit niemand verständigen konnte, diesen Schein vor den Augen der versammelten „Herren“ zerrissen. Das war ihm nun so schlimm wie möglich ausgelegt worden. Criminaliter ward er angeklagt und sollte nun vor die nach sechs Monaten zusammenkommende Jury gebracht werden. Im Orte ist aber keine Seele, die Deutsch und Portugiesisch zu gleicher Zeit kennt. Da hielt ich es denn für meine Pflicht, den Fall an den mecklenburger Generalconsul in Rio-de-Janeiro zu melden und zu sehen, ob dem in einem schrecklichen Loch sitzenden Menschen geholfen werden könnte.

Das Loch, worin der Mensch saß, ist wirklich grauenhaft. Wie kann man nur so etwas dulden? Ueberhaupt ist die Cadéa von Antonina, das Zuchthaus, ein so echt gemeines Denkmal, daß ich keinen Ausdruck dafür finden kann. Ich habe Geduld genug mit Schwächen, Unzulänglichkeiten und Unbilligkeiten gehabt, die ich auf meiner Reise traf. Es gibt aber Zustände, die man an den Pranger der Offentlichkeit stellen muß. Die Cadéa von Antonina ist so ein Zustand, ein Abbild der Humanität und Gerechtigkeit der Behörden von Antonina.

Endlich zeigte sich im fernen Osten der Bucht das Dampfboot Paraense, es war am 14. Sept. gegen Mittag. Nie bin ich so gern, so freudig von einem Orte aufgebrochen, wie von Antonina. Zum Abschied ward ich vom Barbier noch tüchtig

übergewortheilt, aber mehr als gern zahlte ich dem Kerl für die drei Tage seiner höchst ordinären Kneipe die geforderten 18 Mtrs. (fast 14 Thlr. preuß.) und ging an Bord des Dampfers.

Dieser Dampfer gehört einer vom bekannten Kaufmann und Handelsunternehmer Ferreira angelegten Dampffschiffahrtslinie an, welche alle funfzehn Tage ein Dampfboot bis nach Desterro auf Sta.-Catharina ausschickt und auf dem Wege dahin und zurück die bemerkenswerhesten Häfen anläuft, wodurch freilich die Reise etwas lang wird, aber denen, welche jene Küsten kennen lernen wollen, manche hübsche Ansicht und Belehrung bietet, und für die Bewohner aus dem Norden der Provinz Sta.-Catharina, für die Curitybaner und für die Südpaulisten von großem Nutzen ist.

Das Dampfboot berührt Ubatuba, S.=Sebastião, Santos, Iguape, Cananeia, Antonina, Paranaqua, S.=Francisco und Desterro, wo es gemeinlich nach einer Fahrt von zehn Tagen von Rio-de-Janeiro aus einzutreffen pflegt. Nach einem vollen Tage Aufenthalt daselbst kehrt es auf demselben Wege wieder zurück.

Für den Augenblick dienten zwei Schiffe auf dieser Packtfahrt: der Catharinense und der Paraense, letzteres von bedeutend besserm Ruf als ersteres.

Und doch möchte ich den Paraense den Großvater der brasilianischen Dampffschiffe nennen. Ich glaube, so lange ich in Brasilien bin, kenne ich seinen Namen. Es gehörte früher der brasilianischen General-Dampffschiffahrtsgesellschaft und fuhr als solches nach Bahia. Vom Imperator und Imperatriz ward es verdrängt und kam so zur eben bezeichneten Küstenfahrt.

Als ich den Namen Paraense hörte, als dem Schiffe gehörig, womit ich meine Reise nach Santos machen sollte, war ich auf ein höchst erbärmliches Schiff gefaßt, hatte mich aber zu meiner Freude geirrt; ja ich muß offen gestehen, daß mir der Paraense noch besser gefiel als die beiden ebengenannten

Dampfboote, mit denen ich in den Südgewässern von Brasilien gefahren war. Ich befand mich auf einem zwar alten, aber höchst soliden Casco, der vermöge seiner breiten Proportionen gut auf dem Wasser lag und ungemein leicht steuerte. Essen und Trinken war ohne jene Ostentation der andern Linie, und wie es mir schien, viel besser zubereitet. Auch war auf dem Hinterdeck des Schiffes viel mehr Platz für die Passagiere; man konnte ziemlich ungehindert hin- und hergehen, kurz ich hatte Ursache mich auf dem Paraense ganz zufrieden zu fühlen.

Sehr bemerkenswerth waren die Passagiere, die nach und nach sich einfanden schon von Antonina her.

Schon jetzt kommen die meisten Reisenden aus dem Innern der Provinz Paraná von Curityba über die Graciosa nach Antonina, und nicht mehr über Morretes nach Parana-gua, wenn sie sich nach Rio einschiffen wollen, ja schon jetzt, wo erst so wenige Strecken des neuen Wegs fertig sind, deutet sich der ganze künftige Handelsweg von oben herab zur Meeresküste mit großer Bestimmtheit an, er ist der über Antonina. Daher sind denn auch die Reisenden auf dieser Seitenlinie ganz andere Menschen als die, welche von Rio direct nach Rio-Grande und vice versa nach Rio gehen. Letztere sind meistens Kaufleute aus den beiden genannten Endpunkten, welche, wenn ihre Gesellschaft ganz angenehm ist, dennoch so europäischen Zuschnitt haben, daß man als untersuchender Reisender keine Specialität an ihnen findet.

Nicht so die Gesellschaft auf dem Paraense!

Gleich der erste, den ich am Bord traf, war ein Mann, um dessen Bekanntheit ich ganz außerordentlich viel gegeben haben würde, wenn ich sie hätte vor sechs Monaten am Uruguay machen könne; derselbe Mann, der mit Indianern den Uruguay hinabgefahrene war und sich einige Tage in Sta.-Borja mit seinen Coroades aufgehalten hatte, wie ich bei Ge-

legenheit meines Aufenthalts in Sta.-Borja dieser Expedition Erwähnung gethan habe.

Joaquim Antonio de Morães Dutra, aus der Provinz S.-Paulo gebürtig, war schon vor vielen Jahren zu den letzten Grenzen der Provinz Paraná gerathen, wo sie hinter dem Oberlande von Sta.-Catharina sich an dem Uruguay anlehnt, gerade in jenen Gegenden, wo der Iguassu den Uruguay am nächsten kommt und die ehemaligen Missionen ihre Grenzen hatten.

Er traf hier wilde, ganz nackte Coroados in großer Menge. Dem einfachen, rüstigen Viehzüchter und Landmann gelang es, sich mit ihnen in den allerfreundlichsten Contact zu bringen; zu Hunderten zähmte er sie, fiedelte sie an, lehrte sie arbeiten und bildete so, befreundet mit dem schon oft besprochenen Caziken Doble, unter etwa fünfhundert Wilden eine Halbcultur heran, die im hohen Grade originell ist.

Von eigentlichen Sitten und Gebräuchen konnte unter dem anfangs ganz wilden Haufen kaum die Rede sein. Ihre Sprache ist von der der Guarani ziemlich verschieden, wenn auch eine Menge Sprachelemente bei ihnen von jener herstammen mag. Ja einzelne Benennungen von Hauptgegenständen, z. B. Mensch, Mann, Frau, sind ganz vom Guarani verschieden.

Als Dutra mit ihnen zusammentraf, schienen sie eine Ahnung von einem höhern Wesen zu haben, was sie Tupé nannten. Von der Bedeutung des Guaraniwortes Tupán habe ich bei Gelegenheit von Sta.-Borja geredet. Tupé mag eben solche Bedeutung haben. So hatten sie eine Muthmaßung eines Gottes über sich, doch forschten sie nicht danach. Auch eine Ehe erkennen sie an. Wenn Eltern und Brüder eines Mädchens die Einwilligung zur Ehe geben, so bekommt der Bewerber seine Braut ohne weiteres, besonders wenn er als ein tüchtiger Baumkletterer und Jäger bekannt ist. Wenn auch

nur einer in der Familie gegen die Heirath ist, so muß sich der Bewerber eine andere Frau suchen. Ein Mann hat meistens mehrere Frauen, die oft untereinander sehr eifersüchtig sind und sich viel zanken, sodaß sie es jetzt dahin gebracht haben, daß ein Mann meistens nur eine Frau hat, ganz nach Art unserer Ehen.

Alle gingen und gehen noch größtentheils vollkommen nackt, abgleich nach Dutra's Erzählungen den Frauen dieser Wilden das allen Frauen aller Nationen angeborene Schamgefühl, die Hüften zu verhüllen, vollkommen eigen ist. Doch nehmen sie sonst keine Rücksicht, sich irgendwie zu verhüllen, und selbst junge Mädchen zeigen ohne Rückhalt alle Frauenformen, die oft sehr schön sein sollen. Mir fielen bei Dutra's Erzählungen die beiden Schwimmerinnen bei meiner Fahrt nach dem Uruguay bei Itaqui ein.

Sonderliche Kindererziehung kommt bei ihnen ebenfalls nicht vor. Sie geht nicht über den Gebrauch von Pfeil und Lanze hinaus, denn Jagd und Streifzüge gegen Feinde, namentlich gegen die Botokuden, sind die Hauptzüge in ihrem Leben. Auch gegen die bis zu ihnen dringenden Ansiedler unternahmen sie Raubzüge, verbrannten die Niederlassungen, erschlugen die Männer und raubten die Frauen, die dann ganz in das Leben der Wilden eingehen mußten. Wurden solche Frauen wieder ausgelöst, so durften sie ihre Kinder mit sich nehmen, wenn sie wollten. Doch hatten diese Frauen oft schon so sehr die Sitten der Wilden angenommen, daß sie bei ihnen geblieben sind.

Durch Dutra's Einfluß hat sich nun schon sehr vieles geändert. In einem Aldeamento, einem Dorfe, wohnen sie zusammen, tragen Kleider, plündern nicht mehr, und man kann sich ihnen voll Sicherheit anvertrauen, obgleich sie gern einiges Zeug stehlen. Mit diesen halbcultivirten Menschen, in einer Flotte von acht Canots, unternahm Dutra seinen Zug

nach Sta.-Borja, 90 Leguas den Uruguay hinab. Er traf nirgends auf Hindernisse; an einer Stelle ist ein Salto, ein Wasserfall, doch ist hier eine Insel, auf deren einer Seite die Fahrt des Flusses von statthen gehen kann. Eine höchst interessante Karte zeigte mir Dutra, den Verlauf des Uruguay zwischen dem Passo-Fundo bis Sta.-Borja, leider aber ohne alle Sachkenntnis gemacht, ohne Angabe der Richtung und genauer Distanzfeststellung. Auf seiner Reise nahm er Mate zum Verkauf mit nach Sta.-Borja und kehrte, nachdem er seine Indianer dem General Osorio vorgestellt hatte, nach seinem Wohnorte zurück.

Um nun in seinem seltenen Beginnen hinlänglich Schutz und Hülfe zu finden, hatte er sich mit seinem Sohne und einem Coroado von zwanzig Jahren zur Reise nach Rio aufgemacht. Sein Sohn spricht vollkommen die Coroadosprache. Der Coroado selbst ist ein Typus eines echten Indianers, eines echten China, Zug für Zug ein Better des großen Tribus im Himmelschen Reiche, nur mit vollerm, fetterm Gesicht, fettem, weibischen Körper, kurzen Beinen und Armen, ein rechter Weibmann von oben bis unten. So hat namentlich seine Brust etwas widerlich Weibisches, der ganze Mensch war eine ebenso unangenehme als interessante Erscheinung, wie denn alle drei Leute vom fernen Paraguere — so nennen die Coroados den Paraná —, mir höchst bemerkenswerth vorkamen und ich mir nicht genug von ihnen erzählen lassen konnte.

Neben diesen seltenen Erscheinungen aus dem „Westen der Provinz Paraná“ zog eine andere Menschengruppe am Bord des Paraense meine Aufmerksamkeit auf sich. Es waren zwei brasilianische Offiziere mit ihren Frauen und Kindern, deren Truppencorps aus der Provinz Paraná nach dem Norden des Reichs verlegt wurden, sodass die bezeichneten Familien eine weite Reise zu machen hatten.

Lebhaft erregten sie mein Interesse. Im cultivirten Europa kommen auch solche Truppenverlegungen vor, auch dort müssen die Offiziersfrauen ihr Haus abbrechen und mit den Kindern dem Manne nachziehen, aber dort hat man Wege und Transportmittel bis zu Eisenbahnen. Nicht so meine Reisegefährten! Tief aus dem Innern von Goyaz waren sie gekommen. Eine Zeit hatten sie in Curityba im Quartier gelegen, nun sollten sie fast bis zum Äquator gehen. Welche mühevollen Reisen sind das erst zu Lande, auf Wegen, wo man kaum reiten, geschweige denn fahren kann! Dann zur See, mit so vielen kleinen Kindern! Beide Frauen hatten, wie das bei jungen Ehepaaren so häufig ist, jede ein Kind zu stillen; eine von ihnen hatte außer dem Säugling noch sechs Kinder bei sich. Von einer weitern Bedienung ist da nicht die Rede. Die armen Frauen wurden bald seefrank, die Säuglinge schrien, die andern Kinder übergaben sich und tammelten durcheinander. Gar liebe, gute Kinder waren es, so gutgeartet, wie man sie nicht immer leicht findet; sie halfen sich immer gegenseitig in ihren Angsten und Nöthen. Und da war es denn wol natürlich, daß wir Passagiere, statt von der Roth des kleinen Volks belästigt zu werden, den kleinen Schwarm gern um uns hatten und ihm halfen, wo wir konnten. Ich bewundere aber den Muth von solchen ziemlich dürtig gestellten Offiziersfrauen. Sie kommen mir vor wie die Amazonen der alten Zeit. Das Reithier ist ihnen ein sicheres Element geworden, auf dem sie mit dem Kinde im Arm hunderte von Meilen zurückzulegen kein Bedenken tragen. Ja diese Frauen zogen es vor, eine längere Reise durch einsame Provinzen zu machen und mit den Kindern nachts im Freien zu campiren, als eine kürzere Seereise zu machen. Das Maulthier war ihnen bequemer als das Dampfschiff.

Eine trübe Erscheinung am Bord war ein Geisteskranker, den ich schon in Curityba gesehen hatte. Auf meinen Rath

ließ die Familie ihn nach dem großen Irrenhause an der Praha-Bermelha von Rio-de-Janeiro bringen. Er befand sich meistens in einem gesonderten Raume im Borderschiff, wo er die Mitressenden wenig störte, obgleich sein Schreien manchmal peinigend war. Doch fühlte oder vielmehr erklärte sich keiner der Mitressenden dadurch beschwert, wie es denn tief im Charakter der Brasilianer liegt, unbegrenztes Mitleid mit Kranken und mit Kindern zu haben.

Wir fuhren um 3 Uhr von Antonina in der Richtung von O.S.O. fort. Die Luft war etwas voll Höhenrauch und nur undeutlich erkannten wir die nahen und fernen Höhenzüge und Serras um die Bucht von Paranagua.

Die Bucht von Paranagua ist aber bei klarem Wetter eins der schönsten Meeresbecken, das man nur sehen kann. Zu mehreren Meilen nach allen Seiten hin ausgedehnt, ist die grüne Wasserfläche durch einzelne Vorsprünge, Berglöcher und Inseln wieder mannichfach zertheilt, sodass bei einer Fahrt auf derselben sich die Scenerie unaufhörlich ändert. Fast könnte man das kleine Binnenmeer mit einem schweizer Landsee vergleichen.

Wir kamen gegen Abend nach Paranagua. Größere Schiffe müssen in der Distanz einer halben Meile vor der Stadt zu Anker gehen, ziemlich dicht unter einem Höhenzug, einer Hochinsel, wo der Ankerplatz sehr sicher und gut ist, wenn auch durch die Entfernung von der Stadt das Löschchen und Laden etwas beschwerlich wird.

Freundlich glänzte die hübsche Stadt von drüben zu uns herüber. Doch konnte ich am Abend nicht mehr ans Land kommen, um so mehr, da in Paranagua kein eigentliches Hotel ist, wo man mit Sicherheit ein Quartier finden könnte. Auch dachte ich noch mit Schrecken an meinen Barbier von Antonina. Einige Schiffe ankerten in unserer Nähe. Sonst war die Bucht still und machte mir eher den Eindruck einer gewissen Verödung als eines regen Handelsreibens.

Und doch wird solch ein reges Handelstreiben, wie es ja am Ende immer auf der Bucht von Paranagua in gewisser Hinsicht schon stattfindet, ganz gewiß ein bedeutendes werden. Erst in neuern Zeiten fängt die Provinz Paraná an sich zu regen und ihre gewaltigen Kräfte zu entwickeln; erst in neuern Zeiten denkt man an Weg und Steg ins Oberland hinauf, wie wir beim Weg über die Graciosa gesehen haben; erst in neuern Zeiten versucht man es, Menschenkräfte hierher zu bringen und zur Entwicklung kommen zu lassen. Bisher ist es ja nur die Natur gewesen, die geschaffen und vorbereitet hat; das Vollbringen durch Arbeit und Kunst bleibt den kommenden Geschlechtern überlassen.

Wir schauten am andern Morgen nach all dem Eigenthümlichen umher, was die Bucht überall zeigte. Fischercanots durchsuchten die Fläche; einzelne kleine Fahrzeuge brachten uns Holz zum Heizen unsers Kessels, andere brachten einige Ladung, besonders Reissäcke. Am wundervollsten sah ein großes Familiencanot aus, reactionär von der Prá bis zur Popa, von vorn nach hinten, ein Urbild der alten Zeit, die mit dem Aufhören des Negerhandels von der Küste von Afrika in den letzten Zügen liegt und so Gott will unter dem Fortschritt deutscher Einwanderer und der Entwicklung deutschen Landbaues bald verröchelt sein wird. Vorn im Canot standen zwei kräftige Negerinnen, welche mannhaft ruderten. Eine von ihnen hatte ein urechtes Küstengesicht, sie stammte unbedingt noch von Mozambique her. Wunderlich schlotterte ein buntkattunes Kleid um die kräftige Dirne, die die überflüssigen Falten der ihr fremdartigen Montur immer zwischen den Knien festklammerte, um besser ihr Ruder gebrauchen zu können. Ein riesiger Strohhut saß auf dem wolligen Kopfe. Als das Canot in unserer nächsten Nähe war, ließ sie das Ruder ganz erstaunt sinken, offenbar hatte sie nie ein Dampfschiff gesehen, nie das Gausen eines Dampfkesselventils gehört.

Neben der alten Dame im Canot, die offenbar die Senhora der Besatzung war, saßen einige Mulattinnen mit diversen Kindern von allen Hautfarbungen zwischen weiß und schwarz; eine hübsche Person that Ammendienste bei einem weißen Kinde. Hinten stand ein Neger im halben Anzug, auf dem Kopfe saß schief eine bunte Mütze, unter welcher das heiterste Halunkengesicht eines Davus verschmitzt und kreuzfidel hervorschaut. Sonst lag im Canot ein ganzer Haussstand, obenauf die unsterbliche Canna, das attische Zuckerrohr, woran man sich so gern die Langeweile hinkaut zu Lande und zu Wasser.

So zog jenes Canot langsam und sicher bei uns vorbei und landete vor einem Sítio, einem Landsitz. Die alte Dame stieg zuerst aus und fing unangenehm an zu schelten, wir konnten ihr Keisen bis zu uns herüber vernehmen.

Zug für Zug fällt dem Beobachter da der unsterbliche Terenz ein, des kaustischen Plautus gar nicht zu gedenken. Solch eine Morgenschiffahrt auf dem Busen von Paranaqua ist eben so ein Genrebild wie ein neapolitanisches Fischerboot bei Sorrent, wie unser Bootenboot in der Straße von Messina, als wir mit unserm k. k. österreichischen Geschwader zwischen Scylla und Charybdis fuhren. Wo aber ist der Hauch süßer Elegie, der zwischen Sicilien und Calabrien weht, wo die Kunde Odysseischer Irrfahrt am Busen von Paranaqua?!

Um 10 Uhr dampfte unser Paraense vorwärts und dem offenen Meere entgegen. Die weite Bucht von Paranaqua hängt mit dem Ocean durch mehrere Wasserstraßen zusammen, von denen jedoch nur eine, die mittlere, für größere Fahrzeuge benutzbar ist, zwischen den beiden Inseln das Peças nördlich und do Mel südlich. Diese Barre von Paranaqua verlangt, wenn sie auch ziemlich gefahrlos erscheint, dennoch immer einige Vorsicht. Auf ihrer Nordostseite erstrecken sich Brandungen ziemlich weit ins Wasser hinein, während die Süd-

westseite ruhiger erscheint. Unser Curs beim Auslaufen war SO.

Ehe man in See kommt, passirt man ein am Strande unter hohen Felsabhangen liegendes Fort Rossa Senhora dos Prazeres, wol von denen das Fort „Unserer Lieben Frau der Freuden“ genannt, die von der See hineinsegeln in die Bucht und sich dort vor der Festung zuerst wieder in ruhigem Wasser befinden, nicht von denen ein Ort der Freude genannt, welche auf dem Steinwall die Besatzung bilden.

Denn in der That ist das Fort Rossa Senhora dos Prazeres ein trostloser Aufenthalt. Meilenweit fern liegt Paranaqua, überall rauscht die See, nirgends zeigt sich eine Spur von menschlicher Gesellschaft. Auf ein vom Paraense gegebenes Zeichen kam ein Canot vom Fort zu uns herüber. Mit einiger Mühe erhielt es einigen Vorrath von Mais vom Dampfer und wühlte sich dann wieder durch den Wogendrang zur Festung zurück.

Etwa zwölf bis sechzehn Kanonen schauten vom Festungswall zu uns herüber, sodaß im Nothfall die Barre vertheidigt werden kann. Ehemals war das Fort in viel schlechterm Zustande. Als in den letzten Jahren der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts die Engländer mit aller Gewalt die Sklaveneinfuhr von Afrika nach Brasilien zu unterdrücken suchten und mit zahlreichen Kreuzern manchen Gewaltstreich beginnen, brach auch hier ein englisches Kriegsdampfboot ein und nahm mitten auf brasiliischer Bucht drei Schiffe gefangen. Bevor man aber mit der Beute in See gehen konnte, bewaffneten sich alle Boote und Canots von Paranaqua, und es kam vor Rossa Senhora dos Prazeres zu einem Seegeschütz und respektiven Bombardement des Forts, wobei es auf beiden Seiten zu Todten und Verwundeten kam. Mit Ingrimm zeigte mir ein Mann aus Paranaqua noch die Spuren einzelner englischer Kugeln am Wall der Festung. Außer der Rechts-

verlegung schienen seine Privatinteressen in jener Zeit beleidigt worden zu sein, und die Verlegung solcher Privatinteressen ist für viele Menschen eine schärfere Herausforderung als eine Kränkung der Vaterlandsslagge.

Das möchte ich zu manchen in Brasilien angesiedelten und dort naturalisierten Portugiesen gesagt haben. Viele von ihnen mögen noch mit Wehmuth der lucrativen Zeiten gedenken, wo der Sklavenhandel mit Afrika noch florirte, und an einer Ladung Küstenneger ein Vermögen verdient werden konnte. Viele mögen noch hinüber liebäugeln nach Loanda und Inhambana! Freilich, es ging den einzelnen, den Reichen, den Grundbesitzern, den Fazendetros damals besser mit der Sklavenarbeit. Jetzt macht ihnen der Feldbau, die Handarbeit freierer Einwanderer eine furchtbare Concurrentz. Ohne solche Concurrentz, ohne solch anerkanntes Recht einer freien Arbeit, ohne den uneingeschränkten Genuss der Arbeitsfrüchte von seiten derser, die da arbeiten, die da pflanzen, die da ernten, ist keine Kraftentwicklung in Brasilien denkbar.

Widriger Wind und eine kurze, stoßende See machte unserm Dampfer, dem, wie schon gesagt, alle Jugendkraft fehlte, seinen nordöstlichen Weg recht sauer, und fast durchweg litt man an Seekrankheit. Um 11 Uhr abends waren wir, nachdem wir einige kritische Punkte, namentlich eine kleine, isolirt im Fahrwasser liegende Insel, die Ilha da Figueira, glücklich hinter uns liegen hatten, unter den Schutz einer gegen Südosten von der Barre von Cananea liegenden hohen Insel gekommen, wo wir vor Anker gingen und die Nacht vollkommen ruhig zubrachten. Die Insel heißt mit vollem Rechte die Ilha do Abrigo, die Zufluchtsinsel, und ist allen Schiffern wohlbekannt, die nach Cananea und Iguape fahren, oder überhaupt in jenen Breiten einen Zufluchtsort suchen müssen.

Der Küstenstrich nördlich und südlich vom  $25^{\circ}$  südl. Br. ist recht bemerkenswerth. Wir finden hier eine ausgesprochene

Haffbildung. Sie beginnt etwa unter  $25^{\circ} 20'$  südl. Br. und erstreckt sich nördlich und nordöstlich. Das untere Ende des Haffs ist ein schöner, breiter Binnensee mit salzigem Wasser, welcher durch eine ziemlich große Insel, die Ilha do Cardozo, vom Meere getrennt und mittels zwei Wasserstraßen mit ihm verbunden wird. Die südliche Straße ist die von Superagui, ein Name, den man auch manchmal der nördlichsten Barre der Bucht von Paranagua hat beilegen wollen.

Nordöstlich von der Ilha do Cardozo ist nun die eigentliche Barre von Cananea, ein gefährliches Fahrwasser. Wer vom Nordende der Ilha do Abrigo in nordwestlicher Richtung segelt, mag sich schon am hellen Tage hineinsfinden. Doch ist das Fahrwasser enge und zwei Sandbänke werfen zu beiden Seiten unheilbringende Brandungen auf.

Von dieser Barre von Cananea zieht sich das Haff in nordöstlicher Richtung etwa vierzehn Leguas weiter, vom Meere getrennt durch eine lange, flache Insel, welche in ihrer Hauptmasse offenbar ein Product des Meeres ist. Am nordöstlichen Ende ist das Haff keineswegs geschlossen, vielmehr hängt es durch die Barre von Cappa mit dem offenen Meere zusammen und erlaubt eine bedingte Schifffahrt. Bei Gelegenheit von Iguape werden wir weiter davon reden.

Beim ersten Morgengrauen des 16. Sept. lichteten wir in der kleinen Bucht der Ilha do Abrigo, in welcher wir die Nacht ruhig zugebracht hatten, die Anker und gingen langsam vorwärts, in der Hoffnung, vom Booten in Cananea bemerkt worden zu sein und von ihm über die gefährvolle Barre in die Bucht gebracht zu werden. Doch kam kein Boot zum Vorschein. Einige sehr bedeutende Wellen warfen unsren alten Dampfer heftig auf und nieder, zu beiden Seiten waren sich Brandungen auf und unsere Lage war keineswegs angenehm.

Da unternahm es der umsichtige Kapitän, sein Schiff auch

ohne Rootsen über die bedenkliche Barre zu bringen. Das Kunststück war in Zeit einer Viertelstunde vollkommen gut, wenn auch unter einiger Angst der Mitreisenden vollbracht. Die Brandungen lagen hinter uns, und ruhig ging der Paraense in die Einfahrt des Hafss von Cananea hinein, aus der eben das Rootsencanot herauskam. In vollkommen ruhigem Wasser der Lagoa fuhren wir nördlich und sahen bald hinter einem hohen Bergvorsprunge das Dertchen Cananea hervorkommen.

Cananea selbst liegt wieder auf einer im Haff liegenden Insel. Die Villa besteht aus einer alten Kirche und einigen Häusern und macht einen ziemlich kümmerlichen Eindruck. Der Ort ist schon im Jahre 1500 angelegt worden, hat aber niemals einen bedeutenden Aufschwung genommen, trotz des sichern, schönen und tiefen Hafens. Das Ufer der Villa ist etwa sechzehn Fuß lotrecht hoch, das Wasser am Rande des selben gleich so tief, daß größere Schiffe fast unmittelbar an das Gestade anlegen können. Und dennoch lag nur ein einziges Schiff neben uns vor Anker, wenn auch manche größere Canots am Ufer zu sehen waren.

Ein großes Schiffswrack ragte dicht am Strande aus der Tiefe des Wassers hervor. Als vor wenigen Monaten der Dampfer Conde de Aquila, das beste Boot, was auf der Zwischenlinie von Rio und Sta.-Catharina fuhr, eben von Iguape nach Cananea abgegangen war, gerieth es in Brand und war nach wenigen Stunden ein vollkommener Raub des Feuers geworden. Vor den Augen der kaum geretteten Passagiere sank der noch brennende Gasco in die Flut hinein. Ein Rad und der Borderbug des eleganten Fahrzeugs ragen noch heraus und bilden besonders für die auf einem Dampfboot in derselben Linie reisenden Passagiere einen höchst unangenehmen Anblick.

Da der Paraense, wie alle jene Dampsboote der Zwischen-

linie, die Verpflichtung hatte nach Iguape hinaufzugehen, von wo er wieder nach Cananea zurückkehren mußte, um durch die Barre daselbst wieder die offene See zu gewinnen, so blieben wir nur sehr kurze Zeit vor dem kleinen traurigen Orte.

Das Haff zwischen Cananea und Iguape ist ein schmaler Binnensee oder vielmehr ein Fluß salzigen Wassers von ungefähr zwölf Leguas Ausdehnung, welche Länge das Dampfboot in wenigen Stunden und vollkommen ruhiger Fahrt zurücklegt. Die Ufer zu beiden Seiten sind wenige Fuß hoch und von einer verwirrten Vegetation bedeckt. Auf der Festlandsseite ragen in einiger Ferne mehr oder minder bedeutende Höhenzüge heraus, während die Nährung, die Inseleinfaßung, nach der See zu durchweg flach ist.

Iguape macht schon einen ganz andern Eindruck wie Cananea und ist auch seit einiger Zeit zur Würde einer wirklichen Stadt erhoben worden, während sie bis dahin nur eine Villa, ein Marktflecken gewesen war.

Als wir eben den Anker warfen, machte der Commandant eine kleine Sammlung unter uns Passagieren, wofür am Abende in der erleuchteten Kirche ein kleines Kirchensfest sein sollte.

Die Rossa-Senhora von Iguape soll nämlich ganz besonders wunderthätig sein, sodaß der Ort eine Art Wallfahrtsort geworden ist. Die wunderthätige Himmelskönigin hatte uns am Frühmorgen ohne Rootsen so gnädig durch die Brandungen der Barre von Cananea geführt, daß ihr ganz officiell dafür gedankt werden sollte in ihrer Kirche. Und jeder, der dem Himmel zu danken hatte, trug sein Scherlein gern und freudig dazu bei, und gewissenhaft versprachen wir unserm Commandanten, am Abend zur Kirche zu kommen. Unterdess gingen wir ans Land und besahen uns die Stadt.

Eine nette, harmlose und friedfertige Stadt ist Iguape, ziemlich regelmäßig und reinlich gehalten; die 1500 Einwoh-

ner wohnen in weiß angestrichenen Häusern, von denen mehrere, ja ziemlich viele ganz schmucke und selbst prächtige Stockwerke bilden. Das schönste Haus der Stadt, ein prachtvolles Eckhaus, hat an der einen Seite funfzehn Fenster in der Reihe und acht bis neun Fenster Fronte und obenauf steht eine „Amerika“ und zwei furchterliche Löwen, alle aus Thon gebacken und grauweiß glasiert, die machen einen formidablen Effect, und man muß ja nicht die Thonlöwen vergessen, wenn man von den Merkwürdigkeiten der Stadt Iguape spricht.

Die Einwohner grüßen ganz freundlich und scheinen ihr besonderes Vergnügen darin zu finden, die Passagiere vom Dampfsboot zu betrachten, was wir ihnen gar nicht verdenken, denn die Ankunft des Rioackets ist die größte Thatache im Leben der Iguapenser. Wir schienen ihnen ebenso sehenswerth zu sein, wie uns ihre Thonlöwen auf dem Dache vorkamen.

Nach einer halben Stunde Umhergehens kam es mir vor, als ob Iguape auf längere Zeit recht langweilig werden könnte. In einem kleinen Kaffeehouse fand ich ein Billard und — was den guten Einwohnern alle Ehre macht — sogar eine kleine, aus allen möglichen Elementen zusammengesetzte Bibliothek, die einem in der Stadt bestehenden Club gehört. Die Zahl wissenschaftlicher, guter Bücher war gar nicht unbedeutend. Neben ihnen paradierten in usum Delphini verschiedene Werke heiterer Färbung, und Paul de Kock hatte auch hier das Ehrenbürgerrecht erhalten, gerade wie Laurens Romane in keiner bildenden Leihbibliothek Deutschlands fehlen dürfen.

Ich schlenderte hinaus zum Nordostende der Stadt, wo ein Damm eine Art von Promenade bildet. Hübsche Felsengruppierungen bilden hier das Gestade und gewähren einen einsamen, wundervollen Spaziergang. Große, gewaltige Blöcke liegen dort aneinander gelehnt oder hängen übereinander hin zu einer Grottenbildung. Das steile Ufer macht einer Niederrung Platz, durch deren Sumpf terrain ein Pfad von isolirt

liegenden Steinen führt. Plötzlich steht man auf einer Art von Wiese mitten zwischen hohen Waldbergen. Hinter einem einsam liegenden Gehöft plätschert ein Quell, von Menschen erscheint keine Spur; ein Kanot ist aufs Land gezogen, draußen brandet das Meer, ringsher ist es sonst todtenstill, man glaubt an einem verzauberten Orte zu sein.

Und wenn man vom Meere kommend kaum den Fuß ans Land setzt, kaum sich hineinverirrt in solchen verzauberten Ort des einsamen Ufers zwischen den hohen, schroffen Waldbergen, welche Vegetation, welche herrliche Vegetation! Oben an den steilen Hängen wetteifern Myrten, Palmen und Cecropien miteinander. Auf den Felsblöcken, neben ihnen und zwischen ihnen Bromelien, Calladien, Melastomen, Lantanen, Apocynen, Asclepien! Eine prachtvolle Erythrine hebt ihre blattlosen Zweige mit Purpurblüten hervor aus dem Gebüsch, schmachtend streckt neben der glühenden Kokette eine bleich-süchtige Begonie ihre Blumen dem Lichte entgegen, während sich eine vielblumige Malpighiacee über beide hinaus erstreckt. So ist jeder Tritt, jeder Schritt hier am einsamen Orte Freude und innige Ergötzung.

Da tönten die Glocken im Thurm der Stadt zusammen und riefen zur Terça, zu unserm Dankgebet, und ich kehrte schnell zur Stadt zurück.

Ehe ich aber zur Kirche gelangte, rannte ich an einer Ecke auf einen Bekannten los, auf den bei der Landvermessung angestellten Ingenieur von Radow, den einzigen Deutschen, den es dermalen in der Stadt Iguape gab und dessen Begegnen mir nicht nur sehr lieb war, sondern auch höchst interessant ward.

Vorläufig gingen wir zusammen zur neuen Kirche. Wenn die neue Kirche von Iguape auch noch nicht fertig ist und ihr eben deswegen, zumal in ihrem äußern Totaleindruck, alle architektonische Harmonie fehlt, so ist doch das Innere des

Schiffs sauber und reinlich bei großer Einfachheit. Die Kirche macht einen freundlichen und doch so ernsten Eindruck: ich möchte ihn einen protestantischen Eindruck nennen, wie ich einen solchen noch in keiner brasilianischen Kirche empfunden habe. Der Hauptaltar und einige kleine Seitenaltäre waren hell erleuchtet. Auch hatten sich zahlreiche Iguapenserinnen eingefunden, die in der Mitte der Kirche knieten. Vor dem Hauptaltare knieten die Passagiere vom Dampfsboot.

Die Litanei ward ziemlich disharmonisch in Begleitung einer Phytharmonica gesungen, doch störte dies den Kircheneindruck keineswegs; vielmehr aber störte mich ein gewisses Gaffen einzelner Knaben und Frauen nach dem Orte hin, wo ich ziemlich allein stand. Bald aber begriff ich den Grund davon. Neben mir stand der Coroado vom Bord, vom hellen Lichte der Kirche vollkommen bestrahlt, ein echter Sohn der Wildnis, und eben in solcher christlichen Kirche, in solchem Alleinstehen eine wunderbare Erscheinung. Wie eine Salzsäule reglos stand er da, in einer fast unheimlichen Erstarrung; seine schiefen, kleinen, sonst glanzlosen Augen blitzen wie die Lichter auf dem Altar; keine Miene verzog das gelbe Mongolenantlitz, aber in gewaltigern Zügen athmete der breite, fleischige Brustkasten.

Wie lange mag es her sein, daß die zahlreichen Ureinwohner des Strandes von Iguape, Botokuden oder Coroados, den ersten Europäer anstaunten, der in ihre Versammlung trat? Und nun schon, nach kaum einigen Jahrhunderten, staunten die von Europäern abstammenden Einwohner den letzten Coroado an, der, ein Fremder, eine Erscheinung, ein Mirakel auf dem Boden seiner Väter, in ihre Christenversammlung trat und an ihr erstarrte! Ich sage: den letzten Coroado, denn wohl kann ich alle noch lebendig umherwandelnden Coroados als wandelnde Leichen ansehen, als hohle Schemen, die letzten ihrer einst so mächtigen Stämme. Auch

in Brasilien ist die Zeit der rothen Häute vorbei und die bleichen Gesichter herrschen.

Unter Raketenrauschen und Glockenschall verließen wir das hübsche Gotteshaus. Es war heller Mondscheinabend geworden und die sich über den Kirchenplatz hin zerstreuenden Menschen sahen gar gut aus.

Beim Commandeur Jozé Innocencio Alvez Alvim, einem Manne von Ansehen, machte ich mit Herrn von Randow einen Besuch. Hier wurden gar viele, zum Theil höchst komische Sonnenfinsternis-Anekdoten erzählt. Manche Leute glaubten am 7. Sept., mit der Verfinstierung der Sonne würde die Welt untergehen und bereiteten sich mit christlicher Resignation zum Tode vor. Eine große Menge Gelübde waren der wunderthätigen Mutter Gottes von Iguape gethan worden, und es ging den Gelobenden, wie es uns an der Barre von Cananea ging, wir kamen durch die Brandungen und jene durch die Sonnenfinsternis glücklich hindurch. Ein sonst ganz aufgeklärter Mann in der Stadt, dem man gesagt hatte, daß die Sonnenfinsternis nur auf einem schmalen Küstenstreif total wäre, reiste, um dem gräßlichen Vorfalle mit Sicherheit zu entgehen, dreißig Leguas ins Innere hinein, und rettete dadurch, wie er glaubte, sein Leben. Ja, man hat sogar von einigen guten Paraguensem behauptet, sie hätten geglaubt, daß weil die Regierung mehrere gelehrte Herren aus der Hauptstadt und einen eigens dazu von Paris gekommenen Astronomen auf einem großen Kriegsdampfer von zwei Kanonenbooten begleitet nach Paraguay, dem Hauptfocus der Sonnenfinsternis, geschickt hätte, die Eklipse ein immerhin bedenkliches Ereignis sein müßte, dessen Folgen jedoch von Wissenschaftsmännern und nöthigenfalls mittels Kanonendonners bedeutend unschädlicher gemacht werden könnten.

Wie viel nun auch gescherzt werden möchte, so hat doch die totale Sonnenfinsternis vom 7. Sept. einen tiefen

Schreckenseindruck auf die Küstenbewohner von S.-Paulo und Parana gemacht, und sehr viele glauben einer großen Gefahr durch das rasche Vorübergehen derselben entwischt zu sein.

Was aber einem Reisenden nicht alles passirt! Die liebenswürdige und muntere Frau des Commandeurs erzählte mir mit unendlicher Freude von ihrem politischen Einfluß, und wie die ehemalige Villa Iguape es ihren Bemühungen und kleinen Machinationen verdankte, daß aus der Villa eine Stadt geworden wäre, welche nun aber auch eine eigene, gute Barre haben müßte. Und nun erhielt ich den strengen Befehl, in Rio nach allen Kräften dahin zu wirken, daß die Barre von Cappara, die den naturgemäßen Eingang zum Hafen von Iguape bildet, genau untersucht, gemessen und mit einem kundigen Booten versehen würde.

Das versprach ich denn auch ganz gewissenhaft und verschieden als gute Freunde. Ich wollte an Bord zurückkehren. Da erfuhr ich denn, daß der Paraense am folgenden Morgen noch Ladung einzunehmen hätte, und unser Commandant die Morgenstunden benutzen möchte, einige Messungen der eben genannten Einfahrt zu machen. So konnte ich denn der freundlichen Einladung des Herrn von Randow, in seiner Wohnung die Nacht zuzubringen, mit dem besten Gewissen folgen, um so mehr, da ich durch einige Stunden längern Aufenthalts mich von mannsfachen Unternehmungen unterrichten konnte, welche zur materiellen Entwicklung jener Gegend von bedeutendem Nutzen sind.

Gleich nördlich von der Barre von Cappara mündet ein Fluß, der Rio-de-Iguape, ins Meer, der, wie wenig Ausdehnung er auch auf der Karte zu haben scheint, dennoch für die ganze Umgegend von großer Bedeutung ist. Seine letzten Zuflüsse kommen aus den Bergen von S.-Paulo und Coritiba her, und jener Araçungi oder Açungi, von dessen Land-

schaft und respectiver Colonifirung ich schon geredet habe, ist eben einer seiner Confluenten.

Der vielfach gewundene Lauf des Flusses geht durch fruchtbare Gegenden hindurch, in denen außer allen andern Ackerbau-producten besonders guter Reis gebaut wird. Einige Meilen vor seiner Mündung ins Meer, an der Barre von Ribeira, die nicht gefahrlos ist, kommt der Fluß in einer landseeartigen Ausdehnung der Stadt Iguape so nahe, daß man kaum eine halbe Stunde braucht, um zu jenem Landsee zu gelangen. Ein vortrefflicher Weg führt dorthin. Eine kleine Ortschaft, ein Hafenplatz, der Porto-de-Iguape, hat sich dort fast von selbst herausgebildet. Von diesem kleinen Stapelplatz aus besorgen zwei kleine Dampfboote den Verkehr den Fluß hinauf bis zum Orte Xiririca in einer Fahrt von dreißig Leguas, und bringen aus dem Innern des Küstenlandes die Feldproducte mit, um sie in Porto-de-Iguape aufzustapeln, von wo sie dann nach der Stadt Iguape und von dort nach Rio-de-Janeiro geführt werden.

So ist denn die Gefahr der Barra da Ribeira vermieden, wie manche kleine Küstensahrzeuge auch immer noch in den Fluß Iguape einlaufen.

Aber selbst den kleinen Landweg vom Porto bis zur Stadt Iguape hat man umgehen wollen, und hat einen Kanal vom Ufer des Hafss in den Binnensee des Flusses geführt, sodaß Canots direct von Iguape mit Vermeldung jeglicher Seegergefahr in den Rio-de-Iguape einfahren und denselben hinaufgehen können. Doch sind die Ufer des Kanals noch nicht fest genug zu einer sichern und constanten Benutzung desselben. Mit-hin ist der kurze Landweg immer die sichere Verbindung des Flusses mit dem Meere, welche später je nach Nothwendigkeit mittels eines Schienenwegs bedeutend erleichtert werden kann. Der Boden ist fest und vollkommen horizontal bis zum Flußufer.

Bei den so schönen Vortheilen, die ein scheinbar unbedeu-

tender Küstenfluß gewährt, ist der Rio-de-Iguape es nicht einmal allein in seinem Hauptstrom, von dem eine schöne Entwicklung jener Gegend ausgeht. Ein südlicher Nebenfluß, der Jacupiranga, der wieder einen Nebenfluß, den Rio-da-Canja, aufnimmt, ist nebst jener Zuflößung für Canots schiffbar. Diese zwar nicht großen, aber höchst brauchbaren Flussgliederungen — eben deswegen höchst brauchbar, weil nicht groß und ungestüm in ihren Verläufen — schlängeln sich durch eine mäßig von Hügeln und Bergen durchsetzte Gegend von ganz besonderer Fruchtbarkeit.

Bei der Unscheinbarkeit jener Gegend und ihrer Verborgenheit hinter dem Haff und Fluß von Iguape ist das Land dort noch bis heute in den Händen der Regierung geblieben. Bei der zunehmenden Progression des deutschen Landbaus in den Südprovinzen von Brasilien indeß und einer bereits kräftiger begonnenen Auswanderung dorthin hat die „Direction der freien Ländereien“, um den Anforderungen Neuankommender sogleich entsprechen, zu können, südlich vom Flusse und drei Leguas westlich von der Stadt Iguape auf dem vom Canja und Jacupiranga durchspülten Territorium ein Gebiet von zwei Quadratleguas zu kleinen Sectionen vermeessen lassen und die Ausführung der respectiven Arbeiten dem Herrn von Randow übertragen.

Aus den sorgfältigen von diesem deutschen Arbeiter angefertigten Aufnahmen und Karten habe ich einen Ueberblick über diese neue Colonie gewinnen können. Die einzelnen Sectionen sind 500 Brassen breit und tief und bilden demnach sehr ansehnliche Colonistengüter, besonders wenn man sie mit den kümmerlich und frankhaft kleinen Landbissen vergleicht, welche von einzelnen Landspeculanen in gewinnstüchtigem Privatinteresse an Einwanderer verkauft werden. Auf schönen, großen Landstrecken muß die deutsche Arbeit beginnen; Vater und Söhne müssen viribus unitis ihren reichlichen Boden angrei-

sen dürfen, nicht der eine dorthin, der andere dahin laufen müssen, um sich ein kümmerliches Stückchen Boden in einem Lande zu suchen, wo seit Jahrhunderten sich ein noch nie angeasteter Boden nach Entwicklung durch freie Menschenkräfte sehnt und förmlich danach ausschreit.

Dieses gleich hinter Iguape! In noch geringerer Distanz ist nun in ganz gleicher Weise hinter Cananea, also an demselben Haff, ein Territorium von zwei Quadratleguas abgemessen worden. Ich verdanke der Güte unsers freundlichen Landsmanns eine hübsche Situationskarte der Gegend und jenes vermessenen Landes. Ist die Colonie erst im Entstehen und Anwachsen, so können beide, die Anlage von Iguape und die von Cananea, in exzentrischer Ausdehnung sich bald beggnen und dort zusammenwachsend einen Landesanbau von erster Bedeutung darstellen.

Zunächst handelt es sich nun darum, wo für die beiden noch getrennten und doch so dicht zusammenliegenden Punkte die Empfangshäuser für die zu erwartenden Colonisten gebaut werden sollen. Man scheint die Gegend von Cananea der von Iguape in dieser Beziehung vorzuziehen. Freilich liegt sie immer dichter am Seeverkehr, wenn auch kaum nur einige Stunden, denn die Schwierigkeit der Barre von Cappara, diesem natürlichen Eingange zu Iguape, macht letztern Hafen ferner ab vom Meere liegen als Cananea.

Da mag denn jene echt patriotische Frau des Commandeur Alvin vollkommen recht haben, wenn sie mir den Befehl gab, in Rio eifrig die Barre von Cappara zu besprechen.

Als ich am folgenden Morgen (17. Sept.) an Bord gehen wollte, war unser Commandant mit dem nöthigen Apparat zur Barre von Cappara hinausgefahren, um Messungen zu machen. So konnte ich mit Herrn von Randow denn noch einen Spaziergang zum „Porto de Iguape“ an der Bega des gleichnamigen Flusses machen.

Schnurgerade geht die breite Straße von Iguape bis zu diesem eigenthümlichen Süßwasserhafen; eigentlich keine Straße, sondern ein langer, fester Rasenplatz, auf dessen beiden Seiten der Boden ziemlich unbenuzt in anmuthiger Melastomenwildnis und anderer vielfach wuchernder Tropenvegetation liegt, zwischen deren freiern Stellen einiges Vieh weidet. Ich kann mir nicht helfen, man sieht dem Landstrich die Faulheit der Besitzer an. Auf dem lockern Boden könnte wundervoll Manioc und Aipim mit eigenen Händen und unter hübschem Gewinn gebaut werden. Statt dessen aber kaufst man lieber den Reis, der den Fluß hinunter kommt und treibt in der Stadt allerlei Schachergeschäfte und Bendenwirthschaft. Andere ziehen es vor, im Canot den ganzen Tag unter einem modifizirten dolce far niente Fischerei zu treiben und gesalzene Fische zu dörren, fast nach Art der nordischen Stockfische, nur in kleinerm Maßstabe. Der Landbau ist den Leuten allerwege noch immer zu mühsam, obgleich sie ihm seinen Werth, seine hohe Bedeutung gar nicht abstreiten, sondern vielmehr den Erfolg einer freien Landarbeit vollkommen einsehen. Sie sind selbst neidisch auf die Arbeit deutscher Einwanderung.

Eine hübsche, stille Morgenscene traf ich am „Hafen von Iguape“. Ein Dampfboot lag am Ufer, dicht neben ihm ein Küstenfahrer. Einzelne Canots zogen durch den Spiegel des Landsees, dessen jenseitiges Ufer noch im Morgennebel steckte. Krähende Hähne verriethen aber auch nach dorhin Menschenwohnungen. Hoch über den weißen Dunstmassen ragten einzelne Waldhöhen hervor und glänzten thautriefend im Morgenstrahl.

Den Hafensplatz selbst bilden mehrere zum Theil hübsche Häuser und Waarenmagazine. Natürlich ist alles erst noch im Anfang, noch im Werden. Ueberall vermisst man noch Menschenkräfte, frei arbeitende Menschenkräfte, aber überall sieht man, was werden könnte, müßte und würde, wenn Menschen kämen.

Auch den kleinen Kanal untersuchte ich. Fürs erste mag es schwer sein, ihn stabil zu machen: seine Ufer sind sandig und sinken bei der Neuheit der Vertiefung noch immer leicht nach, zumal wenn der gewöhnliche Wasserstand um ein weiges höher steigt. Doch ist er mit Canots zu benutzen. Bei größerer Verkehrsentwicklung würde ich immer einen Schienenweg zu Lande vorziehen.

Stundenlang mußten wir am Bord auf unsren Commandanten warten. Ein ziemlich starker Südostwind wehte; hinter der Nährung hörten wir die See stärker branden, und wir wollten uns schon Sorge um unsren Schiffsführer machen, als sein Boot im Norden von uns um die letzte Biegung der Nährung herumruderte.

Offenbar hatte sich seine nautische Ambition lebhaft geregt. Schon einmal hatten die beiden Dampfschiffe dieser Zwischenlinie, der Catharinense und der Conde de Aquila, die Barre von Cappaia zur Einfahrt in das Haff von Cananea und Iguape benutzt und sich dadurch einen Weg von 28 Leguas vollkommen erspart. Vielleicht kannten die Führer jener beiden Schiffe die Barre besser, vielleicht fand gerade eine volle Flut statt, ich kann es nicht sagen, genug, die Möglichkeit, jene Barre zu passiren, war gegeben und bewiesen.

Unser Commandant hatte  $2\frac{1}{2}$  Faden Wasser gefunden, doch war ihm die Einfahrt, der Kanal der Barre zu gewunden vorgekommen, als daß er hätte wagen mögen, sie mit dem Paraense zu befahren, sodäß wir wieder nach Cananea abdampfen mußten. Und am Ende war das höchst verständig, trotz eines Umwegs von 28 Leguas, der uns daraus erwuchs. Denn wenn der Paraense, ein alter Kasten, gerade so alt, wie jener Reitermantel im berühmten „Mantellied“, beim Auslaufen nur einmal tüchtig auf eine feste Sandbank stieß, so war er gewiß wrack und wir in sehr precärer Lage.

So gingen wir denn um 3 Uhr nachmittags von Iguape

in friedlicher Binnenschiffahrt fort. Gegen Abend mußten wir an einem Punkte halt machen, um Brennholz einzunehmen. Dieser Aufenthalt ward langweilig. Ich ging schlafen und als ich am folgenden Morgen erwachte und meine Deckscabine öffnete, strahlte ein goldiges Morgenroth über Cananea.

Einige etwas monotone Morgenstunden vergingen uns vor dem alten Nest, doch ergötzte uns das kleine Treiben am Ufer und auf dem Wasser. Wenn großartige Erscheinungen fehlen, so freut man sich schon an einer Gruppe spielender Kinder, an Fischen, die aus dem Wasser springen, und Möven, die nach ihnen jagen. Ich hatte in Iguape eine große, aber schwer am Kopfe verwundete lebende Mydassschildkröte gekauft, von der ich mindestens das Schild retten wollte. Der Fischerjunge aber verdarb mir die Bauchbedeckung des großen Thieres und ich konnte nur die Rückendecke gewinnen.

Solch ein Rückenschild ist wirklich wie ein kleiner Meeresstrand, ein kleines zoologisches Museum. Cirripedien und Bivalven sitzen in Menge auf ihm; zwischen diesen halten sich im anklebenden Schlamm zahlreiche Seeanneliden versteckt. Zoophytische Formen kommen in feinerer Bildung ebenfalls vor nebst einigen zarten Seepflanzenbildungen, fast wie feine, gegliederte Ceramien! Als ich im Jahre 1855 unter französischer Kriegsflagge von Rio nach Brest segelte, ergötzte uns im Sargassomeer vielfach das Auffischen einzelner Fucuspartien mit ihren Legionen von Anthozoen und andern Bewohnern, über welche mein edler Freund Burmeister in derselben Gegend so sinnige Betrachtungen angestellt und sie in seinem „Ocean“ so abgerundet dargelegt hat. Was würde jener hervorragendste Zoologe Deutschlands und vielleicht unserer ganzen Zeitzeit zu meiner Schildkröte gesagt haben? Denn wirklich war sie das vollendetste Exemplar, was ich in epizoischer und epiphytischer Beziehung gesehen habe.

Um 11 Uhr verließen wir den eigenthümlichen Binnensee

von Cananea und Iguape, und der Bootse brachte uns über die Barre und ihre Brandungen hinaus ins offene Meer bis nördlich von der Ilha do Abrigo. Sein und seiner beiden Genossen kleines Canot war am Paraense aufgewunden. Man ließ es hinab. Mit großem Geschick gelangten die Piloten in dasselbe hinab und entfernten sich sehr glücklich vom stampfenden Dampfboot. Im nächsten Augenblick war das Segel gespannt und der ausgehöhlte Myrtenstamm hüpfte geschickt wie eine edte Thalassidrome dahin auf der wogenden Fläche, scheinbar oft tief vergraben in der Salzflut und von manchen gutmütigen Passagieren mit vielen Angstrufen begleitet.

Wir gingen in nordöstlichem Turs längs der ferner tretenden Küste bei einem wundervollen Wetter. Ein leichter, halbfrischer SSO-Wind spannte mit halber Kraft zwei von unsren Segeln, eine unbedeutende See hob den Dampfer leicht auf und nieder, und unsere Freude an dem herrlichen grünen Element, aus welchem die nebeligen Umriffe schöner Höhenzüge im Nordwest hervorragten, ward durch nichts gestört. Wir konnten, als wir am späten Nachmittag die ferne Küstenbildung von Iguape auf der Nordseite der Barre von Cappara erkannt hatten, mit einiger Wahrscheinlichkeit unsere Ankunft in Santos auf den folgenden Frühmorgen festsetzen. Und heiter gingen wir alle zu Bett.

Ein schwer rollender Donnerschlag weckte mich um Mitternacht. Ringsher zuckten die Blitze hinab in den Ocean, und ein heranbrausender Nordostwind zeichnete schärfer den Meereshorizont in der halbdunkeln Mondnacht. Langsamer, aber auch in größerer Dimension stieg unser Dampfer auf und nieder. Es war nichts, ein Gewittersturm auf der See, etwas, was auf allen Seereisen vorkommt. Und doch gesellte sich die Sorge zum Gewittersturm. Der Dampfer war ein alter Rumpf, man durfte ihm wirklich nicht allzu viel zumuthen. Zudem war der Wind gegen uns, und um unsere Sorge

vollkommen zu rechtfertigen, befanden wir uns gerade auf der Breite und Höhe einer Gegend, die bei Nacht und Nebel den in jener Gegend Segelnden gefährlich ist.

Etwa zehn geographische Meilen südlich von Santos liegt im Meer eine zweigetheilte Felsgruppe, As-Queimadas genannt, nach welcher sorgfältig ausgeschaut werden muß, wenn man Menschen und Güter nicht in Gefahr bringen will. Genau dort mußten wir uns befinden. Mit halber Kraft ging der Paraense, nach allen Seiten ward geschaut, aber ein dichter Regen rauschte herab, der uns in die untere Cabine trieb.

Ein wunderbares Werkzeug ist die Magnetnadel, wunderbar unter der Erde, mitten im Walde, mitten in der Sturm- nacht auf dem Meere, mitten auf den amerikanischen Gras- ebenen. Ich saß in der Kajüte, vor mir meine Karte und mein Taschenkompaß, er zeigte DRD. Dann wandte er oder vielmehr unser Fahrzeug sich in einem sichern Halbbogen nach SW. und sagte mir so mit großer Bestimmtheit unten im Schiff, daß man oben vom Mast aus die Queimadas gesehen hätte gerade im Curs des Fahrzeugs und ihnen so weit aus dem Wege ginge.

Und so war es. Nicht fern vor uns konnte man beim Zucken der Blitze den verhängnisvollen Felsen der Kleinen Queimada sehen. Ein dichter Blazregen schlug die See nieder und um 2 Uhr legten sich die Passagiere wieder zum Schlafen hin.

Das Gewitter dauerte mäßig die Nacht fort. Beim Tagesanbruch ward es heftiger. Schlimmer stürmten die Elemente auf uns ein, aber schon traten wir der schützenden Bucht immer näher, schärfer gezeichnet ragten schroffe Gebirgs- umrisse aus den Wolken hervor, und auf ruhig rollender See ließen wir ein in die Bucht von Santos!

Allerdings ist die Einfahrt in die Bucht von Santos bemerkenswerth wegen ihrer Naturschönheit. Vestlicherseits er-

heben sich die Höhen und zum Theil Felshöhen der großen Insel S.=Amaro, während westlich hin ein flacherer und gründender Boden den Meeresarm einschränkt. Nach dort hinüber sieht man auf einer schönen Höhe eine weiße Kirche schimmern, die Kapelle von Monteserrato, an deren Fuß nachher Santos liegt.

Vor einer an schrägen Felsabhangen klebenden Festung wird das kommende Fahrzeug angerufen und dann besichtigt. Immer bewohnter erscheint das grüne Gestade, hinter welchem in der Entfernung einiger Meilen wie ein mächtiger Festungswall die Serra von S.=Paulo sich hinausstreckt. Endlich biegt man gegen Osten um und hält vor dem in einem langen Zuge längs des Ufers sich hinziehenden Santos. Ich verabschiedete mich von meinen Reisegefährten und ging ans Land.

Santos ist als der Haupthafenplatz der großen Provinz S.=Paulo in der Handelswelt und sonstigen Lese welt gewiß zu bekannt, als daß ich nöthig hätte Genaueres darüber zu melden.

Die Stadt hat ungefähr 7000 Einwohner. Sie erstreckt sich längs der Bucht von SSO. nach NW. in einer ziemlich bedeutenden Längsausdehnung ohne große Breite. Einige, ja selbst viele Häuser sind hübsch und stattlich; manche Straßen gerade und breit, aber im ganzen ist Santos ziemlich weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Daß eine Stadt von 7000 Einwohnern keine Paläste und große Dome haben könne, ist sehr begreiflich. Ich will vielmehr zugestehen, daß Santos einige würdige öffentliche Baulichkeiten, Kirchen, Klöster u. s. w. hat, wie man sie kaum in einer so kleinen Stadt erwartet. Ganz etwas anderes meine ich hier, etwas ganz Besonderes muß ich hier tadeln.

Man steige mit mir einmal den steilen Berg zur Kirche von Monte-Serrato oder Montserat hinauf. Ein liebliches Bild, ein fast majestatisches liegt unter uns. Im Süden und Südosten liegt das duftende Meer. Sein Arm zieht sich wie

ein geschlängelter Fluß hinein ins Land, erst nördlich, dann nordwestlich und bildet manichfache Bucht en und schmale Einschnitte. Aber die nächste Einfassung des schmalen, von wenig Strom, von wenig Flut und Ebbe bewegten, von wenigen Winden bestrichenen Meerbusens ist ein flaches, morastiges, sumpfiges Land, um welches sich dann in sehr großer Nähe eine schroffe Serra und einzelne hohe Berge herumziehen.

Wie anmuthig nun auch die Landschaft sein mag, die man von der Höhe von Montserrat herab übersieht, so kann man ihr dennoch das Attribut einer gesunden Gegend nimmermehr zugestehen. Vielmehr bildet sie einen engen Kessel mit allen Ingredienzien, aus denen die Tropenonne eine Menge von Infectionstoffen herauschwemmen kann.

Und dabei kommen ihr die Menschen denn auch redlich zu Hülfe. Vom Berge herab erblickt man fast in allen Höfen und Gärten morastige Stellen, schmutzige Gräben, versumpfte Lachen stehenden Wassers. Das ist aber noch gar nichts oder doch nur bitter wenig.

Die Blüte der Schweinerei findet sich am Strande, am Duai der Stadt. Hier kann einem wirklich der Verstand still stehen. Überall Schmutz, überall Gestank, überall Ecken und Winkel mit faulenden Stoffen! Und dann beklagen sich die Leute noch darüber, daß sie so arg vom Fieber heimgesucht werden! Welch einen herrlichen Boden muß der hier einmal eingeschleppte Fieberkeim finden, wie sicher, wie schwer muß hier jede nicht acclimatisirte Natur von der gelben Pest ergriffen werden! Wie entsetzlich schreckte noch im Jahre 1850 das bloße Wort: Gelbes Fieber den brasiliischen Continent! Und heute, nach kaum sieben bis acht Jahren, baut man der Göttin Febris einen Tempel und pflegt ihre Mysterien mit Gewissenhaftigkeit im Uferschmutz von Santos.

Als mich vor meiner Abreise von Rio Se. Excellenz der Herr Ministerpräsident Marquis von Olinda um Rath fragte,

mit welchen Mitteln und Verfahrungsweisen wol das gelbe Fieber, mein bitterer Feind und Widersacher seit Jahren, von den brasiliischen Küsten fortgetrieben werden könnte, da glaubte ich an die Möglichkeit solcher Austreibung und gab einiges dahin Gehörige an, aber damals dachte ich nicht, daß in einer bekannten Handelsstadt innerhalb des Gelbfieber-Rayons solche stinkende Schmutzansammlungen geduldet würden.

Erst muß Santos schwer gezüchtigt werden für seine Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit, ehe es verdient, seine Gelbfieber-Geisel los zu werden, und ehe ein reisender Arzt irgend etwas Gutes von der Stadt sagen darf.

Die Handelsbewegung in Santos ist ziemlich bedeutend, obgleich ich selbst eigentlich nichts Bedeutendes davon erlebte. Im Hafen lag eine norwegische Brigg, zwei Dampsboote und eine alte, total rafirte Barke, sonst war von einem Mast nichts zu sehen, was mich eigenthümlich bestrengte. Und doch auch das nicht. Denn ein gewissenhafter Schiffskapitän wird, wenn er nur einmal den sauberen Strand beim Zollhause u. s. w. betritt, nichts Eiligeres zu thun haben, als seine Papiere zusammenzupacken und wieder davon zu gehen, um nicht seine Leute in Lebensgefahr zu bringen.

Der Hauptexportartikel von Santos für das Ausland ist immer Kaffee. Es werden im Jahre etwa 160000 Sack ausgeführt. Andere Artikel: Zucker, Taback u. s. w., gelangen zu keiner Bedeutsamkeit. Mit den regelmäsig fahrenden Dampfern gehen Nahrungsmittel nach Rio, besonders soll eine Menge von Speck auf diesem Wege nach Rio-de-Janeiro gelangen.

Der Import aller möglichen europäischen Fabrikate geschieht zum Theil auf directem, viel mehr aber wol auf indirektem Wege über Rio-de-Janeiro, dessen mächtige Handelsausdehnung offenbar etwas auf Santos drückt und diesem Handelsort zweiter Klasse im Wege steht.

Von der größten Wichtigkeit für Santos ist sein lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr mit Rio-de-Janeiro. Kaum mögen drei Tage vergehen, daß nicht ein Dampfboot von dort käme und nach dorthin abginge. Der Personenverkehr ist bedeutend wegen der Stadt S.-Paulo und der ganzen Provinz, deren Einwohner den Weg von 24 Stunden zur See dem ermüden- den Landweg von zwei bis drei Wochen nach Rio immer mehr und mehr vorziehen.

Genauere Darstellungen all dieser Handels- und Schiffsfahrtsverhältnisse muß ich späteren Gelegenheiten aufbewahren, falls sich mir einmal in der Zusammenstellung eines statistischen Werks über Brasilien bieten sollten.

Auch ein Stadthospital hat Santos. Es mag für den Gebrauch der kleinen Stadt ausreichend sein, läßt aber immer noch vieles zu wünschen übrig. Besonders liegt es zu dicht gegen den Berg von Montserrat angelebt und kam mir eben deswegen ziemlich dumpf vor. Krankheiten, deren Emanationen für andere schädlich werden können, scheint man nicht abzusondern. Ich fand in einem Saale Pockenkrank mit andern Kranken untermischt. Freilich ist es noch gar nicht lange her, daß wir in Rio dieselbe Marime besorgten.

Menschen habe ich nur wenige in Santos kennen gelernt. Ich hatte die Freude, frühere Bekannte wiederzusehen, unter denen ich mit Freude und Dankesäußerung die Herren Wedekind und Dr. von der Meden hervorhebe. Letzterer übt mit Eifer und Umsicht die hippokratische Kunst in Santos aus. Seiner Gastlichkeit verdanke ich einen angenehmen und friedlich-stillen Aufenthalt im schönen Hause des guten Doctors, dessen Familie auf dem Lande abwesend war.

Den einen oder andern Besuch von neuen Erscheinungen erlebte ich ebenfalls, manchen recht freundlichen und erfreulichen. Doch scheint es mir, daß man lange in Santos leben muß, um sich irgendeines angenehmen socialen Umgangs er-

freuen zu können, obgleich wir ins Ohr gesflüstert worden ist, daß Santos ein schauderhaft langweiliges, in geselliger Hinsicht ton- und farbloses Nest sein soll, und desto mehr so scheint, je länger man sich darin aufhält.

Eigenliche Familien habe ich nicht kennen gelernt. Es scheint, daß kein ungenirter Umgang zwischen solchen stattfindet. Die Deutschen in Santos — es mögen deren etwa sechzig bis achtzig aus allen Kategorien in Santos leben — scheinen ziemlich isolirt von der brasiliensischen Welt und ziemlich isolirt unter sich selbst zu leben. Daher kann von einem deutschen Leben in Santos nicht die Rede sein. Still, einfach und sinnig gehen die Handelsinteressen der guten Landsleute ihren Weg, eine handelskritische Stimmung möchte auch noch auf ihnen lasten, kurz: ein frisches deutsches Leben, ein Zusammentreten zu gegenseitiger Förderung, ein Herausbilden eines deutschen Familienlebens habe ich nirgends entdeckt. Das einzige Unternehmen, was ich unter den Deutschen — meistens Protestanten — als einen Ausdruck von einem Gesamtleben bezeichnen darf, ist, daß sie sich einen protestantischen Kirchhof angelegt haben. Mir scheint dieses Denkmal eines deutschen Lebens auch eins zu sein, weswegen ich wenigstens ganz beiläufig davon reden zu müssen glaubte. Solange es aber das Einzige deutschen Zusammenlebens ist, wünsche ich meinen deutschen Freunden in Santos, daß sie an diesem Mal des Gestius vorbeigehen, und wenn auch erst spät, dennoch einmal in deutscher Erde zum Ofen hinabsteigen mögen. Ich wenigstens möchte in Santos nicht begraben sein!

---

## Sweites Kapitel.

Ritt nach der Hauptstadt von S.-Paulo. — Nähe des Paranágebietes am Atlantischen Ocean am Rio-Grande. — Der Campo de Ipiranga. — Die Stadt S.-Paulo. — Der öffentliche Garten. — Thee von S.-Paulo. — Deutscher Landbau in der Provinz. — Einige Betrachtungen über das Parceriesystem. — Der Tieté und Antonio Mariano de Azevedo. — Der Beruf der Deutschen. — Rückreise über Santos nach Rio-de-Janeiro. — Schlusswort.

---

Es war der 23. September. Am Ende des Monats sollte ich in Rio-de-Janeiro sein, und so hatte ich kaum Zeit, einen flüchtigen Ritt zu machen in das Oberland und zur Hauptstadt der Provinz S.-Paulo, welche nahe an elf Leguas vom Hafenplatz Santos entfernt ist.

Ganz allein ritt ich gegen Mittag aus Santos fort in der Richtung zum Gebirge hin. Ein weites Flachland, ja häufig ein mit Junglegebüsch bedeckter Sumpf bildet, sowie man die Stadt eben im Rücken hat, die Gegend. Regelloses Gebüsch steht zu beiden Seiten des Weges als Einfassung der ziemlich gut erhaltenen großen Straße. Am Boden wimmelt es von kurzschwänzigen Crustaceen, aus dem Gestrüpp aber ragen lieblich blaublühende Jacaranden und andere Bignoniaceen

hervor, einige prachtvoll blühende, aber unnahbare Cattleyen, viele Onagrideen und manchfache Melastomen.

Beim Reiten und Betrachten des eigenthümlich wilden und doch so reizenden Pflanzengewirres wird man aber manchfach gestört und, wenn man sich zu sehr im Anschauen vertieft, manchfach gestoßen und incommodirt durch die Menge Maulthiere und selbst Carretenzüge, die auf der Landstraße daherkommen. Nur auf den lebhaftesten Verkehrsstraßen von Europa, wo noch keine Eisenbahnen sind, kann man Ähnliches erleben. Unwillkürlich dachte ich an die Straße von Triest nach Laibach, ehe die Eisenbahn eröffnet war. In langsamem Schritte ziehen die Ochsen ihre knarrenden Carreten dahin und in kurzem Tritt gehen die hochbeladenen Maulthiere unter ihren Lasten. Bis zu 3000 Maulthieren steigt an einzelnen Tagen die Zahl dieser vierfüßigen Lastthiere.

Ueber einen Verbindungsarm zwischen dem obern Ende der Bucht von Santos und dem offenen Meere bei S.-Vicente, westlich von der eigenlichen Barre von Santos führt eine hübsche Holzbrücke auf gut angelegten Steinpfeilern, eine der besten derartigen Arbeiten, die ich in Brasilien gesehen habe. Einige Stunden darauf erreicht man den vom Gebirge herabkommenden Cubatão mit einer bedeckten, starken Holzbrücke, an der jedes Maulthier eine Abgabe gibt, ungefähr vier Silbergroschen, was im Jahr eine bedeutende Summe zusammenbringt. Gleich an der Brücke hat sich infolge des regen Verkehrs auch eine kleine Ortschaft herausgebildet, die indes nur sehr unbedeutend zu sein scheint.

Hast wie ein Hohlweg führt die Straße zwischen zwei Hügeln hindurch und öffnet sich dann in eine kleine Fläche, hinter welcher wie eine Riesenmauer sich die Serra von S.-Paulo in den allerschroffsten Abhängen erhebt.

Es mag keine Kleinigkeit gewesen sein, die neue Straße, die an diesen schroffen Abhängen aufwärts führt, anzulegen

und auszubauen. Ihr Gefälle ist immer unbedeutend genug, um für Räderfuhrwerk vollkommen benutzbar zu sein; leider ist aber die Straße so schlecht, so voll von Steinen, Löchern und Ausspülungen, daß es mir doch ziemlich lebensgefährlich erscheint, in einer Postchaise den Weg zu machen. Man erblickt daher auch meistens nur Reiter und Damen zu Pferde, seltener schon Sänften, die von zwei Maulthieren getragen werden, und thut wohl, selbst beim Reiten etwas auf sein Maulthier zu achten, denn nicht überall ist der Weg sicher, namentlich ist er oft an seiner Außenseite von herabströmendem Wasser unterspült.

Aber gerade dieses Wasser gibt dem Ritte auf der Serra einen wundersamen Reiz. Während nach außen hin die Ebene mit ihrer Bucht und der fernen See als ein Gemälde seltenen Reizes überblickt wird — desto mehr, je höher man ansteigt —, kommen aus dem düstern Gebüsch und dunkeln Felsenschluchten an der innern Seite der Straße zahlreiche Quellen und Bäche hervor mit dem kostlichsten Trinkwasser, die sich plätschernd und gischend in die Tiefe stürzen. Oft kann man diesen hervorbrechenden Bergwassern den Namen von wirklichen kleinen Wassersfällen kaum versagen; aber in der ganzen großartigen Scenerie, wo alle Ausdehnungen bedentender sind, fallen solche liebliche kleine Cascaden ziemlich weg, und mancher Reisende mag sie kaum bemerken, wie viel Mühe sie sich auch geben, um bemerkt zu werden. An den schroffen Wänden des Waldes zwischen ihnen blühten viele Epidendren. Sonst war der Blütenflor durch die späte Jahreszeit ziemlich zurückgedrängt.

Hat man dann endlich die Höhe des Gebirgs, den Alto da Serra erreicht, wo das Gebirge sich durch eine schroffe Spalte förmlich in zwei sich einander gegenüberstehende Wände trennt, so hat man einen prachtvollen Rückblick in die Tiefe, in der Fläche mit Gebirge, Land und Wasser in seltsamer Buntheit miteinander abwechseln. Dem Reisenden gegenüber,

jenseit des Felsenschlundes stürzt ein zwar schmaler, aber doch gewiß einige hundert Fuß hoher Wasserfall von Fels zu Fels in die Tiefe, welcher, wenn starker Regen das ihm zuströmende Wasser hoch anschwillt, wirklich imposant sein muß. Als ich ihn sah, war er ziemlich wasserarm, machte aber dennoch einen hübschen Effect in der schönen Felsscenerie.

Ein ödes, wüstes, steriles Oberland erstreckt sich vom Alto da Serra hin. Wirklich, man fühlt sich auch hier und wie es scheint im ganzen Gebiet des Parana seltsam getäuscht, wenn man von der Tiefe der Meeresküste kommend, die hohen, malerisch schönen Gebirge emporklimmt und nun das graue, öde, fast nur Gras producirende Hochland betritt, auf dessen Hügeln oder Bergen sich kaum einmal ein Wald, kaum einmal eine Anpflanzung befindet. Am Wege selbst kommen freilich genug kleine, aber meistens erbärmliche Ansiedelungen vor, die alle mehr oder minder einen Herbergscharakter haben und fast ausschließlich von den vorbeiziehenden Reisenden, den Tropeiros und ihren Maulthieren leben.

Ziemlich in einer Wüstenei liegt hier das Wirthshaus eines aus Donna-Francisca stammenden Deutschen, bei dem ich freundlich aufgenommen und zum Bleiben ersucht ward; der Ort heißt Rio-das-Bedras. Doch mußte ich, um meine Maulthiere wechseln zu können, noch zwei Leguas weiter reiten, wie gern ich auch bei der deutschen Familie geblieben wäre, die meinen Namen sehr wohl kannte.

Hier ist die Wasserscheide sehr merkwürdig. Während der kleine Rio-das-Bedras nach jenem Wasserfall zueilt, der am Alto da Serra hinabstürzt, um auf kurzem Wege dem Atlantischen Ocean zuzufließen, rinnen gleich dahinter einige Wasseradern zusammen, um sich mit dem Rio-Grande zu vereinigen, welcher kaum einige Leguas hinter dem Alto da Serra die Bäche und Wasserlässe jenes Oberlandes aufnimmt und mit ihnen dem Tiete zueilt. Der Tiete fällt auf dem langen Wege

nach Nordwest an der Grenze von Goyaz in den Parana; auf langem Wege fließt dieser dem Süden zu, um dann, mit dem Paraguay und später dem Uruguay sich vereinigend, in südöstlicher Richtung den Ocean zu erreichen. So gelangt der eine Wasserarm nach jähem Sturz in ganz kurzer Zeit und in der Distanz weniger Meilen in dasselbe Meer, welchem sein allernächster Nachbar auf dem langen Wege vieler hundert Meilen durch fernab liegende Länderebiete langsam zufliest.

Nirgends, glaube ich, tritt ein Zufluss des Parana so dicht an den Rand des Atlantischen Oceans hinan wie diese kleinen Adern des Rio-Grande. Kaum einige Meilen sind sie vom Meerbusen von Santos getrennt.

Vor dem Rio-Grande machte ich halt. Dort hat sich ein junger Mann, der mich von Rio-de-Janeiro her kannte, angesiedelt und beschäftigt sich damit, mit zahlreichen eigenen Maulthieren den Transport von Reisenden und Waaren zwischen S.-Paulo und Santos zu besorgen. Obwohl er nun in seinem Familienhause kein Wirthshaus hat, so finden doch alle Reisende, die sich seiner Thiere bedienen, eine ausgezeichnete gastliche Aufnahme in seinem Hause, wo er gegen vierzig Reisende unterbringen kann.

So war mir, dem ganz allein auf der fremden Straße Reisenden, das allerdings eine angenehme Neberraschung, daß ich im Halbdunkel statt irgendeiner Spelunke bei wildfremden Leuten ein wohlgeordnetes Familienhaus antraf und mich gleich bei meinem Namen anreden hörte. Hierzu gesellte sich ein vortreffliches Abendessen und ein gesondertes Schlafzimmer, trotzdem daß eine Menge Leute schon vor mir eingetroffen waren.

Am folgenden Morgen früh war vor dem Hause ein kleiner Tumult, gerade wie in den Posthäusern kleiner Städte,

wenn viele Leute Extrapolit haben wollen. Jeder Reisende bekam ein neues Thier und in kleinen Gruppen ritten sie links und rechts fort, je nachdem sie nach S.-Paulo oder nach Santos wollten.

Mein neuer Maulesel und ich bildeten auch eine Gruppe, ein Bild des tiefsten Friedens und der ruhigsten Fortbewegung, die manchmal nur dadurch unterbrochen ward, daß das Thier ganz still stand. Das war aber ganz meine Schuld. Einmal hatte ich keine Sporen und zweitens keine Peitsche; wenn das ein Maulesel merkt, so geht er ganz gewiß nur sehr lassen fort. Ich improvisirte mir aus einigen Riemen eine Geisel und kam so ziemlich ruhig über die Brücke des Rio-Grande und nachher nach S.-Bernardo, einem ziemlich kümmerlichen Dertchen, was indes durch eine Theepflanzung, die erste ausgedehnte, die ich sah, immer merkwürdig ist.

Von dort scheint der Boden etwas besser zu werden. An der Landstraße finden sich mehrere Anpflanzungen und häufiger erblickt man die göttliche Pflanze aus dem Himmelschen Reiche der zopftragenden Chinesen, von der wir noch einiges weiter unten sagen werden. Mein Esel gab mir sattsum Gelegenheit, die fremdartige Pflanze zu betrachten, er stand wieder einmal still.

Ein vorüberreitender Herr mit einer jungen Dame gab mir den Rath, nie wieder ohne Sporen zu reiten, bei welchem Rath er mich mit meinem Namen anredete. Es war der neue Polizeichef der Provinz, Herr Gavião Peixoto, und ich nahm mir fest vor, seinen Rath zu befolgen, wenn ich auch damit keine Sporen hatte.

Endlich erblickte ich S.-Paulo von fern, ziemlich kahl auf einem, aus einer weiten Tiefung hervorspringenden Hügel gelegen. Eine halbe Meile vor ihm kommt man über den berühmten Campo de Ipiranga, auf welchem Kaiser Pedro I. die Unabhängigkeit Brasiliens vor sechsunddreißig Jahren erklärte.

Einige Balkenenden, die einmal einen Festpavillon bildeten, ragen hier aus der Erde, sonst schmückt kein Monument die denkwürdige Stätte.

Ich kam um Mittag in S.-Paulo an. Mit einem guten Thiere kann man die ganze Tour von Santos nach S.-Paulo sehr bequem in einem Tage machen, und sogar sehr leicht, wenn man in Rio-Grande bei Herrn Mello das Reithier wechselt. Mit solchem Wechseln des Thieres kann man die kleine Reise in zehn Stunden ganz gut abmachen.

Was soll ich nun von der Stadt sagen? Man hatte mir unbedingt viel zu viel von der Eleganz der Straßen, der Sauberkeit der Häuser, der Pracht der Kirchen und eines gewissen aristokratischen, feinen Anstrichs der Einwohnerschaft durchweg erzählt, viel zu viel, als daß ich mich in mancher Hinsicht nicht hätte getäuscht sehen sollen.

Einzelne Straßen, ja das eine oder andere Stadtquartier sind hübsch und manchmal selbst prächtig; es finden sich an vielen Stellen ganze Ketten von Stockwerkshäusern, dazu gutes Straßenpflaster mit Trottoirs, doch sind die Straßen meistens eng und die Stadt unbedingt unregelmäßig.

Die Kirchen, welche ich besah, sind hübsch, zum Theil gepuzt, und dennoch machte keine mir einen auffallenden Eindruck. Die juristische Facultät macht unbedingt einen classischen Eindruck und scheint mir von allen Gebäuden der Stadt das sehenswertheste zu sein.

Der Palast des Präsidenten war früher ein kirchliches Collegium und umfaßt zwei Seiten eines Platzes, an welchem auch das Hotel lag, in welchem ich logirte. Alles an diesem Platze sieht mönchisch-alt aus, wie überhaupt S.-Paulo mir einen Eindruck eigener Art macht. Es riecht dort nach Themis und altem Jesuitentand; ersterer Geruch nimmt zu, denn die juristische Facultät hat 5—600 Alumnen, deren Leben freilich von dem Leben deutscher Studenten ziemlich verschie-

den sein soll. Das Kirchenwesen aber hofft eine Regeneration durch ein neues Seminar, in welchem feurige, ernst-katholische, sardinisch-französische Geistliche als Lehrer angestellt sind. Zwei von ihnen habe ich kennen gelernt, eifrige, glühende Naturen, denen ich zum Fortgange ihres schweren Werkes inmitten des katholischen Formennihilismus von Herzen Glück wünsche.

Neben solchen ernsten katholischen Bestreben hat sich denn auch eine evangelische Regung ganz neuerdings in S.-Paulo fund gethan. Ein zahlreich entwickeltes deutsches Leben in der Stadt und der nächsten Umgegend hat sich zu einem evangelischen Kirchenverbande zusammengethan und einen Prediger, den Pastor Hölzel von Donna-Francisca, nach S.-Paulo berufen. Keinem Beginnen mehr als diesem wünsche ich Fortgang. Aber eben deswegen fürchte ich für seinen lange dauern den Fortgang. Man hat, fast versuchsweise, vorerst auf zwei Jahre, sich zu einem Gemeindeverbande verpflichtet, und das ist nicht gut. Ich wenigstens liebe solche Versuche nicht. Besteht einmal eine Gemeinde, so soll ihr Bestehen und Fortbestehen keinen Zweifel mehr leiden; aber solch ein Versuch zu einem kirchlichen Verbande ist schon eine Art von Zweifel. Ist erst einmal ein Anfang gemacht, so wird, wenn nur alle wollen, das Festbestehen unausbleiblich sein; denn die Zahl der Deutschen in der Stadt S.-Paulo und deren nächsten Umgebung ist bedeutend und wird immer bedeutender durch die Ansiedelung von deutschen und schweizerischen Arbeitern, die sich aus einem eigenhümlichen Arbeitsverhältniß auf einzelnen größern Landgütern, dem Halbpartssystem, losmachen und sich in S.-Paulo Arbeit suchen oder in der Nähe das Land bauen.

Von diesem eigenhümlichen Arbeitsystem werde ich gleich einiges auseinandersezten, denn es ist ein Zeichen der Zeit, ein Charakterstück der Provinz und seiner reichen Grundbesitzer,

und hat in den neuesten Zeiten außerordentlich viel reden machen zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans.

Unterdes benutzte ich die Zeit, um wenigstens einiges von S.-Paulo und seiner nächsten Umgegend zu sehen.

Da muß ich zuerst eines hübschen großen Gartens erwähnen, der zum Spazierengehen und zu botanischer Belehrung dient. Er hat mich angenehm überrascht, mehr als irgend etwas in der ganzen Stadt. Trotz mancher Unordentlichkeit und Verwilderung bietet er doch in seinen weiten Gängen und Räumen liebliche Punkte und hübsche Anschauungen. Ein allerliebster Blumenflor von europäischer Abkunft gedeiht neben Eucalyptus aus Neuholland, die Olive gefällt sich neben der Casuarine, Palmen wetteifern mit Apfelbäumen und andern nordischen Fruchtbäumen. Um ein hübsches großes Bassin haben sich besonders hübsche Blumen zusammengedrängt und bieten ein gar freundliches, erquickendes Bild. Selbst die plastische Kunst, von allen Künsten die edelste, die Bildhauerei, hat es nach Kräften versucht, den Platz durch einige Statuen zu verschönern. Wenn auch der gute Wille der Ausführung etwas vorausgegangen ist, so verdient doch das Geleistete alle Achtung. Und da ist es denn auffallend genug und als ein Rückschritt zur Tätowirung und indianischer Roheit anzusehen, daß die akademische Jugend von S.-Paulo eine Venus, die eben aus dem Bade kommt, eine Copie eines berühmten Motivs, überall mit schlechten Randglossen versehen hat und gerade die lieblichsten Reize des abgerundeten Marmors mit Blei-federwigen bekrizelt. Wie glühend, ja fast unerträglich üppig wußte jener portugiesische Heldendichter den Triumphgang seiner Venus durch den Olymp zu malen, die vom obersten Zeus ihren geliebten Lusiaden Schutz und Hülfe erschmeichelt. Da-für danken ihr die Descendenten der Lusiaden im Garten von S.-Paulo mit schlechten Wizen und profaniren das Standbild der schützenden Göttin.

Fast ebenso sehr als der botanische Garten oder öffentliche Spaziergang der Stadt interessirte mich eine wunderhübsche Anpflanzung, die von einem wackern Deutschen angekauft ist und bewirthschafstet wird.

Ich denke, daß der Deutsche Ablaß etwa eine Meile von S.-Paulo entfernt wohnt. Wenn auch der Ritt dorthin durch keine schöne Gegend führt, so lernt man jedoch auf jener Besitzung eine sehr wackere, anspruchslose deutsche Familie kennen, welche vor vielen Jahren nach S.-Paulo kam und sich durch eifige Arbeit ein hübsches Vermögen erwarb, dem sich auch ein reicher Kindersegen angeschlossen hat.

Wol eine halbe Quadratmeile mag der Besitz des Deutschen sein. Ein großes Stück davon ist Weideland im Naturzustande, auf welchem vortreffliche Viehzucht um so mehr gedieht, als ein kleiner Fluß des prächtigsten Trinkwassers rauschend den Campo durchzieht in nie versiegender Fülle.

Besonders aber ist es der Garten, die eigentliche Pflanzung im weitesten Maßstabe, die das lebhafteste Interesse erregt. In schönster Fülle und reizender Blütenzier kreuzen sich hier die Alleen von Apfel-, Birnen-, Pfauen- und Pfirsichbäumen, mit denen die Orangenbäume, Granatbüsche und Kaffeesträucher an Leppigkeit des Wachsthums wetteifern. Ein prachtvoll blühender Jaboticabaum, eine wundervolle, schlanke und hohe Myrte, deren Stamm und Neste mit stiellosen, unmittelbar auf dem Holze sitzenden Blüten dicht besät sind, ragt über alle hoch hinaus.

Ein großes Feld aber bildet in dieser Pflanzung die Theestauda, wie denn in der ganzen Gegend von S.-Paulo außerordentlich viel Thee gebaut wird.

Es kann hier meine Absicht nicht sein, eine Beschreibung der Ternstromiaceen zu geben, zu denen die Theepflanze gehört, noch des Thees selbst. Wer nie einen Theestrauch sah, der denke sich einen dichtbelaubten, gedrungenen Camelienbusch

mit kleinen Blättern und kleinen Blüten, so hat er ziemlich genau die ganze Theestauda vor sich.

Nur die letzten zwei bis drei Blätter der einzelnen Zweigspitzen werden zum Thee genommen und müssen sorgsam abgepfückt und zusammengedreht werden, sodaß die Theegewinnung sehr viel Handarbeit verlangt. Wie gut nun auch der Busch gedeiht, so wenig kann noch bis jetzt der Thee von S.-Paulo mit dem chinesischen Thee concurriren. In China behandelt man den Thee mit Orangenblüten, die nachher sorgsam wieder abgelesen werden. Das läßt sich in S.-Paulo auch machen. Und doch gewinnt man noch keinen chinesischen Thee.

Mir scheint das ganze Geheimniß im Trocknen der Blätter zu stecken. Bei Herrn Ablaß waren elf Dörrpfannen. Sie bilden halbkreisförmige Behälter, die auf einem Backsteinofen aufgemauert sind. Etwa der dritte Theil dieser eisernen Rötpfannen ist beim Trocknen im Contact mit dem Feuer, die andern zwei Drittheile sind von Lehm und Backstein umkleidet. Schon dadurch gewinnt die Pfanne und der zu trocknende Thee eine sehr verschiedene Temperatur, und der eine Theil des Thees kann schon nahe am Verbrennen sein, während der andere kaum warm geworden ist.

Wesentlich zwischen chinesischem und paulistischem Thee ist mir, daß letzterer ganz trocken geröstet und brüchig ist, während ersterer langsam eingetrocknet ist und eine gewisse Frische, eine Viegsamkeit behält. In einer Theekiste von S.-Paulo findet man eine Masse Pulver, in einer chinesischen viel weniger. Gießt man chinesischen Thee mit heißem Wasser auf, so kann man ein ganzes Blatt nach und nach wieder auseinanderwickeln, während das paulistische Blatt seine verbrannte Natur nicht leicht wieder aufgibt und in Fragmente versäßt. So bin ich denn ganz fest überzeugt, daß die Hauptbehandlung im langsamern, gelindern Eintrocknen, im Einwelken des

Thees liegt. Wollte man den paulistischen nur so viel trocken, daß er nicht feucht mehr ist und nicht schimmelt, so möchte man vielleicht ein dem chinesischen gleiches Product erzielen und dem Lande eine Quelle unabsehbaren Reichthums eröffnen, wie denn schon der Theeexport von S.-Paulo ganz bedeutend ist.

Neben dem Theegarten machte sich denn nun auf dem Besitzthum des Deutschen Abläß auch der ganz deutsche Gemüsegarten vortrefflich. Suppenkräuter aller Art, Carotten, Rüben, Kartoffeln gediehen prächtig auf amerikanischem Boden neben der asiatischen Pflanzung, welche an Theeproduct allein jährlich über 4000 Thlr. abwerfen kann, wenn die Theeplantage ordentlich ausgebeutet wird. Wirklich, man sieht diesen scheinbar so öden Gegenden um S.-Paulo nicht an, daß sie so leicht und so üppig die Producte verschiedener Welttheile hervorbringen.

Eben noch zwei kleine Meilen weiter als diese Pflanzung des deutschen Landsmanns ist ein Ort S.-Amaro, ein kleines, ziemlich ärmliches Kirchspiel. Man hatte mir gesagt, daß der Ort eine deutsche Colonie wäre und dennoch fand ich nur zwei oder drei deutsche Familien in der ziemlich ärmlichen Freguesie.

Nichtsdestoweniger hat es mit der deutschen Colonie sein richtiges Bewandtniß. Vor vielen Jahren suchte man allerdings in S.-Amaro eine Colonie anzulegen, aber der Boden war schlecht und die Colonisten unzufrieden mit ihrer Lage. Sie zerstreuten sich und suchten sich selbst ihre Ansiedlungspunkte, was ihnen meistentheils denn auch ganz vortrefflich gelungen ist. Durch die ganze Gegend von S.-Amaro und besonders gegen den südwestlich davon liegenden Ort Itapecerica wohnen zahlreiche Colonisten, die sich durch kleinen Landbau, Gemüse, Kartoffeln, Butter, Käse und deren Lieferung nach S.-Paulo, so auch durch Holzhandel, Breterverkauf u. s. w.

eine reichliche Existenz verschaffen und ohne großes Aufsehen eine recht ansehnliche Colonie bilden.

So können viele fleißige Hände selbst aus beschränkten Terrainverhältnissen sich eine gute, ehrliche Existenz ziehen, — viele freie Menschen auf beschränktem Boden.

Wie anders erscheint neben diesem Benützen des Bodens im kleinen eine große Fazende, die mit Sklaven bearbeitet wird, — also wenig unfreie Menschen auf weitem Boden!

Ich ritt mit einem wackern deutschen Wagenfabrikanten von S.-Amaro noch weiter. Wir kamen über eine Holzbrücke, unter welcher der Rio-dos-Pinheiros rasch und tief hindurchfließt. Dann führte uns ein versteckter Seitenweg durch tiefe Einsamkeiten von Hügeln und Gebüsch, zwischen welchen sich kaum eine Spur von der anordnenden Hand eines Menschen fand. Endlich öffnete sich ein breiter Weg, auf dessen beiden Seiten malerisch schöne Bambusen gepflanzt waren; er führte zu einem vornehmen Gehöft, der Fazende Murumbi, auf welcher ein Herr Rudge, ein Verwandter des so bekannten Mac-Well'schen Hauses in Rio-de-Janeiro, wohnte.

Einen wirklich prächtigen Anblick gewährt das Gehöft. Fast wie ein kleines Schloß liegt das Wohnhaus da, neben welchem sich ein förmlicher Bananenwald in die Tiefe zieht, um sich dort einer herrlichen Theepflanzung und weit ausgedehnten Rebengeländen anzuschließen. So vornehm, so stolz sah das Ganze aus! Und doch lag ein Schleier der Verödung, Vereinsamung auf der reichen Pflanzung. Ich konnte keine Spur eines Lebens, eines fröhlichen Menschentreibens irgendwo entdecken, kein Ruf, keine Stimme erscholl. Sowie man aber dem prächtigen Hause mit seiner nächsten Umgebung den Rücken gewandt hat, tritt eine wirkliche Verödung ein. Links und rechts ist der Naturzustand der Weide, unbenuzt, unbaut und wie es scheint selbst unbeweidet liegt der weite Campo da, wie viel Kräfte auch in seinem Innern verborgen liegen,

gerade wie der Schatz eines Geizhalses vergraben liegt, damit nur ja andere keinen Nutzen davon haben mögen.

Nach dem Ritt einer Stunde beinahe kommt man an einen alten Thorweg, wo der Besitz des Herrn Rudge ein Ende nimmt oder, so Gott will, bald der Anfang des schönen, herrlichen Grundstücks, unter freien Arbeitskräften erwachend zu kräftigerer Cultur und vollendeteter Entwicklung, sein wird. Denn beim Abnehmen der Sklavenzahl und dem Mangel alles weiteren Negerhandels von Afrika her muß und wird der freien Arbeit immermehr Raum, immermehr Ansehen, immermehr Möglichkeit gegeben werden, wenn auch die alte Gewohnheit der Sklaverei und das Euerative der Negerarbeit den Negerzüchtern noch immer wie ein Eldorado vorkommt und sich empört gegen freie Arbeit und das Recht, was sich ihr anknüpft. Recht wie ein Hymnus auf jene zusammen sinkende Negerzeit kam mir ein Zettel vor, den mir gerade dort in der Nähe ein Deutscher zeigte, um seinen Inhalt zu kennen. Dieser Deutsche war Feitor, Verwalter, auf einer Besitzung einer Frau von einer bekannten Familie, welche in der Stadt wohnte und folgenden offenen Befehl an den Verwalter, der nur wenig Portugiesisch verstand, schickte: Herr X.! Der Neger N. N. ist heute, Sonntag zur Stadt gekommen, ohne sich mir vorzustellen. Da er nur mit Ihrer oder meiner Erlaubniß ausgehen darf, so schreiben Sie mir, ob Sie ihm diese Erlaubniß gegeben haben, und lassen ihn, da er nicht zu mir kam, aushauen und in den Block spannen! Also Sova e tronco!"

Sova e tronco! Ein herrliches Motto am Sonntage, an dem der Negersklave immer und sein ganzes Leben hindurch Negersklave bleibt, und nun von seiner Senhora, die ganz bestimmt am Morgen zur Messe gewesen ist, am Sonntag, entweder gleich vor oder gleich nach der Messe, zu Sova und tronco verdammt wird ohne alle weitere Untersuchung, ohne

alles weitere Rechtsverfahren, verdammt von der hysterischen Laune eines Weibes.

Eine ganze Reihe von Grundbesitzern der Provinz und recht eigentlich die hervorragenden Pflanzer haben nun lebendig anerkannt, daß es mit Sova und tronco des alten Negerthums doch nicht mehr geht und haben, um ihren bereits in vollem Betrieb sich befindenden Pflanzungen mit freien Arbeitskräften zu Hülfe zu kommen, sich Familien und einzelne Arbeiter zu Hunderten und über tausend aus Deutschland und der Schweiz kommen lassen. Statt diesen Arbeitern einen bestimmten Tagelohn anzusegnen, haben sie diese Arbeiter auf die Hälfte des Ernteertrags angewiesen, das vielbesprochene und vielbekämpfte Parceriesystem, von welchem ich hier nothwendig das Wesentliche sagen muß.

Zur Darstellung dieses Wesentlichen will ich hier einen Contract zu Grunde legen, den ich in S.-Paulo bekam und in strengster Wörtlichkeit wiedergebe, um ihm nachher einige Bemerkungen nachzuschicken. Zum voraus muß ich bemerken, daß, wenn gerade in diesem Contract der eine oder andere Name vorkommt, ich deswegen weder dem einen noch dem andern Namen einen Vorwurf machen noch einen Makel anhängen will. Ich brauchte ein Contractsschema und bekam gerade dieses, und somit publicire ich es, wie ich es im Originale gehabt und buchstäßig übersetzt habe.

### Halbpartsvertrag

zwischen Herrn Luciano Teixeira Mogueira einerseits und den unterzeichneten Colonisten andererseits, in fast gleicher Weise abgefaßt wie der Contract Bergueiro & Comp.

#### Artikel 1.

Der Colonist Joseph Salin und seine Familie, geboren im Dorfe St.-Pierre, Canton Freiburg in der Schweiz, verpflichten

sich nach freiem Willen und Entschluß auf die Bedingungen dieses vorliegenden Contracts hin, an Herrn Luciano Teixeira Nogueira die Summe von 1945 Mrs. 657 Rs. (etwa 1600 Thlr. preuß. Et.) zu bezahlen, welche er vorgeschoßen hat zur Deckung der Schulden des genannten Colonisten an seinen früheren Schuhherrn.

#### Art. 2.

Herr Luciano Teixeira Nogueira übernimmt folgende Verpflichtungen:

1. Ihnen zu liefern alles, was nothwendig ist zu ihrem Unterhalt, und ihnen Arbeit zu verschaffen, bis sie im Stande sind, sich selbst zu helfen.
2. Jedem Familienvater eine Anzahl Kaffeebäume zu übergeben im Verhältniß zu ihren arbeitenden Kräften.
3. Ihm an einem dazu bestimmten Orte eine Grundfläche anzugeben, passend und hinreichend, um daselbst die zum Leben nothwendigen Nahrungsmittel zu bauen.

#### Art. 3.

Dagegen verpflichtet sich der Colonist:

1. Sich friedlich zu betragen und in nichts die Ruhe und Ordnung, wie sie in der Colonie herrscht, zu stören.
2. Die ihm zuertheilten Kaffeebäume zu cultiviren und zu pflegen, wie es sein muß, sie zu bepflücken und das Product dem Empfänger der Colonie an dem dazu bestimmten Orte abzuliefern.
3. Gemeinschaftlich und im Verhältniß zu dem zur Bereitung der Waare abgegebenen Producte, bis diese auf den Markt gebracht wird, beizutragen.
4. Dem Eigenthümer für jede Arrobe ungeschälten Kaffees, etwa drei gestrichene Alqueiren, 400 Reis (ungefähr 10 Silbergroschen) für den Gebrauch der Trockenmaschinen u. s. w. zu bezahlen, bis daß die Arbeit gemeinschaftlich geschehen könne, wie es in vorhergehendem Artikel gesagt ist.

5. Die Kaffeebäume, welche in der Zahl der ihm angewiesenen aussterben, wieder zu ersetzen.
6. Solidarisch dem Herrn Luciano Teireira Nogueira zwölf Procent Zinsen zu bezahlen von dem Tage an, wo er die ihm vorgeschoßene Geldsumme erhalten wird.
7. Die Interessen der Lebensmittel für die Familie des genannten Colonisten werden nur mit sechs Prozent bezahlt; der Colonist verpfändet für diese beiden Zahlungen wenigstens die Hälfte seines Reinertrags.
8. Die Colonisten sind dem Reglement der Colonie unterworfen.

#### Art. 4.

Nach dem durch Herrn Luciano Teireira Nogueira gemachten Verkauf der Waaren gehört diesem die eine Hälfte, die andere dem producirenden Colonisten.

#### Art. 5.

Die Lebensmittel und andere vom Colonisten geerntete und consumirte Subsistenzgegenstände gehören ihm zu ganzem Eigenthum. Von dem Anteil aber dessen, was verkauft wird, fällt die Hälfte dem Herrn Luciano Teireira Nogueira zu.

#### Art. 6.

So lange als der Colonist treu seine Verpflichtungen erfüllt, kann Herr Luciano Teireira Nogueira nicht die seinigen brechen; doch steht dem Colonisten frei, die Colonie zu verlassen, vorausgesetzt, daß er ein Jahr vorher dem Herrn Luciano Teireira Nogueira davon Nachricht gegeben habe. Sollte er die Colonie verlassen, ohne diese beiden Verpflichtungen erfüllt zu haben, so unterwirft er sich einer Geldstrafe von 50 Mtrs. per Kopf.

#### Art. 7.

Jeder Zweifel, der sich über den vorliegenden Contract zwischen Herrn Luciano Teireira Nogueira und dem Colonisten erheben sollte, soll entschieden werden durch Schiedsrichter

vor den competenten Behörden des Landes, und das ohne weitere Formalität noch Appellation (devra être litigé par des arbitres devant l'autorité compétente du pays et cela sans autre formalité ni appel).

#### Art. 8.

Herr Luciano Teixeira Nogueira kann den gegenwärtigen Contract mit allen Stipulationen abtreten an wen er will, falls nicht der Colonist Joseph Salin annehmenswerthe und gegründete Ursachen hat, nicht bei der vorgeschlagenen Person eintreten zu wollen.

#### Art. 9.

- Die unterzeichneten Colonisten erklären, übereinstimmend und zufrieden zu sein mit den Artikeln des gegenwärtigen Contracts, und daß von heute an die ganze Familie sich solidarisch verpflichtet zur Bezahlung der in Art. 1 erklärten Summe und zur Bezahlung der Vorschüsse an Geld und Gegenstände (en espèces ou en matières), die ihnen in Zukunft gemacht werden.

Und zur Beglaubigung dessen ist der vorliegende Contract unterzeichnet werden.

Capinas (soll wol Campinas heißen), 29. April 1857.

Luciano Teixeira Nogueira.

Joseph Salin. Auguste Salin.

Als Zeugen: João Baptista Pupo de Moraes.  
Jesuino José de Nascimento.

Kaum einige Bemerkungen mache ich zu diesem Contract.

Schon der erste Artikel beweist die Gefahr des ganzen Systems. Unmöglich konnten die Salins die für arme Colonisten ungeheuere Summe von 1600 Thlr. nur durch Reisekosten an Schulden contrahirt haben. Sie kamen mit einigen Schulden zu einem ersten Herrn, dort wuchsen trotz der Arbeit ihre Schulden, und sie kamen in die Hände des Herrn Luciano,

der, wenn er nicht reine Humanitätsrücksichten hatte mit den armen Leuten, keineswegs verständig that, sie zu nehmen. Wirklich saß Salin, als ich in S.-Paulo war, im Gefängniß, wie man mir erzählte, weil sein Contract unmöglich geworden war und dennoch von ihm erfüllt werden sollte.

In den Verpflichtungen der contrahirenden Theile gegeneinander scheint nichts Verfängliches zu liegen, und doch haben sich in einer Menge von ähnlichen Verhältnissen Zweifel erhoben, die zu den schreiendsten Klagen und Beschuldigungen gestiegen sind.

Nicht dem Herrn Luciano, sondern dem Parcerieverhältniß hat man vorgeworfen, daß den Arbeitern die Sachen theuerer verkauft würden als sie werth wären, daß man ihnen nur zwei Drittheile fruchttragende Kaffeebäume (Art. 3, 2) zuertheilte und ein Drittheil jungen Anwuchses, an deren Pflege die Leute gar nichts verdienten; daß man zu ihrem Nachtheile falsches Maß gebrauchte (Art. 3, 4) und Unklarheiten im Verkauf der Waare (Art. 4) stattfinden ließe. Unbedingt unbillig war es auch, daß, wenn die Leute beim Gewinn ihrer Lebensmittel einen kleinen Ueberschuß hatten (Art. 5), sie diesen zur Hälfte abgeben müßten, da sie, wenn sie bei Miswachs nicht genug ernteten, das Fehlende nachkaufen, und es, wenn sie keine Baarzahlung leisten konnten, zu sechs Procent verzinsen müßten (Art. 3, 7).

Auch über diese Zinsenberechnung sind Skandale erzählt worden. Man sagte mir in S.-Paulo, daß man einzelnen Leuten das in den einzelnen Monaten Vorgeschoßene am Ende December aufzaddirt und zu sechs Procent berechnet hätte, so daß das im Anfang des December vorgestreckte Geld schon am Ende desselben Monats zu sechs Procent gerechnet ward, was für alle Monate aufgerechnet, wie man mir sagte, neununddreißig Procent geben würde. Auch in den Gursberechnungen kamen Zweideutigkeiten vor. Art. 8 erinnerte an ein

vollkommenes Leibeigenschaftsverhältniß; der Arbeiter gehörte nicht zu einer Scholle, wohl aber zu einem Stück Papier, und mit diesem konnte er abgetreten werden nach Willkür der Unternehmer. Und wie sollten sie gegen einen neuen Herrn reclamiren? Wenn der alte Herr sie abtreten wollte und sie dagegen reclamirten, so hatten sie es mit ihm verdorben, und er konnte sich gegen sie rächen, wie er wollte. Auch Art. 7 ist ungeheuer zweideutig! Wo bekommt denn auf einer einsamen Fazende ein widerspenstiger Colonist Recht? Wie bekommt er Recht, wenn die competente Behörde der eigene Gutsherr, dessen Bruder, Schwiegersohn ist!

Außerdem kommt es mir vor, als ob die Gutsherren nun auch bei allem, was die Colonisten anging, verdienen wollten. Ich sah z. B. eine Abrechnung eines Colonisten, der seine Schuld als Handwerker in der Stadt abverdienen wollte. Von Hafen zu Hafen hatte man ihm 334 Francs Passage ange-rechnet; so viel bezahlt aber ein Zwischendeckspassagier unbedingt nicht, ja ich meine, er kann für 250 Francs nach Santos kommen. Daß in seiner Rechnung nun auch Hosen, Schuhe u. s. w. vorkamen, erschien mir wenigstens heiter: der Colonist X. schuldet an Se. Excellenz den Herrn Senator Y. für eine Hose so und so viel! Wirklich, ich finde das nicht würdig! Wenn ich Senator wäre, ich würde den armen Teufeln eine Hose schenken, oder sie als Sansculotten zum Teufel jagen, aber keine Hosenverkauffsfactur aufmachen!

Höchst lästig ist den armen Colonisten auch der Transport ihrer Sachen vom Hafen von Santos bis zu den einzelnen Fazendas geworden. Sie bezahlten die theuern Miethpreise der Maulthiere ganz in brasiliанischer Weise. Man hat mir von einer zahlreichen Familie erzählt, die alte Kisten und Kästen und Betten mitbrachte, Sachen ohne allen Werth, aber dennoch als Familienstücke fast heilig gehalten von den armen Leuten. Statt ihnen nun den Rath zu geben, solchen alten

Trödel ins Meer zu werfen, gab man ihnen Maulthiere zum Transport bis in das Innere der Provinz und hinterher eine juristisch richtige Rechnung, die sich allein für diesen Transport auf 280 Mrs belief, d. h. über 200 Thlr. preuß. Et. Das darf gar nicht wundern, die Preise sind hoch. Ich selbst bezahlte für meine Tour von Santos nach S.=Paulo, die ich hätte in einem Tage machen können, für ein einziges Thier 12 Mrs. (fast 10 Thlr.), und beim Herunterreiten nach Santos 16 Mrs. (fast 13 Thlr.). Auch für die kleinen Wohnungen, in denen sie auf den Fazenden wohnen, müssen die Getäuschten Miethe bezahlen.

Und hinterher bleibt die Familie solidarisch für die Schuld verpflichtet! Wenn z. B. Salin mit 1600 Thlr. Schulden im Gefängnis sterben sollte und einen Sohn von sechs Jahren hinterließe, so wird der Junge rechtsgültig zu 6 Prozent auferzogen, bis er arbeitsfähig ist, und fängt dann mit sechzehn Jahren an Capital und Zinsen der Schuld seines Vaters und seiner eigenen Ernährung abzuarbeiten, womit er in seinem Leben nie fertig wird.

Anfangs ging es leidlich, aber bald entstanden große Gärungen. Es kam auf beiden Seiten zu Reactionen; einzelne Colonisten sollen Prügel bekommen haben; man hat mir von einem erzählt, dem man den Arm zerschlagen hat.

Ich will nicht all die Skandale berichten, die vorkamen. Infolge der vielen Klagen, die nach Europa gingen, kamen sogar von dort Untersuchungscommissionen. Ein Dr. Heusser benahm sich, wie es scheint, zweideutig im Berichterstattentum und machte das Uebel noch schlimmer, und alles schien in Flammen der Zwietracht aufgehen zu wollen, zumal als noch ein Schullehrer Davaß mit Nachdruck und Ernst gegen jeglichen Druck auftrat. Da schickte denn die Regierung von Rio-de-

Janeiro aus den ehemaligen Polizeichef Valdetaro mit einem deutschen Secretär Reye nach S.-Paulo, und eine lange Untersuchung begann und endete mit einem langen Berichte, der wenig bestimmtes, Entschiedenes gibt. Es wird beiden Parteien manches darin vorgeworfen. Die Colonisten werden meistens als gemeine Menschen geschildert, wie Menschen aus den untern Klassen immer sind, wenn sie malträtiert werden. Ein falsches Maß kommt aber auch einmal vor und wird im Bericht entschuldigt. Das Ende war, daß der würdige alte Marquis von Olinda, Ministerpräsident und ehemals Regent des Landes, an den Präsidenten der Provinz S.-Paulo folgenden Befehl erließ:

„Der Desembargador Manoel de Jesus Valdetaro, welcher am 2. Sept. des vergangenen Jahres von der Regierung ernannt worden war, um die in der Provinz existirenden Colonien zu untersuchen, hat zwei Relatorien der angeschlossenen Copien vorgelegt, in welchen sich einige Vorfälle bewahrheitet finden, welche zum Schaden der Colonisten einerseits, andererseits zum Schaden der Unternehmer ausgeschlagen sind. Und da diese Acte, außer ihrer Ungerechtigkeit, dahin führen, wenn man sie nicht zurückdrängt, daß dadurch das Kommen neuer Colonisten erschwert, wenn nicht ganz verhindert wird, während unser Ackerbau deren doch so sehr bedarf und sie dringend verlangt, und die kaiserliche Regierung, eifrig beschäftigt der Dringlichkeit arbeitender Hände entgegenzukommen, große Opfer an Geld bringt, um die Auswanderung aus der Fremde zu befördern: so befiehlt Se. Kaiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz nach Untersuchung der unrechtmäßigen und beeinträchtigenden Acte gegen die Rechte und Interessen beider Theile, die in den Colonien der Provinz vorgekommen sind und aus den angeschlossenen Copien hervorgehen, sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bestrebe, daß die Misbräuche, von denen ich geredet, aufhören und sich in Zukunft nicht wieder-

holen. In der Ausführung dieses kaiserlichen Befehls haben Ew. Excellenz Rücksicht zu nehmen auf die Thatsachen, welche bewahrheitet sind durch den Commissar, und die Contracte und die Gerechtigkeit kränken, ohne sich in ihrer Abschätzung einzigt und allein von dem Urtheile leiten zu lassen, was derselbe Commissar darüber fällt.

Marquis von Olinda."

Nie ist wol ein Befehl besser gemeint gewesen als dieser. Und doch ist er nicht im Stande und wird es nie sein, allem Unheil abzuholzen und künftigen Beeinträchtigungen vorzubeugen, die in den Parceriecolonien vorkommen können und vorkommen werden.

Als ich in S.-Paulo meine flüchtige Erscheinung machte, meinten die öffentlichen Blätter, ich käme als ein neuer offizieller Untersucher. „So weit ging weder Auftrag mir noch Eifer!“ Und doch muß ich einiges darüber sagen.

Das Parceriesystem und die aus ihm sich entwickelnden Folgen sind, was man auch Gutes, Schönes, Trostendes, Väterliches, Patriarchalischес darin hat finden wollen, ein schwarzes Blatt in der Entwicklungsgeschichte von Brasilien, sie sind eine Pestbeule im gesunden Aufblühen des freien Ackerbaues mittels einer Einwanderung von Deutschland, viel schlimmer als je Sklavenhandel war.

Diese Pestbeule hat aber nach drei Seiten hin ihre brandigen Folgen gezeigt.

Ehrwürdige Männer, deren bedeutende Stellung ihren Namen außer allem Verdacht heraushob, haben, wenn sie schon einen bekannten Namen hatten, ihren Namen, das Beste, was sie hatten, verdächtigt: sie haben sich in der öffentlichen Meinung Sachen unterschieben lassen müssen, die einen sehr ernsten Ausdruck verdienten. Gerecht oder nicht gerecht, begründet oder nicht begründet, diese öffentliche Meinung ist ein Got-

tesurtheil, was sich vor keinen irdischen Richterstuhl stellen, von keiner legalen Behörde bestätigen oder umwerfen lässt. Von der öffentlichen Meinung und deren Verdammung wäscht kein Commissionsbericht wieder rein. Und wenn nun gar ein Commissionsbericht kommt, der zum Theil die öffentliche Meinung bestätigt!

So haben jene Parcerieunternehmer nicht nur sich verdächtigt, sondern sie haben — und das ist eine zweite Wirkung jener Pestbeule — wirklich zahlreiche Auswanderer unglücklich gemacht. Gedankenlos haben Auswanderer Contracte unterschrieben, deren Wortlaut, deren Bedeutung ihnen vielleicht gar nicht einmal klar war, oder deren rechtsgültige Einhaltung sie sich vielleicht gar nicht gedacht haben angesichts der bekannten und vielgepriesenen Humanität der Gutsbesitzer. Und wenn nun diese Rechtseinhaltung eintrat, so wurden die rohen Gemüther jener einfachen Leute angeregt und zu Uebergriffen, Verbrechen geführt, die ihnen und allen Leuten ihrer Kategorie den guten Namen austilierten, den sie hatten. Und das ist eine ganz besondere Sünde jenes Systems, daß es, während im freien Landbau anerkannt schlechte Subjecte sich besserten und wackere Menschen wurden, aus vielen Leuten, die bisher leidlich gut und nur leidenschaftlich und roh gewesen waren, entschiedene Verbrecher mache.

Viele Leute in den Parcerien sollen glücklich sein, das ist möglich; viele sollen ihre Verwandte haben Nachkommen lassen, das ist auch möglich. Vielen geht es viel besser als es ihnen in Europa ging, und das ist auch möglich. Und bei all diesem Glück, bei all diesem Bessergehen können sie doch betrogen sein, könnten sie doch ihre Arbeitskräfte viel mehr verwerthen, als ihnen in Parceriecolonien zugestanden ist. Auf der Unkenntniß brasilianischer Zustände beruht ja das meiste Engagiren von Leuten in Europa! Dienstboten, Lehrer, Erzieherinnen, sie werden ja fast immer, wenn sie sich in Europa

engagiren lassen, ganz direct betrogen. Ich erinnere mich einer jungen Erzieherin, die vor Jahren ganz glücklich nach Rio kam, weil man sie in Europa für die Summe von 20 Thaler per Monat engagirt hatte, während sie nach ihren Leistungen doch 50 — 60 Thaler verdient hätte. Ich traf irgendwo einen jungen Apotheker, der auch in Europa zu seiner Zufriedenheit engagirt worden war. Als er nun mit seinem Brotherrn zum Consul ging, um durch dessen Unterschrift den nach europäischen Verhältnissen gemachten Contract volle Rechtsgültigkeit zu geben, sagte der gewissenhafte, wackere Consul: „Diesen Contract bestätige ich nicht; den jungen Mann haben Sie betrogen!“

Somit können wir ganz unbefangen sagen: Auch in den Parcerien können die Leute zufrieden sein und ihre Verwandten nachkommen lassen, und doch können sie betrogen sein.

Und nun folgt die dritte Folge des Parceriesystems, die allerschlimmste. Durch all die ewigen Anschuldigungen, Verklagungen, Untersuchungen und Gegenuntersuchungen hat man in Deutschland, in der Schweiz und überall nicht etwa das Parceriesystem verdächtigt und verdammt, sondern die ganze brasiliianische Auswanderung und Colonisation. Man hat die Sünden von wenigen zweideutigen Unternehmern dem ganzen Lande zum Vorwurf gemacht, und nicht den Gutsbesitzern, einigen Gutsbesitzern in S.-Paulo, sondern der ganzen brasiliianischen Regierung wegen der Marine, freie Menschen in eine modifizirte Leibeigenschaft zu bringen, das Verdammungsurtheil gesprochen.

Das ist allerdings eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen. Und doch war das vorauszusehen. Oder wußte man in Brasilien nicht, daß es in Europa, in Deutschland Kettenhunde gibt, die darauf angewiesen sind zu bellen, sowie etwas vor-

übergeht, sei es, was es wolle? Nun ging gar eine Sünde, ein Schreckensgespenst vorüber, und sie bellten furchtbar und werden noch lange bellen! Oder sollten sie vielleicht jetzt schweigen, gerade jetzt?

Angesichts aber all des Frischen und Fröhlichen, was ich in freien Colonien an allen Enden und Ecken gesehen habe, angesichts der freudigen Opfer und des guten, festen Willens, womit die Regierung für die Neuankommenden sorgt und immer sorgen wird, angesichts des neuen deutschen Lebens und Gedeihens unter freien Formen, und auf der andern Seite angesichts der Klagenden und Verklagungen in S.-Paulo kann ich nicht anders als mit jenem unbeugsamen Römer ausrufen: „Censeo Carthaginem esse delendam!“ Und nochmals: „Censeo Carthaginem esse delendam!“ Weg mit diesen Parcerien, weg mit diesem System der gebundenen Arbeit, weg mit dieser Pestbeule! Sie vergiftet jegliches Vertrauen im Auslande zu brasiliанischer Humanität und Sitte.

Was soll aber aus all den großen Fazendas werden und den reichen Grundbesitzern, deren Gedeihen für den Staat und den ganzen Finanzhaushalt so ungeheuer wichtig ist und der Regierung große, große Sorgen machen muß? Was sollen sie anfangen?

Die Frage ist sehr inhalts schwer, und ich gestehe ganz offen, daß meine Doctorenweisheit hier zu Ende geht. Ich erinnere aber mit großem Ernst an jenes Wort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Sünden der Väter schleptten in ganzen Jahrhunderten Negersslaven nach Brasiliien, die Sünden der Väter bauten den Kindern Häuser auf mit dem Schweiße der Sklaverei, und jetzt werden diese Sünden heimgesucht gerade an denen und unter denen, bei welchen die Sklaverei am blühendsten war und die schönsten,

reichsten Früchte trug, „denn der Herr läßt nicht mit sich spotten“!

Und solche alte Sünder bekehren sich nicht zum Guten. Ein alter Gutsherr, dessen Adelsmotto Sova e tronco von Jugend auf war, kann keine freie Arbeit dulden: er kann höchstens ein krüppelhaftes Parceriesystem erfinden, in dessen Schlingen, Fallstricken, Willkürlichkeiten und Unklarheiten er und seine Untergebenen sich fortwährend fangen und sich in tragikomischer Weise zu Tode zappeln.

Und in solchem tragikomischen Zu-Tode-Zappeln will ich sie lassen.

Unterdeß braucht man um das Schicksal der Provinz S.-Paulo keineswegs besorgt zu sein. Was an einzelnen Größen zerfällt, baut sich in vielen kleinen Gruppen wieder auf. Selbst aus der Parcerie sind schon gute Kräfte hervorgegangen, wackere freie Arbeiter, die sich im Parcerieverhältniß als Schufte und Lumpen betrügen, wegließen oder weggejagt wurden, weil mit ihnen nicht fertig zu werden war. Viele haben sich unter günstigen Verhältnissen sogar aus dem Nexus losarbeiten können und haben sich selbständig hingestellt.

Mit Macht und Festigkeit wird dem Fortschritt von der Regierung die Hand geboten. Man sucht alle Theile der Provinz dem Verkehr, der Entwicklung zu eröffnen. Gerade bei meinem Aufenthalt in S.-Paulo wurde meine Aufmerksamkeit lebhaft angezogen durch ein Unternehmen eigenthümlicher Art und wichtiger Folgen.

Recht eigenlich mitten durch die Provinz S.-Paulo fließt in nordwestlicher Richtung zum Paraná ein herrlicher Strom, der schon genannte Tieté, dessen Wichtigkeit für die Provinz S.-Paulo nicht nur, sondern für Goiás und Matto-Grosso von jeher in die Augen springend war.

Ein ganz ausgezeichneter Marineoffizier, Antonio Mariano de Azevedo, wurde beauftragt den Fluß zu einer genauern

Untersuchung zu befahren und ein gewissenhaftes Gutachten über denselben abzugeben. Die Schwierigkeiten solcher Flussexpedition waren ungeheuer groß, aber Azevedo überwand sie in einer Weise, mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die mir den Mann wirklich bewundernswürdig machten und mir den lebhaftesten Wunsch erregten, ihn persönlich kennen zu leknen.

Ich kam am 27. Sept. eben aus dem Palast des Präsidenten, als mich in der Thür ein Marineoffizier anredete und mich fragte, ob ich Dr. Avé-Lallemant wäre! Ein Marineoffizier in S.-Paulo ist aber eine solche Seltenheit, daß mein erster Gedanke Azevedo war, und wirklich hatte ich den ausgezeichneten Explorator des Tieté vor mir. Unser Begegnen war nur momentan; ich erhielt von ihm sein ausgezeichnetes „Relatório do primeiro tenente d'armada Antonio Mariano de Azevedo, sobre os exames de que foi incumbido no interior da província de S.-Paulo“ (Rio-de-Janeiro 1858). Also ein ganz frisches Gebäck, was noch heiß von der Pfanne her ist.

Es thut mir wirklich leid, daß ich das Relatorium hier nicht übersetzen darf. Unbedingt würde es das interessanteste Stück meiner ganzen Reisebeschreibung sein. Der Verfasser gibt eine Geschichte der Flussfahrten des Tieté zur portugiesischen Zeit und ihrer Wichtigkeit für die im Innern des Kaiserthums ganz geschlossenen Provinzen, bis diese Schiffsfahrten seit der Unabhängigkeit Brasiliens fast ganz aufhörten und die Guyabaner auf dem langen, mühsamen Landwege von 360 Leguas (270 geogr. Meilen) mit Rio-de-Janeiro verkehrten. Bei der zunehmenden Kraftentwicklung aber, die durchweg in Brasilien sich jetzt fand gibt, zeigt der kühne Untersucher des Flusses dessen vollste Wichtigkeit in einer höchst anziehenden Weise, aber auch die Schwierigkeiten bei seiner Benutzung.

Dieser Schwierigkeit kommt nun die Regierung mit gro-

ßer Energie entgegen. Am Flusse werden einige Punkte angelegt, eine Art friedlicher Militärcolonien, und vor allen Dingen eine Dampfschiffahrt eingerichtet. Dazu ward ein eisernes Dampfboot gebaut. Es kam in einzelnen Stücken nach Santos und ward dort, die Schiffsstücke und die Maschinen in Abtheilungen bis vier Arroben schwer, auf Maul'esel geladen und über die Serra nach S.-Paulo und von dort weiter getragen bis dahin, wo der Tieté schiffbar wird. Ich sah selbst bedeutende Maulthierzüge, die solche Schiffsstücke trugen, ein Unternehmen, das allerdings ungeheuer schwer ist, ungeheueres Geld kostet, aber eben deswegen auch einen schönen Beweis gibt von der Energie der Regierung zur Förderung der Landesinteressen.

Wenn sich so frischer, fröhlicher Anbau des Landes unter freier Arbeit überall in der Provinz regt, wenn auch noch in kleinerm Maßstabe, wenn so mittels Dampfschiffahrt an den Küsten der Provinz, mittels Dampfschiffahrt auf den Flüssen sich rüstige Thätigkeit mittels freier Arbeit entwickelt, nun so sei man nicht gar zu ängstlich, wenn einige Größen, deren Basis Sklaventhum war, krachend zusammenstürzen, und andere vergebens suchen sich statt der Sklavenbasis eine Parceriebasis unterzuschieben. Die Zeiten solcher modifizirten Feudalsysteme sind vorbei oder dürfen gar nicht aufkommen. Am allerwenigsten kann sich der deutsche Landbauer zu solcher Basis hergeben, wie breit auch sein Rücken sein, wie passend seine Faust auch dazu erscheinen mag. Er ist nur ein freier Landbauer!

Ich kann nicht umhin hier eine kurze Stelle aus dem Relatorium des wackern Azevedo wiederzugeben. Auf S. 21 spricht er von der Nothwendigkeit, Colonialpunkte am Flusse des Paraná anzulegen und Menschen herbeizuziehen, und fährt dann fort:

„Freilich ist der Wendepunkt, in welchem wir uns durch

den fast plötzlichen Mangel an ackerbautreibenden Armen befinden, und durch die Schwierigkeit der verwickelten Colonisationsfrage ein großes Hinderniß zur Realisirung solcher Maßregeln.

„In meiner geringen Meinung indes ist der kritische Zustand, in welchem wir uns befinden, der Anfang zu einer wichtigen und nothwendigen Umwälzung, welche viel eher vor sich gehen wird, als viele voraussehen. Ich bin überzeugt, daß eine vielleicht sehr nahe Zukunft das Problem lösen wird durch den Untergang des großen Grundbesitzes. Dieser alte Rest des Feudalismus und Colonialsystems wird nicht lange mehr bestehen können, zumal nicht in einem Lande wie das unserige, in welchem man dem demokratischen Element so viel Uebermacht und Stetigkeit gegeben hat, und dessen Bevölkerung für viele Jahre im Verhältniß zu seiner Territorialausdehnung dünn sein wird. Die Parceriecolonisation zeigt uns täglich, daß sie unter uns nicht Stich halten kann. Mögen die bei ihrer Einführung Interessirten sagen, was sie wollen, sie wird substituirt werden durch den kleinen Grundbesitz; denn der europäische Ackerbauer wird nie sein Vaterland verlassen als nur in der Aussicht sich zum Landbesitzer zu machen und Vermögen zu gewinnen. Ich beziehe mich hier vorzugsweise auf die Deutschen, das einzige Volk, welches nach meinem Dafürhalten uns von den allerschlechtesten Ideen und Gewohnheiten befreien kann, welche uns die Portugiesen hinterlassen haben, sie, die Hauptursache von allem, was uns als Nation und als Individuen nur immer Schlechtes begegnen könnte. Sie werden es immer vorziehen ihr eigenes Land zu bebauen, selbst in Matto-Grosso, als die Hälfte der Ernte zu gewinnen auf fremdem Boden, wie vortheilhaft dieser auch gelegen sein mag, und wie wenig eingebildet der Anteil am Gewinn künftig sein dürfte, womit man sie hintergeht.“

Ganz vorz trefflich das, frisch und gesund geurtheilt, offen und wahr eingestanden! Wahrhaftig, ein brasiliensischer Seeoffizier, der so tief hineinblickt in den Beruf und die hohe Bedeutung der Sachsen für Brasilien, muß recht bald Admiral der Kriegsmarine werden, unter deren Schutz und Aufsicht die deutschen Einwanderer übers Meer kommen!

Möchte man aber das offene Geständniß eines wackern patriotischen Offiziers als ein Zeichen der Zeit nehmen, und es ist ein solches, mehr als irgendeins, was ich citiren könnte, und es als solches besonders in Deutschland selbst hoch anschlagen, in Deutschland, wo sich eine gewisse Kategorie meiner NATUREN und unfertiger Subjecte immer und immer in ihrem schmuzigen Hafte gegen das junge, aufstrebende Kaiserreich nicht beruhigen kann.

Aber auch solche Kämpfe müssen ausgehalten und überstanden werden, und allerdings muß noch manche alte Form, manches alte Portugiesenthum, manche alte Sünde des Sklaventhums zusammenstürzen, ehe alles gut ist. Und allerdings steht auch mir da der große Grundbesitz obenan. Er kann nur mit Sklavenarbeit betrieben werden, oder mit Leuten, die leichter als die Angelsachsen und überhaupt Germanen sich zu einer Maschine zusammenbringen lassen, wie man das in den Parcerieverträgen so unglücklich versucht hat. Ja wenn in Brasilien die Bevölkerung so dicht wäre wie in Europa! Das ist ja aber der Segen für die Einwanderer, daß des unbenußten Bodens so ungeheuer viel ist und es nur darauf ankommt, ihnen denselben zugänglich zu machen.

Nach diesen kleinen Parceriebetrachtungen habe ich wenig mehr über die Stadt S.-Paulo zu sagen. Die juristische Fakultät verlangt eine viel weitere Auseinandersetzung als ich sie hier geben kann; denn das Institut ist von der höchsten Wichtigkeit für das ganze Land. Ich hebe mir seine genauere Betrachtung für andere Seiten auf.

Auch vom Stadthospital habe ich gar wenig zu sagen. Eben hatte die Stadt eine schwere Pockenepidemie durchgemacht. Doch hat man die Zahl der Todten bedeutend übertrieben und selbst bis auf das Zehnfache angeschlagen. Dagegen muß die Zahl der Erkrankungen wirklich außerordentlich gewesen sein. Ueberall sah man frische Pockenspuren in den Gesichtern der Leute, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn man einmal in einem Reisebuch in Betreff der Bewohner von S.-Paulo lesen sollte: „Die Bevölkerung der Stadt S.-Paulo pflegt gesleckte Gesichter zu haben.“

Man hatte für die Pockenfranken ein provisorisches Hospital eingerichtet. Doch war es schon wieder geschlossen. Das Stadthospital ist sehr kümmerlich: ein tiefliegendes Erdgeschoß, was der Stadt keine Ehre macht, wenn sie sich rühmen will, die weit vorgesetzte Hauptstadt einer mächtigen Provinz zu sein.

Das Bemerkenswertheste im Hospital ist ein Bild auf einer Seitenwand des Betraals. Es scheint mir von bedeutender künstlerischer Vollendung und hohem Werthe zu sein, und verdient gewiß aus seiner Verborgenheit gezogen zu werden.

Leider hatte ich in S.-Paulo nicht das Glück, mich dem Herrn Präsidenten Fernandes Torres vorstellen können; dagegen lernte ich zwei Pseudopräsidenten kennen und könnte eine recht artige Anekdote aus dem Provinzialbureau erzählen. Es fehlte wenig, so hätte ich mich geärgert.

Statt aber irgendetwas übel zu nehmen, stieg ich am 28. Sept. ganz vergnügt auf einen Mustang, den ich mir miethete und klepperte zum Thore hinaus, sehr wenig erbaut von der Stadt S.-Paulo und ihren vielgepriesenen Herrlichkeiten, nachdem ich noch am Abend vorher trotz eines starken Gewitters den Tietê besucht hatte, von dem die Stadt eine kleine halbe Stunde entfernt ist.

Der Eleté ist bei S.-Paulo schon ganz stattlich und vornehm, und würde schon von hier an schöne Schiffsglegenheit bieten, wenn nicht neun Leguas unterhalb der Hauptstadt ein Salto von bedeutenden Dimensionen seinen Lauf unterbräche. Eine lange Holzbrücke ist ihm bei S.-Paulo überbaut, die jedoch manchen Gefahren beim Anwachsen und furchtbaren Uebertreten des Stroms ausgesetzt ist.

Ich ritt am 28. Sept. bis zum Rio-das-Pedras und kam um Mittag des folgenden Tags in Santos an, wo gerade denselben Tag ein hamburgischer Schiff mit etwa 40 Parcerie-colonisten angekommen war, ein Beweis, daß das System der Parcerie in Deutschland in seiner Verwerflichkeit noch nicht allgemein genug bekannt ist und sich noch immer niedeträchtige Betrüger finden, die die unwissenden Leute zur Eingehung solcher Contracte bereden.

Am 1. Oct. ging ich mittags 12 Uhr an Bord des Schraubendampfers Josephine und auf ihm in die See hinaus bei wundervollem Wetter und etwas bewegter See. Der Com-mandant war ein recht feiner Mann, der seine Josephine mit Handschuhen über See führte. Das Schiff selbst war als Packetschiff auf einer sehr kleinen Linie sehr hüsch und sauber gehalten und hatte nur die Inconvenienz aller Schraubenschiffe, daß es sehr heftig schwankte und beim raschen Umschwung der Schraube höchst unangenehm erzitterte. Doch machte die Schraube nur 32 Umdrehungen in der Minute.

Die Fahrt von Santos nach Rio-de-Janeiro ist sehr einfach und gefahrlos. Beim Auslaufen aus der Barre geht man östlich zwischen der großen Insel S.-Amaro und der kleinen, steilen Leuchtturminsel Ilha da Moella hindurch und bleibt dort ziemlich constant im Curs von Nordost etwas zu Ost. Eine einzige Stelle verlangt Vorsicht; fast mitten auf der Fahrt nach der Insel S.-Sebastião ließen wir eine In-

sel, Ponta do Trigo, links und eine kleine Gruppe, die so genannten Alcatrizes, rechts weit im Meere liegen, Inselbildungen, die bei dunkler Nacht gewiß gefährlich genug werden können. Später erblickten wir eine Spize der Ilha de S.-Sebastião.

Am Morgen des 2. Oct. lief die Josephine längs der Ilha-Grande und Marambaia. Dann aber überfiel uns so plötzlich ein feuchter Nebel mit Ostwind, daß der Kapitän das Schiff nur mit halber Kraft laufen ließ, wodurch Ungewissheit und Störung eintrat, die damit endete, daß wir uns beim Verschwinden der Nebel in der allernächsten Nähe der Küste hinter der Tejucá befanden.

So genossen wir denn im nächsten Anschauen den vollen Zauber jener kolossalen Küstenbildung, die wirklich, so dicht vom Meeresrand betrachtet, herrlich und großartig ist. Wir ließen alle kleinen Inselbildungen jener Gegend rechts liegen; die kleine vom Meere umrauschte Strandkirche der Copacabana blieb eben einen guten Steinwurf von uns entfernt; prachtvoll ragten hinter ihr die Dois-Irmões heraus, hinter diesen der Gavia gewaltige Felswand.

Um 2 Uhr lief die Josephine durch das Felsthor von Sta.-Cruz hindurch und brachte uns auf ruhigerm Fahrwasser bis zum Fort Villegaignon. Die Polizeivisite kam und erklärte uns für landungsfähig.

Mit herzlicher Freude betrat ich den Boden von Rio-de-Janeiro wieder und wurde herzlich begrüßt von denen, deren Begrüßung mir besonders lieb war.

Vor allen Dingen aber erfreute mich der Rückblick auf meine Reise selbst.

Es mag selten einem Reisenden so gut gegangen sein wie mir. Bei fortwährend guter und unerschütterter Gesundheit, von auffallend schönem, anhaltend gutem Wetter begünstigt, bet sich mir fortwährend alles dar, mit dessen Hülfe ein nur

einigermaßen willensfester Reisender alles, was wie Schwierigkeit und Gefahr aussieht und vielleicht wirklich sein mag, leicht und ohne Anstoß überwindet.

Und so kann ich nicht ohne besonders lebhafte Freude auf die Menschen zurückblicken, mit denen ich in Verührung gekommen bin. Kaum einer hat mich gelangweilt, aber unzählig viele mich hoch erfreut und zu dem allerwärmsten Danke verpflichtet. In wie vielen Gegenden auch ein eigenthümliches thätiges Menschentreiben noch zu schlummern schien, an vielen, ja unzähligen Punkten ist es dagegen mächtig erwacht und regt sich im Thal und auf den Höhen, an den Flüssen und am offenen Meere, am meisten, kräftigsten, hoffnungsvollsten in der deutschen Colonisation, deren herrlicher Anfang und machtvoller Fortschritt zu einem gesegneten Ende führen wird, reich gesegnet für die, die da von Deutschland kommen, reich gesegnet für die, in deren Lande die Kommenden gastlich aufgenommen wurden.

Und beim gegenseitigen Helfen und Fördern habe ich denn auch ein immer größeres gegenseitiges Vertrauen gefunden. Der Fremde, der Kommende ist kein Gegenstand des Misstrauens mehr, und er selbst findet gastliche Aufnahme, wenn er des Landes Recht, Gesetz und Sitte achtet, und Hochachtung bei allen, wenn er selbst einen wohlabgewogenen Grund in sich fühlt, sich achten zu lassen.

In allem, was für das materielle Wohlsein der in einzelnen Colonien lebenden Deutschen zu finden war, sind meine Erwartungen weit übertroffen worden, ja mir ist wirklich im Anschauen dieser eigenthümlichen Colonisationsentwicklung eine neue Welt aufgegangen, wie ich sie nie gekannt, nie gemuthmaßt hatte.

Je mehr nun das materielle Gediehen dieser Ansiedelungen sich herausstellt, desto mehr dringe ich auf Eins, worauf ich schon mehrfach hingedeutet habe, auf die gesetzliche Sicher-

stellung des evangelischen Glaubensbekenntnisses und die legale Anerkennung seiner Kircheneinrichtungen.

Es begeisterte mich, als ich den darüber ausgesprochenen Ausdruck in der Thronrede am 2. Mai 1858 las. Es erfreute mich, als ich darauf einen Gesetzesvorschlag des Justizministers las, welcher den Kammern vorgelegt werden sollte! Ja, mit gespannter Erwartung kam ich nach Rio-de-Janeiro zurück, und — umsonst schien der Wortlaut in der Thronrede gesprochen, vergebens der Gesetzesvorschlag des Justizministers gemacht worden zu sein. Hier und in der protestantischen Welt Europas, namentlich in Deutschland, hat das ein allgemeines Befremden und eine nicht wohlthuende Kälte hervorgerufen, und wohl möchte mir, wenn ich mich fremd stellen wollte in den hiesigen Angelegenheiten, die Frage erlaubt sein: Sollen wir Protestanten hier in Brasilien nun eigentlich einwandern oder auswandern, denn wir können beides?

Wenn ich es aber wagen darf unbefangen und ganz nach meinem besten Gewissen hin mich zu fragen und die Gesinnungen derer zu erforschen, die die Schicksale hier im Lande lenken, so weiß ich ganz bestimmt, was zu hoffen ist, weiß ganz bestimmt, woran wir glauben, worauf wir trauen dürfen.

Nicht die Furcht vor dem Protestantismus ist es, warum die weltliche Macht ihn duldet und ihn nächstens, trotz einer Landeskirche, anerkennen wird, nicht die Furcht, sondern die Achtung vor ihm und seinem Evangelium. Und wenn der alte achtzigjährige Kirchenfürst von Pernambuco neulich einen Hirtenbrief ergehen ließ, worin er nicht uns mit unserm Evangelium angreift, sondern die Landesregierung, welche, statt die pestiferos inversores dos dogmas religiosos und gratuitos promulgadores de execranda impiedade zu processiren, ein criminoso silencio beobachtet und ihre Pflicht

nicht kennt, die constitutionelle Landesreligion zu vertheidigen und forschreiten zu machen, so geht das eben die Regierung an. Nachher bekommen wir auch unsern Anteil, und der alte katholische Berserker räth uns wieder auszumarschiren aus dem Lande von Sta.-Cruz, da ja doch die competenten Behörden nicht die evangelischen Wahrheiten vertheidigen u. s. w.

Dabei kann ich eine kleine linguistische Frage nicht unterdrücken. War es etwa eine kleine Schalkheit vom Journalisten in Pernambuco, daß er, indem er fortan den alten Bischof zu denjenigen zählt, die den berühmten Cäsar mordeten, den Brutusaufruf nicht im Vocativ macht, sondern ihn im Nominativ adjectivisch stehen läßt und den alten Kirchenfürsten fragt: „*Tu quoque Brutus?*“ (Journ. do commercio von Rio, 24. Oct. 1858, S. 1, Spalte 3.)

Aber auch diese kleine antiprotestantische Bewegung scheint mir bedeutungslos, um so eher, als gerade in denselben Tagen der würdige Staatsrat und frühere Kriegsminister Manoel Felizardo de Souza e Mello, an dem die deutsche Einwanderung und Colonisation, die katholische und protestantische, als ihrem würdigen Director, eine so mächtige Stütze und Förderung fand, zum Präsidenten von Pernambuco ernannt worden ist und deswegen seinen humanen und väterlichen Sinn für Katholiken und Protestantten gewiß nicht ändern wird.

Die Angelegenheit der Colonisation würde durch sein Fortgehen einen unersehblichen Verlust erleiden, wenn nicht in deren Direction ganz in demselben Gange fortgesfahren würde. Herr Bernardo Augusto Nascentes de Azambuja, bisher interimistischer Director der Colonisationsangelegenheit, ist in die Thätigkeit des neu erwählten Präsidenten von Pernambuco

getreten, ein Mann, der allgemeine Achtung besitzt und mit großer Liebe und Humanität über zwanzig Jahre schon sich mit der hochwichtigen Colonisationsfrage beschäftigt, die für ihn dasselbe geworden ist, was sie für das ganze Land ist: die eigentliche Lebensfrage!

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

116,

Digitized by Google











THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY  
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be  
taken from the Building

Digitized by Google

6

